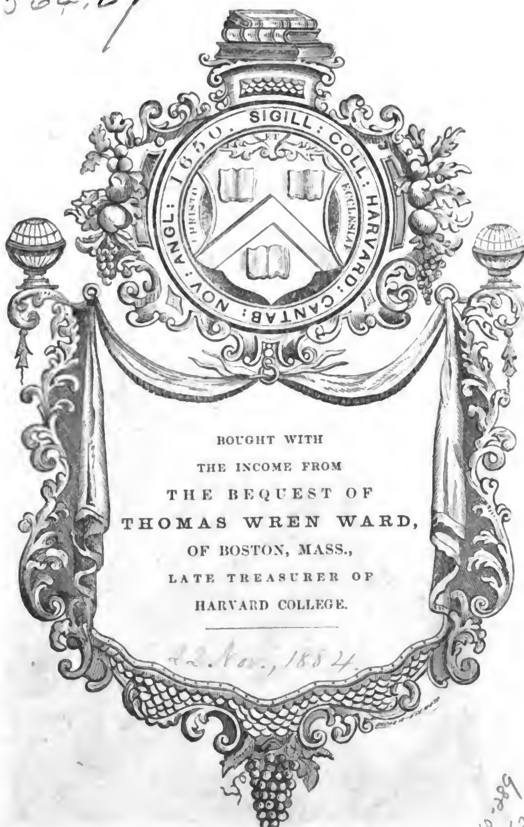

SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE

Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Zweiter Band.

Politische und culturhistorische Aufsätze.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Politische

und

Culturhistorische Aufsätze

von

Jakob Philipp Fallmerayer.

Türkei. Russland. Zur orientalischen Frage.
Zur europäischen Politik. Deutschland. Lebensbilder.
Zur Culturgeschichte.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Inhalt.

Türkei.

Blick auf die untern Donauländer.

(1839.)

Wenn die Zeichen der Zeit nicht alle trügen, gehört die nächste Zukunft in Europa und Asien den Slaven an; nicht etwa in dem Sinne, daß die Völker dieser Erdtheile auf einmal Knechte einer fünften Weltmonarchie und die freien Länder germanischer und latinischer Zunge willenlose Satrapien des aufsteigenden Reiches Moskovien würden. Seitdem man in Europa durch gemeinsame Kraft das Joch fremder Herrschaft zerbrochen hat, ist einerseits die Liebe und das Bedürfniß vaterländischer Freiheit so tief und so unaustilgbar in die Herzen der Völker eingedrungen, andererseits aber auch bei den Fürsten Sinn für Gerechtigkeit und Achtung fremden Gutes in einem solchen Grade erstarkt, daß mit der Macht auch der Wille, die Ordnung des Welttheils zu stören, auf viele Menschenalter verschwunden scheint. Allein bewegungslose Ruhe mit einem Fortleben isolirter Glückseligkeit liegt weder in der Natur des europäischen Staatenbundes noch der menschlichen Dinge überhaupt; auch ist eine thatsächlich und zu jeder Zeit standhaft eingehaltene Gleichheit unter Individuen, wie unter Völkern, eine anerkannte Unmöglichkeit.

Deswegen gab es, so weit die Kunde rückwärts reicht, in jeder Weltperiode einen Centrallebenspunct, sei es Idee oder

materielle Macht, um welche — als sichtbaren Repräsentanten einer bald strafenden, bald mit väterlicher Hand lenkenden Providenz — freiwillig oder nothwendig sich alles öffentliche Wirken bewegt. Nicht die Menschen selbst in ihrer Weisheit, sondern eine höhere Ordnung, eine unsichtbare Macht theilt die Rollen aus und es liegt auch nicht in der Willkür der Nationen, einer durch providentielle Verfügung auferlegten Bestimmung zu entfliehen,

scilicet est aliud, quod nos cogatque regatque
majus, et in proprias ducat mortalia leges.

Mehr als siebenzig Millionen Menschen slavischen Blutes wohnen im russischen Reiche, in Preußen, Sachsen, Oesterreich und in der Türkei — Jahrhunderte lang zerstreute Glieder, aber heute durch den Glanz des vornehmsten und begabtesten Zweiges zum Bewußtsein gemeinsamen Lebens erwacht, — während das Abendland sichtbar ermüdet und mit seinen eigenen Elementen im Kampf, mehr als je einer compacten Gegenkraft bedarf, um Zerfall und allgemeine Verflüchtigung der Geister zu hemmen. Kraft und Gegenkraft war von jeher das Gesetz für alles politische Leben, und der Unterschied zwischen heute und ehemals beruht in der Weltgeschichte großentheils auf Umfang und Masse der in den Kreis der beiden rivalisirenden Weltkräfte hineingezogenen Länder und Nationen.

Im Mittelalter, nach völliger Zertrümmerung der alten Welt und nach vergeblichem Ringen eines großen Genius das abendländische Chaos zu ordnen, war es eine Zeit lang zweifelhaft, ob der Wiederaufbau der Staatsgesellschaft und die Grundlage der neuen Weltordnung von dem Volke der Slaven oder der Germanen ausgehen sollte. In rascherem Schwunge als selbst in Deutschland hatte die beseligende Doctrin des Christenthums in der weiten Region zwischen Nowgorod und Kiew die Keime neuen Lebens entfaltet. Was man heute Rußland nennt, war im eilften

Jahrhundert voll romantischen Sinnes, voll republikanischer Einrichtungen, ritterlicher Sitten, Industrie, Handel, Reichthum und Gelehrsamkeit. Kiew war ein zweites Konstantinopel, mit schönen Bauten, mit Schulen und Bibliotheken. Man lehrte dort Griechisch und Lateinisch, goß in Metall, stickte und malte besser als im Occident. Man hielt Annalen und Kirchenbücher, schrieb den slavischen Dialekt mit Reinheit und nicht ohne guten Geschmack, besonders in der Dichtkunst, von deren zahlreichen Erzeugnissen nur Igors Epos, das slavische Lied der Nibelungen, trotz fünfhundertjähriger Drangsale, bis auf diese Zeiten herab gekommen ist. Die großen Handelsstraßen gingen damals durch die Landschaft der Russen und führten Gold, Kunstsinn und Fremde aller Zungen nach Smolensk, Kiew und Nowgorod. Freibürger in Städten, und sogar freie Ackersleute lebten bei den Slaven zwischen dem eilften und dreizehnten Jahrhundert, während das Abendland fast nur Leibeigene hatte. Selbst die Gerechtigkeitspflege war in jenem Lande weniger abergläubisch und voll von Vernunft und Billigkeit im Handelsverkehr zwischen Fremden und Einheimischen. Auch körperliche Strafen wurden bei dem alten freien Slavenvolke nicht geduldet, Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung mit Gold, Freiheit oder Leben gesühnt*).

Byzantinische Scribenten rühmen an den slavischen Völkerschaften neben der Liebe für Unabhängigkeit und Selbstregiment noch insbesondere ihr gastliches und lebensfrohes Wesen, ihr brüderliches Gefühl und ihren musikalischen Sinn. Und wenn andere Völker bei der Wahl zwischen einem nationalen oder fremden Gewalthaber jedesmal denjenigen vorziehen, der ihnen die größere Masse materieller Glückseligkeit bietet, wollten die Slaven

*) Karamzin und Stroyeff fassen Alles zusammen.

lieber von Fürsten ihres eigenen Stammes niedergedrückt werden, als sich fremden Gesetzen — obgleich unter bessern Bedingungen fügen und unterwerfen. Sie glaubten dadurch in ungünstigen Schicksalen ihr Nationalprincip: bloß sich selbst zu gehorchen, wenigstens in einem gewissen Sinne noch zu retten*). Der merkwürdigste Zug im Charakter dieses Volkes bleibt jedoch immer sein unbesiegbarer Hang aus dem Nordlande in bessere Himmelsstriche auszuwandern, besonders aber die fruchtbaren Provinzen des byzantinischen Reiches an sich zu reißen. Wie weit ihm dieses zwischen dem fünften und neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wirklich gelungen, und mit welcher Standhaftigkeit und mit welch ungebändigter Wuth sich die Strömung vom neunten bis ins zwölfte Jahrhundert in derselben Richtung gegen die untere Donau ergoß, ist vielleicht nicht der unwichtigste Gegenstand historischer Forschung für die gegenwärtige Zeit. Im Abendland hat man gute Gründe, Slavenmacht und Slavenglanz mit einigem Widerwillen, und so lange es thunlich scheint, sogar mit vornehmer Geringachtung zu behandeln, als ebenso wenig geeignet, heißt es, Interesse an der Vergangenheit zu erregen, wie Besorgniß für die Zukunft einzuflößen.

Denn ungeachtet ihrer Nationaldemuth haben die Deutschen noch immer nicht vergessen, daß sich ihre Voreltern einerseits der heidnischen Legionen erwehrt, und andererseits die über Oder und Elbe hereingedrungenen Slaven nicht nur mit Waffengewalt gebändigt, sondern großentheils auch noch Sitte, Lebensweise und Sprache der Ueberwinder anzunehmen gezwungen haben. Es gibt aber eine politische Vergeltung und mehr als Eine Art, für altes Unrecht Strafe zu zahlen. Wenn daher, wie es Viele annehmen, das Romanenthum, das Germanenthum und das

*) Leo Tactica, cap. XVIII. §. 99—108.

Slaventhum die drei großen Elemente des christlichen Weltprocesses sind, deren successives Hervortreten in der ewigen Ordnung der Dinge liege, so hätte sich Europa selbst gerichtet und müßte bald auf Mittel und Wege sinnen, wie der bevorstehenden Zeit mit Würde zu begegnen sei. Wenigstens sollte man doch einmal den Geist blinder Zuversicht dämpfen, und durch die Vergangenheit belehrt nicht länger auf den Spruch jener deutschen Auswanderer zu Cäsars Zeiten pochen: sese unis Suevis concedere, quibus ne dii quidem immortales pares esse possint; reliquum quidem in terris esse neminem, quem non superare possint.

Neben den turko-tatarischen Stämmen haben die Deutschen die größte Schuld für Druck und Mißhandlung slavischer Völker abzutragen. Wir wollen aber hier nicht vorwitzig untersuchen, in welcher Weise und wie weit dieser Act politischer Gerechtigkeit gegen Abend vorschreiten könnte. Die Nationalaufgabe und das dem Slavenvolke gleichsam ursprünglich und unaustilgbar im goldenen Lebensfaden eingewebte Thema ist die Züchtigung islamitischen Hochmuths und Ueberströmens gegen die Lehre Christi und ihre Bekenner. Die übrigen Nationen der Christenheit haben der Reihe nach mit diesen Feinden Gottes Bruderschaft gehalten und Buhlschaft getrieben. Die Slaven allein haben ihren Sinn rein erhalten und weder im Glück noch im Unglück, weder als Sieger noch als Besiegte jemals die Hand zu aufrichtigem Frieden geboten und dem instinctmäßig glimmenden Zorn gegen die Kinder Mohammeds entsagt. Jede Kraft und jedes Leben, im Reiche der Geister wie der Natur, hat von Anfang her einen erblichen, durch nichts zu versöhnenden Widerpart.

Erkläre man die Sache wie man wolle, sehe man in der Slavenpolitik unserer Tage noch so viel selbstsüchtiges Treiben, noch so viel Herrschsucht und irdisch gemeinen Schmutz, in der

Tiefe dieser Volksbewegung lebt dennoch als Haupttriebkraft eine religiöse Idee, der ewige Frohnkampf demüthigen Christenglaubens gegen die gemüthlose Tyrannei der Vernunft. Und da die westlichen Nationen nach einander zu den Fahnen der letztern schwören, erhebt sich am Ostrande des lebensvollen Welttheiles ein Coloß glaubensbegeisterter und klug gelenkter Menschen als Gegengewicht und Hemmschuh des stolzen und umwälzenden Sinnes der abendlichen Welt. So viel ist indessen auch dem Befangensten klar, daß der uranfängliche und unausgleichbare, durch Alexanders Genie und durch die römischen Legionen vorübergehend verletzte, aber durch die Erbauung Konstantinopels und durch das Testament des Theodosius, wie durch die Kirchendisciplin eines Photius und Cärularius gesetzlich und auf ewige Zeiten ausgesprochene politische und religiöse Widerspruch zwischen Orient und Occident mit dem Aufblühen eines großen Slavenreiches seine Vollendung und gleichsam welthistorische Gestaltung erhalten müßte. Noch liegen zwar die einzelnen Gliedmaßen des großen Körpers in getrennter Wirksamkeit über der ganzen Osthälfte Europa's vom Mittelmeere bis Nowaja Semlja zerstreut; aber kann man leugnen, daß sie alle in einer lebendigen Gährung sind und, von einer homogenen Bewegung ergriffen, sich unwillkürlich näher rücken, daß heute, wie nach jener großen Wasserfluth

vetus humor ab igne
percaluit solis, caenumque udaeque paludes
intumuere aestu . . . ?

Von diesem neuen Regenerationsproceß führte uns neulich Dr. Possart in seinem Werke über Serbien und über die Kriege des Fürsten Milosch das dem Scheine nach isolirte, im Grunde aber von der allgemeinen Slavenbewegung abhängige Factum, die Emancipation der Serben vom Joche der Konstantinopolita-

nischen Centralgewalt vor. Dr. Possart ist selbst Slave und weiß, mit wie wenig Gunst in Deutschland Lobpreisungen slavischer Großthaten und slavischen Emporkommens aufgenommen werden. Dieses Gefühl drückt seine Sprache nieder und raubt ihr großentheils jenen Schwung, den ihr ein ebenso muthvoll als standhaft durchgeführter Kampf seiner Stammgenossen wohl einflößen dürfte. „Seht“, spricht er gleichsam zu den Deutschen, „wie ungerecht ihr seid! Unter allen Christenvölkern der illyrischen Halbinsel haben die Serben sich zuerst mit Erfolg gegen die Zwingherrschaft der Mohammedaner erhoben, und ohne einen andern Beistand als der Sympathie ihrer moskowitischen Brüder, durch eigene Kraft große Heere überwunden, und nach zwanzigjährigem, wechselvollem Kampf den heimatlichen Boden vom Feinde gesäubert und im Lande überall dauerhafte Keime der Freiheit, der Ordnung und der bessern Zukunft niedergelegt. Bei diesen Gefahren seid ihr gleichgültige Zuschauer geblieben, konntet dagegen nicht Worte genug finden, um den Heldenmuth der griechischredenden Nachbarn anzustaunen, die lange nach uns und unterstützt vom Beifallruf, vom Golde und von den Heeren gesammter Christenheit endlich mit Mühe in einem Theile ihrer Heimat die Sclavenkette zerbrochen haben.“ Hr. Possart hat Unrecht, in Deutschland mit schüchternem Sinn für seine Landsleute um Gerechtigkeit zu betteln. Man darf nur in einfacher, nervichter, wohlgeordneter Rede erzählen, was geschehen ist und in der nächsten Zukunft geschehen kann, wird und muß, und die Geringachtung, über die man klagt, wird schnell einem andern Gefühle Platz machen, da die Deutschen nicht die Leute sind, sich gegen fremde Völker in die Länge mit Uebermuth zu brüsten, sobald ihr Gewicht in der politischen Wagschale bemerkbar wird.

Sollten die Slaven in der That, wie es einige hoffen, andere

befürchten, die islamitische Welt zertrümmern und, in einen gemeinsamen Bund verschmolzen, ihr Antlitz gegen Abend kehren, so wird das von Parteiungen zerrissene und für fremdes Uebergewicht jederzeit bewunderungsreiche Deutschland nicht säumen, seine Genuflexionen dem neuen Götzen des Tages zuzuwenden, Kleiderschnitt, Wendungen und Theorien von ihm zu entlehnen, seine Sprache schön zu finden und wohl gar noch seine uralte Größe und Majestät in Versen zu verherrlichen. Aber auch bei einem weniger glänzenden Loose in der Zukunft muß numerisches Uebergewicht, fortschreitende Ausbildung, standhafte Politik mit der seit Swätoslav's Feldzügen gegen die Byzantiner im zehnten Jahrhundert sprichwörtlich gewordenen Todesverachtung der slavischen Krieger zuletzt auch noch bei den feindseligen Njemetz jenes billige Urtheil erzwingen, dessen angeblich fortwährende Versagung die Freunde der Slaven so bitter empfinden. Hr. Possart möchte uns eine recht vortheilhafte Idee über Volk und Land von Serbien einflößen und spart keine Mühe, beide im günstigsten Lichte darzustellen. Er begnügt sich nicht, sein Gemälde aus den wenigen im Abendlande umlaufenden Notizen zusammenzufügen; er arbeitet hauptsächlich nach einheimischen Originalquellen, und mancher Pinselstrich scheint sogar im Lande selbst durch lebendige Anschauung Farbe und Leben erhalten zu haben.

Und in der That, vergleicht man das quellenreiche, von tiefen Strömen durchzogene, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte, von einer ausgezeichnet schönen, heitern und tapfern Menschenrace bewohnte, berg- und thaldurchschnittene, von warmgrünen Birkenhainen und vom dunkeln Baumschlag seiner langen Ahorn-, Eichen-, Linden- und Buchenwälder beschattete Serbenland, wie es der Verfasser schildert, mit dem kahlen, wasserarmen, schattenlosen Felsengewirr und dem ausgebrannten Strande von Hellas, so könnte man sich im ersten Augenblick allerdings über die

frostige Gleichgültigkeit der Europäer für das eine, und über den warmen, unvergänglichen Enthusiasmus für das andere verwundern, wenn man nicht wüßte, welche entgegengesetzte Erinnerungen die Vergangenheit diesen beiden Supplicanten abendländischer Gunst verliehen.

Die Einwanderung der Serben in ihre gegenwärtigen Sitze fällt in eine Epoche und ist mit Begebenheiten verknüpft, von welchen man bei uns nicht gerne reden hört. Auch ist es heute Niemand unbekannt, daß der serbische Name sich nicht etwa bloß auf die zwischen den Flüssen Timok und Drin gelegene Gebietsstrecke beschränke, sondern das ganze Illyrien von Montenegro bis Belgrad, und von der adriatischen Küste bis Bulgarien umfasse, und überdies seine Zweige über einen nicht unbeträchtlichen Theil Ungarns erstrecke, ohne von der uralten, schon lange durch die Germanen verschlungenen Serbenlandschaft in Ostfranken und Sachsen zu sprechen*). Die Gesammtzahl der heute noch slawoserbisch redenden Menschen schätzt Hr. Possart auf ungefähr fünf Millionen, von welchen drei dem griechischen, etwa zwölfmalhunderttausend dem mohammedanischen und etwas unter einer Million dem lateinischen Ritus angehören. Von den griechischen Serben wohnt eine Million im eigentlichen Serbien, ebenso viele in Ungarn, und die dritte Million in Bosnien, Herzegowina, Tscherna-Gora (Montenegro), Cattaromündung und Dalmatien. Die mohammedanischen dagegen sitzen insgesammt in Bosnien; die katholischen aber zum Theil in derselben Provinz, sowie in Slavonien, Kroatien und Dalmatien. Wenn es auch nicht wahr ist, wie sich unlängst die Kunde verbreitete und wie Hr. Possart noch zu glauben scheint, daß man vor Kurzem in einem serbischen Kloster alte und von Augenzeugen verfaßte Chroniken in ver-

*) Siehe Chronicon Gotvicense; K. v. Spruner, Atlas zur Geschichte von Bayern.

schiedenen slavischen Sprachen gefunden habe, die vom ersten Einfalle der Slaven in die Donauländer bis zum Jahr 1721 gehen, so lernen wir doch aus einer andern Quelle, wann, woher, durch wen und warum die slavischen Serben in ihre heutigen Sitze gekommen seien.*) Kaiser Heraklius (610—641 n. Chr.) berief sie von jenseits der Karpathen in das byzantinische Reich mit der Bedingniß, die obengenannten damals öde liegenden oder von Barbarenhorden besetzten Landstriche zu säubern und als kaiserliche Unterthanen anzubauen.

Kriege, schnelle Verbreitung, Künste des Friedens, Bekehrung zum Christenthum, Losreißen vom byzantinischen Reichsverband, Blüthe, Macht und Verfall dieses betriebsamen und zahlreichen Volkes durch den Zusammenstoß mit den osmanischen Türken füllen im Zeitraum von fast tausend Jahren einen nicht unbeträchtlichen Theil der byzantinischen Annalen. Konstantins Notiz ist vollkommen klar. Aus Groß-Chorwatien und Groß-Serbien, über Turkien (d. i. Ungerland) und Bajiwarien hinaus an der Frankia, die auch Saxonia heiße, und dem an letzteres angrenzenden Böheim seien diese Serben-Colonisten nach Illyricum gezogen.

Die Commentatoren wollten zwar in „Bajiwareia" der Byzantiner die später bekannte karpathische Bergspitze „Babjegori" sehen und folglich den Ausgang der Ueberzügler, was für unsere Zwecke im Uebrigen gleichgültig wäre, weiter nach Osten verlegen. Die mittelalterlichen Provinzen Chorwatien in Ostböhmen und Schlesien, sowie Serbien in Westböhmen, Meißen und Lausitz sind aber zu bekannt, und der scharfsinnige Schafarik hat in der Sache zu unwiderleglich entschieden, als daß hierüber noch weiter zu reden wäre.**) Ueberhaupt ist die wichtige, mehr

*) Constantin. Porphyrog. de administrat. imp. c. 30 et 31.

**) Schafarik, Abkunft der Slaven. Ofen 1828.

als ein halbes Jahrtausend umfassende Frage über die eben so häufig auf friedlichen als gewaltthätigen Wegen erfolgte Ausbreitung des großen Slavenstammes noch erst im Beginnen, muß aber bei fortschreitendem Lichte auf Ergebnisse führen, die bei den Vorurtheilen der meisten Abendländer heute noch problematisch sind. Ueberhaupt liegt auf diesem geduldigen, in alle Lagen und Verhältnisse sich dehnbar und schmiegsam hingebenden Volke etwas Inhaltliches und Geheimnißvolles, was insbesondere die Germanen erschreckt und zornig macht. Sollte etwa gar die uralte Streitfrage der Weltweisen, „ob Kraft mit trotzigem Ungestüm, oder Geduld und standhaftes Leiden in menschlichen Dingen weiter führe und Dauernderes hervorbringe,“ an diesem Volke entschieden werden?

So viel geht allmählich jetzt schon hervor, daß man die Slaven unter jene Völker zählen muß (es gibt deren nur wenige auf dem Erdboden), die nach großen Calamitäten und Weltstürmen das Wiederherstellungsmaterial verödeter Länder und Reiche liefern. In diesem Sinn wurden bald kleinere Haufen, bald ganze Stämme derselben vielfach nicht etwa nur von den Fürsten Deutschlands, sondern in noch größerem Maßstabe von den Imperatoren in Konstantinopel herbeigezogen, um durch ihren eingepflanzten Sinn für Häuslichkeit, Ackerbau und Handel, und durch die unbesiegbare Kraft des ewig jungen, stillen, innern Volkslebens wieder zu ergänzen und zu heilen, was Ehrgeiz, Herrschsucht und blinde Wuth der sogenannten erobernden Völker zertrümmert hatte. Mögen übrigens die Serben geladen oder ungeladen in das Reich gekommen sein, so erkennt man in der Sprache des Chronisten, der sie „auf kaiserlichen Befehl“, *βασιλικῇ προστάξει*, einwandern läßt, immerhin die alte, auch in den kläglichen Umständen des siebenten Jahrhunderts ungeschwächte Anmaßung des byzantinischen Hofes auf die Herrschaft

des ganzen Erdbodens. „Wer in Konstantinopel regiert, ist dem Rechte nach Herr der Erde," haftet seit Erbauung dieser Stadt als unaustilgbare Idee in den Köpfen aller Morgenländer, von welcher Nation, Sitte oder Religion sie immer seien.

Konstantinopel, laut dem byzantinischen Gesetzbuche auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut,*) ist Hauptstadt der Welt und irdische Residenz Jesu Christi, den dasselbe Gesetz für den wahren und rechtmäßigen Imperator des Orients und sohin der ganzen Erde erklärt. Die Justinian, die Heraklius, Komnenen und Paläologen waren dem Staatsrechte nach nur Substitute und irdische Collegen des himmlischen Βασιλεύς, und nannten sich in ihren Decreten nicht „von Gottes Gnaden", sondern Christus liebende und von Christus gekrönte Monarchen des Erdkreises, ertheilten den kaiserlichen Segen (Benedictio papalis der römischen Kirche), erklärten in festgesetzten Tagen ihren Hofleuten und Magnaten das Evangelium als den eigentlichen Reichscodex, und besaßen von Rechtswegen die Gabe der Mirakel. Der alte Hofstyl von Byzanz wird heutzutage nicht weniger strenge eingehalten, als weiland unter dem Basileus Heraklius und dem in Purpur gebornen Konstantin. Nichts ist in der Vorstellung dieser Leute verloren, so lange man noch Herr von Konstantinopel ist. „Seid ihr Franchi wirklich stärker als der Sultan," hört man oft genug im Orient, „warum nehmet ihr nicht Stambul ein?" Ein kaiserlicher Befehl, heißt es, sei nach dem Unglück bei Koniah (1832) von der hohen Pforte an die Moskowiten abgegangen, ungesäumt zum Schirm des Padischah herbeizueilen. In gleicher Weise sei auch der Aufruhr des Deli-Konstantin in St. Petersburg durch Mahmuds weltschiedsrichterlichen Spruch:

*) Cod. Theodos. lib. V.

„Der empörte Fürst habe kein Recht zur Krone," wieder gedämpft und beschwichtigt worden.

Das ist freilich Wahnsinn, aber den Orient von dieser Krankheit zu heilen, gibt es nur ein einziges Mittel, dessen Wirkung aber auch, zu Ehre und Ruhm des christlichen Namens, eben so vollständig als unabwendbar und unwiderstehlich sein wird. Daß diese welthistorische Sendung von der über alle irdische Politik schwebenden Vorsehung dem Slavenblute übertragen sei, ist ein Glaube, zu dem sich der christliche Theil des Orients seit lange einmüthig bekennt, der Occident aber sich wider seinen Willen allmählich hingezogen fühlt.

Es gehört nicht hierher, den Widerstand zu richten, welchen die vielbesorgte Staatsweisheit der Menschen einem Ereigniß bereiten mag, dessen Eintritt von ihrem Standpunct aus betrachtet, immerhin ein Uebel sein mag. Der Wissenschaft muß es gestattet sein, in Beurtheilung der menschlichen Dinge von einer höhern und tröstlichern Ansicht auszugehen, und selbst die täglichen Erscheinungen auf dem Welttheater an einen feststehenden, politischer Wandelbarkeit nicht unterworfenen Kern anzureihen. Ebenso unschicklich und vergeblich will man sich verbergen, daß die außerhalb Germanien zerstreuten und deßwegen gegen Angreifer nur zu oft schwachen Slavenstämme an einem aus ihrer Mitte ein gemeinsames Centrum gefunden, von welchem Wärme, Leben und Bewegung bis zu den entlegensten Gliedern ausströmt. Diesen Punct hätte der Verfasser etwas entschiedener hervorheben sollen, wozu sich im Gemälde über das abwechselnde Steigen und Fallen des serbischen Freiheitskampfes gleichsam von selbst Gelegenheit erbot. Unsererseits halten wir es für eine übelverstandene Heuchelei (es ist hier nicht von Herrn Dr. Possart die Rede), im Verlauf der fast vierzigjährigen Serbenrevolution nur einen Augenblick die moskowitische Grund-

lage zu verkennen, oder sich zu ärgern, wenn der Starke und Hülfreiche zuletzt auch an Ehre und Nutzen des Sieges Theil haben will. Wahr ist es allerdings, die Serben haben den Streich selbst geführt, Anfangs kühn und ungestüm unter dem wilderen Zerny-Georg, nachher bedächtig und nachhaltig unter dem listigeren Milosch. Aber Nerv und Kraft hat ihrem Arm nur das Bewußtsein geliehen, hinter sich ein bluts- und glaubensverwandtes Volk zu wissen, welches den Osmanli für immer Ruhm und Sieg auf dem Schlachtfelde entrissen hat. Nur einmal und gleichsam zufällig erzählt der Verfasser, wie im heftigsten Drange der insurgirten Serben die einfache Frage des russischen Gesandten in Konstantinopel: was für einen Krieg die Türken mit den Serben führten, und daß es gegen den Friedensvertrag von Bucharest sei, Wunder gethan und die größten Schwierigkeiten augenblicklich beseitigt habe.

Durch allgemeine Aufregung der Gemüther das Joch der Knechtschaft zerbrechen, war von jeher leichter, als die empörte Fluth wieder in das Rinnsal gesetzlich und hierarchisch geordneten Staatslebens einzulenken. Am unbändigsten aber zeigten sich immer die Leidenschaften nach errungenem Siege in jenen Ländern, welche in Folge langen Nationalunglücks mit den vornehmsten Geschlechtern auch die alte Herrscherfamilie verloren hatten. Im Kampfe gehorcht die Menge willig Männern aus ihrer Mitte, wie Zerny-Georg und Milosch Obrenowitsch, aber nach Beseitigung der Gefahr findet man es bald unbillig, diese Männer noch länger oder gar auf immer oberhalb gemeiner Linie zu erblicken. In solchen Fällen will Jedermann vorzugsweise das Vaterland gerettet haben, und seine Titel zur Herrschaft und Gewalt mit denen aller übrigen wenigstens von gleicher Stärke, wo nicht gar überwiegend finden. Welcher Segen für das befreite Volk in solchen Umständen sein uraltes, durch

die Ehrfurcht der Jahrhunderte geheiligtes und mit der Nation gleichsam zusammengewachsenes kraftvolles Regentenhaus sei, hat sich in den Stürmen unserer Zeit deutlich genug kund gethan. Zum Unglück des tapfern Serbenvolks hatten aber die Osmanli die grausame, für Sicherung ihrer Herrschaft aber leider zu klug berechnete Politik, das uralte Heldenhaus der auf dem Amselfelde besiegten Serbenfürsten mit ihren vornehmsten Knesen nach und nach zu vertilgen. Milosch Obrenowitsch ist klug und tapfer, sagen heute seine Landsleute und Kampfgenossen, die Stojan, die Tschupitsch, die Theodorowitsch, die Smilianitsch; aber wir sind es auch und warum soll er jetzt mehr sein als wir andern? Hat er vor dem Kampfe nicht auch den Karst geführt und mit Schweinen gehandelt, wie wir und alle unsere Landsleute? Von den Slaven gilt, wie vielleicht von keinem andern Volke, vorzugsweise des Dichters Spruch über die Bienennatur:

rege incolumi, mens omnibus una est:
amisso, rupere fidem, constructaque mella
diripuere ipsae et crates solvere favorum.

Ohne Zweifel hat für Rettung Moskoviens vom Tatarenjoch und für seinen bald erfolgten Aufschwung nicht am wenigsten der Umstand beigetragen, daß die Chane der goldenen Horde entweder nicht Kraft oder Staatsklugheit genug besaßen, den vielverzweigten Regentenstamm Ruriks zu ersticken. Entschieden ist bisher nur so viel, daß die Türkenmacht über Serbien auf ewig erloschen und das vom Sultan Mohammed II. aufgelegte Joch unwiederbringlich zerbrochen ist, nachdem es seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dieses schön geformte, rührige und von Natur unerschrockene Volk zwar niedergehalten und zum Schweigen gebracht, aber keineswegs im innersten Mark gelähmt und geistig getödtet hat. Ob es ihm auch vergönnt sei, ohne

Einrede mächtiger Nachbarn, unter Zank und Verwirrung nach eigenem Gutfinden zu entscheiden, von wem und wie hinfür in Serbien regiert werden soll, ist eine Frage, deren Lösung man der nächsten Zukunft überlassen muß. Wären die Serben in Bosnien durchgängig Christen geblieben, und die von Montenegro nicht gar zu sehr durch Localsinn und fremde Patrocinanz bewegt, alle aber ihren christlichen Brüdern, den slavisch redenden Bulgaren, weniger eifersüchtig entgegengestellt, so könnte sich aus der durch menschliche Weisheit schwerlich noch lange zu verhütenden Auflösung des Konstantinopolitanischen Sultanats eine christlich wohlgeordnete und militärisch hinlänglich starke Mittelmacht an der unteren Donau bilden und bloß durch ihr natürliches Gewicht den großen europäischen Friedensrichtern vielleicht manche Sorge ersparen. Bedenkt man aber, welche Ideen seit hundert Jahren im ungeheuern illyrischen Länder-Dreieck in Umlauf gekommen sind, welche Hoffnungen und Sympathien sich daselbst gebildet haben, und wie sich gleichsam von selbst das Besondere dem Allgemeinen, das Anarchische dem Geregelten unterordnet, die Sachen aber allenthalben über die Phrasen siegen, so bedarf es keiner Sehergabe, um nach gänzlicher Abräumung türkischen Schuttes Keime zu politischen Verwicklungen der ernsthaftesten Natur unter dem Boden Serbiens und der sinnverwandten Länder zu erblicken.

Zum Verständniss der neuen Unruhen in Kurdistan.

(1842.)

Zu nicht geringem Verdruß der Weltmüden hat sich das revolutionäre Ungethüm in Kurdistan und in den Euphratländern neuerdings erhoben. In der Meinung, alles sei vorüber und die osmanische Staatsmaschine auf lange Zeit wieder in friedlichen Gang gebracht, wollten sie sich eben zum Schmause niedersetzen und in sorgenloser Fröhlichkeit die Frucht politischer Weisheit verzehren, da wankt auf einmal der Boden und bricht die Rinde unter dem Fuße ein. „Ach ist denn keine Ruhe mehr! kann man denn gar nicht mehr fröhlich und ohne Harm sein!“ — Warum klaget ihr und bejammert euer Geschick? In Bagdad und Kurdistan wird jetzt nur fortgesetzt und mit reicherem Betriebscapital ausgebaut, was man verwichenes Jahr nach langen Vorbereitungen begonnen hat. Damals — Sie erinnern sich wohl — schenkten Sie meinen Berichten aus Stambul vielleicht weniger Vertrauen als sie verdienten, und eine etwas weitläufigere Mittheilung (7. April 1841) über Zustände des illyrischen Landtriangels, über bewegende Kraft und erste Ursache der byzantinischen Unruhen, über gewisse Vorgänge und geheime Fäden in Mesopotamien und in Semiramis' alter Residenz ist entweder, wie man sagt, auf der Straße zu Grunde gegangen oder ward von Ihnen selbst aus Mißtrauen über den Inhalt unbenützt ad acta gelegt.

Ich wohnte damals unter Türken und konnte im täglichen Verkehr mohammedanische Ergießungen hören, die zu den Ohren der Leute en place nur selten dringen. Wer Jahre lang der Selbstbelehrung und Erfahrung wegen das Spiel des Orients in der Nähe gesehen, soll zur Vergeltung für Mühe und Zehrung doch wenigstens in diesem Puncte einigen Credit genießen, wenn man auch ohne Rang und amtliche Stellung zum Publicum spricht. Es gibt noch Leute in Deutschland, welche Principien, aber keine Interessen haben. Dem größern Theil der Leser bleiben die Ereignisse des Morgenlandes ein nicht zu entwirrender gordischer Knoten, und der Fehlgriffe, der falschen Schlüsse, der Ueberraschungen und Verzagtheiten wird kein Ende sein, so lange Sie gemäßigte Erörterungen über Idee und weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie und eine correcte Definition des Neuhellenenthums in Ihren Spalten mit dem Bann belegen.

Unsere Zeiten bedrängt nur Eine Noth: im Birkenwalde und auf der traurigen Nadelholzebene hinter den Bollwerken der riphäischen Gebirge gährt es bedenklich,

ceu saxa morantur
cum rapidos amnes, clauso fit gurgite murmur,
vicinaeque fremunt ripae.

Gog und Magog mit seinen Horden rüttelt an den Thoren, sprengt die Schlösser auf, und reißt die Dämme nieder, die Nuschirwan seiner Wuth entgegensetzt. Es genügt ihm nicht mehr an Kumisrausch und Birkensaft, Gog will Pomeranzen essen und die lange Traube von Kerasunt schmeckt ihm süßer als die Heidelbeere von Smolensk. Gog behauptet, er sei eingeladen und man dürfe ihm nicht wehren, Freunden und Anverwandten jenseits der Berge nachbarlichen Besuch abzustatten. Wir alle mit Einer Stimme sagen nein, nur über Wege und Mittel die Gäste abzuhalten herrscht unter den Redenden Verschiedenheit. Was braucht's

da viel, rufen die einen, gebt den Türken eine Constitution, gebt Bankette, Walzer, Galoppaden und andere Artikel aus Paris. Eine Deputirtenkammer aus finstern Osmanli und zitternden Sclaven von Armenien und Bulgarenland, aus Griechen, Juden und Zigeunern brüderlich zusammengestellt, wird das zerfallende Reich neu gebären und einen Steindamm, eine Verneinung, eine Widerstandskraft erschaffen, um sie zersetzend, spaltend, abwehrend zwischen den Wellenschlag sympathisirenden Völkergewirrs in Illyricum hineinzustellen. Nein! Nein! schreien die andern, mit den Türken ist es für immer aus, sie sind verfaultes Holz, ausgebrannte Kohlen, und keine Kunst wird je die starren moslimischen Glaubenswächter, die Uelema und ihre Softa, zu nachgiebiger Aufnahme christlicher Staatsrecepte bewegen*), nur mit Anapästen, Triglyphen und Jamben, mit Fragmenten, Partikeln und „hunderttausend paar Ochsen", für abendländisches Gold in Anatolien aufgebracht, könne man am schnellsten Gog und Magog bezähmen. Dem kunstliebenden,

---

*) Uelema ist der arabische Plural von Alim, ein Doctor, ein Gelehrter, wird aber in der Pluralform auch vom Einzelnen gesagt, wie das in Deutschland wohlbekannte „Chevauleger". Die Uelema sind bei den Türken was einst die Canonisten und Casuisten, die Busenbaum, die Suarez, die Malagrida und Drexel im Occident waren, Theologen und Juristen in Einer Person. Die Softa aber (geschrieben wird Suachte, d. i. die Gebrannten) sind die Hochschüler von Konstantinopel, der fanatische Nachwuchs ihrer Meister im Corps der Uelema. Diese jungen Leute gehen in die Häuser der Vornehmen, die es bezahlen können, und wachen, daß man beim Gebet jedesmal die rechte Stellung nehme, die Worte gehörig accentuire, im Winden des Turbans nichts übersehe, und überhaupt die Wirthschaft im Innern der Privathäuser nach orthodoxem Commentar der islamitischen Doctoren führe. Sie sind die Accessisten von Byzanz, stärken laue Moslimen im Glauben und entwickeln für ihre Mühe große Tapferkeit beim Schmaus. Zugleich aber stehen sie der Regierung als wachsame, als erboste Kritiker gegenüber, für welche Sultan Mahmud ein paar Jahre zu früh gestorben ist.

humanen Sinn des Occidents wäre das letzte Auskunftsmittel am meisten entsprechend und folglich das Beste aus allen, wenn nur auch Gog und Magog mit Triglyphen, Anapästen und „Ochsen“ zu bekehren und zu dämmen wäre.

Eine dritte Meinung, mehr verneinend als maßgebend, räth gar nichts an und sagt bloß: „Nehmet euch in Acht, ihr wisset nicht welcher Geist im Orient weht; es lebt noch der Reichsgenius von Byzanz, mit dem ihr dort werdet kämpfen müssen, und die anatolische Kirche, deren Kräfte ihr nicht zu berechnen versteht; alles außer dem Kirchenglauben ist dort erstorben und die Nationalität fließt nur aus dem Dogma, und dieses geht so weit, daß man in der herrschenden Landessprache und im täglichen Verkehr Religion und Nation mit demselben Wort (Millet) bezeichnet.“ Ich bin Lateiner, Orthodox oder Moslim — das sind die einzigen politischen Farben, für die man im Orient Begriffe und Worte hat. Ueber Einrichtung und Ausübung der Herrschaft, worüber man sich in Europa in eine Unzahl von Secten, Systemen und Benennungen spaltet, denken alle gleich: ihrem Millet den ausschließlichen Besitz aller Gewalt, aller Rechte und Genüsse zu sichern und in der Bitterkeit gegen andere Bekenntnisse auf die äußerste Grenze hinauszurücken, ist dort allgemeine Lehre und die einzige Constitution, unter der man sich ein bürgerliches Gemeinwesen und ein Zusammenleben verschiedener Völker denken kann.

An Reinheit der Absichten und an patriotischem Sinn steht diese dritte Partei hinter den beiden übrigen nicht im geringsten zurück; nur behauptet sie klüger zu sein und in der Sache gründlichere Einsichten als ihre Antagonisten zu besitzen, und wenn ich recht verstehe, bildet die aus dem Geist des Orients gezogene und zu ganz andern Consequenzen führende Definition des Neu-Griechenthums den wesentlichen Unterschied und gleichsam den

Kern der Opposition. Nicht polemisch, nur historisch als von einer wirklichen Frage des Tages thue ich hier von der Sache Erwähnung. „Grieche sei wer anatolisch glaube wie die Griechen —" so lautet das Thema und — was wir in Deutschland bisher nicht bemerkt und auch jetzt noch ungern glauben — sämmtliche Christenstämme des byzantinischen Reichs, selbst mit Inbegriff des freien Griechenlandes, bekennen und vertheidigen, solange sie in den Türken ihren gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen haben, diese Definition. Nach der Vorstellung dieser Leute wäre vom Taygetus und dem spartanischen Mistra bis Archangel und Tobolsk an Glauben, Blut und Sitte alles gleichmäßig griechisch, und ihr Basilevs — ein wandernder Coloß — hätte vergoldete Marmorpaläste am Ladoga, an der Moskwa, zu Sebastopolis im taurischen Chersones und vollende eben jetzt aus kluger Vorsicht eine vierte Burg, prachtvoll und kunstreich mit Säulengang, Terrassen und hohen Fensterbogen, im schönsten Styl und kaiserlichem Maß aus behauenem Gestein — eine feste Zwingburg — auf den Anhöhen des goldenen Horns, mit dem Blick gegen die aufgehende Sonne und das schweigende Holz-Seraï des Padischahs. Fliegende Hütten seien ihm zu Perejeslaw in Bulgarien, in Serbien zu Kragujewaz, in Cetinje auf Montenegro und sogar zu Slabo-Piast bei Kerasunt errichtet. Weit entfernt über Unbedeutendheit und politische Schwäche Griechenlands zu jammern, wollen andere beim Anblick moskowitisch-argivischer List und Gelenkigkeit, moskowitisch-archäischer Disciplin, Flotten, Heere, Garden und Feuerschlünde, Ländergröße und Volkszahl eher Schrecken als Bewunderung empfinden. Ja einige befürchten sogar, daß alles was Europa an Land, Ehren, Geld und Gut den Hellenen von Morea geschenkt hat und noch schenken könnte, zuletzt dennoch nur mit dem großen Capitalstock der Orthodoxen von Kiew und Smolensk zusammenrinne.

So weit wird es hoffentlich nicht kommen; indessen liegt der Grund, warum eine in ihrer scholastischen Transfiguration so edle und so schöne Sache nach und nach in den europäischen Gemüthern den Reiz verloren hat, eher noch in diesem dunklen Erkennen und Besorgen, als in der allen menschlichen Dingen inwohnenden Sättigung, jener „Plesmone" der Platonischen Philosophen, wie neulich der kräftige Ellissen schrieb. Dinge, die mancher für möglich hält, müssen deswegen nicht geschehen, und hoffentlich wenden Sie Hegels Gnome: „das Wort schafft die That" nicht gar zu buchstäblich auf Dialoge über Eventualitäten morgenländischer Geschicke an.

Schlimm für die beiden ersten Parteien ist es nur, daß ihre Hoffnungen im Grunde doch nur auf abnormen Seelenzuständen, auf dem Vielen und auf dem Todten beruhen, was schon Theokrit für gefährlich hielt, während man in den Reihen der dritten überall lebensvolles Schaffen und Gähren bemerkt und Sallusts „paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse" als Sinnspruch auf der Fahne liest. Eine politische Phase von so umfassender Natur wie das Neu-Griechenthum im angedeuteten Sinn mit seinem Symbol, seinem Drang und seinem Hegemon können Sie nicht länger ignoriren, weil Rhapsodisches und Schwankendes unter stehende Begriffe und in feste Normen zu bringen erstes Bedürfniß des lesenden Publicums ist.

Seit uralter Zeit liegt im Gang der Hegemonie über das Dreieck Illyricum etwas Arktisches. Von Sparta und Athen rückte die Hegemonie bekanntlich nach Theben, dann nach Macedonien hinauf, und haftet nun seit 1500 Jahren noch weiter nördlich im thracischen Byzanz, und heute sprechen sie gar die norddanubischen „Griechen", d. h. die Moskowiter, unter Protest des Occidents als Erbtheil an. Die Schachpartie ist aufgestellt und das Spiel in vollem Gang. Stellung und Streiterzahl,

Schwankungen und Strategeme, Führer nnd Centurionen, leichtes und schweres Fußvolk, Geschoß und Troß auf beiden Seiten von Agamemnon bis Thersites herab sammt Rüstzeug, Mienenspiel und Nervenkraft zu mustern und zu schildern, wäre gewiß für viele unterhaltend, aber, wie ich besorge, in Ihrer Meinung überflüssig. Jedenfalls spielt Gog und Magog gut und hat in Mesopotamien eben einen Zug gethan, den Abd-ül-Medschid pariren soll.

Die Russen, wie man einmal in der Allg. Zeitung las, sind in einer Stellung, in welcher sie (man merke wohl und sehe die Karte an) den rechten Fuß auf die chinesische Mauer, den linken in den Rheinstrom setzen und das Gesicht (freilich etwas unbequem) gegen Konstantinopel richten. Ohne gerade überall die Russen zu sehen, möchte man sich zuletzt doch jenen Philosophen annähern, die in der Politik — wenn der Ausdruck gestattet ist — gleichsam an eine Physiologie der Intelligenz glauben. Niemand ist es noch eingefallen, den Ur im litthauischen Wald zu tadeln, daß er seinem Zuge folgt, oder Löwen ihrer guten und schlimmen Praxis wegen zu bekritteln. Statt zu klagen, nimmt der Mensch seine Maßregeln, weil im Gang der Dinge mit Wimmern doch nichts zu ändern ist. Oder kann man den Russen das Recht absprechen zu leben, sich nach Verhältniß ihres Gliederbaues zu bewegen, zu arbeiten und zu schaffen nach der ihnen von Gott zugetheilten Kraft? Für die Türken ist ein so kraftvoller und rühriger Nachbar freilich ein Unglück, besonders wenn er das Talent besitzt — ohne je einer Sünde überführt zu werden — im nachbarlichen Haushalt fortlaufende Unruhen zu unterhalten und so das Erstarken des Gegners unmöglich zu machen. Seitdem Moldau, Walachei, Serbien, Hellas und Aegypten, und zwar nicht jedesmal zum Vortheil der Pforte, beruhigt sind, hat man das Gift politischer Begehrlichkeit den Landschaften

am Tigris und Euphrat eingeimpft, um endlich auch in jener Gegend nominell dem Sultan unterthänige, in der That aber abgesonderte, der Gunst des Czars verpfändete Fürstenthümer zu gründen, und in solcher Weise ohne Krieg, langsam aber sicher, die osmanische Monarchie zu demoliren.

Allgemein galt die vorjährige Bewegung in Kurdisch-Mesopotamien nur für das erste Symptom, welcher Theil der Monarchie für die nächste Krankheit auserlesen sei. Man redete von der Sache wenig, und erst nach Zekeriah-Pascha's Einzug in Diarbekir unter Verwirrung, Zwiespalt und Unfähigkeit der kurdischen Insurgentenbege las man in der türkisch geschriebenen Staatszeitung von Stambul einen kurzen Artikel, „daß die Kurden den ernsten aber höchst thörichten Gedanken hatten, sich frei und unabhängig von der hohen Pforte zu constituiren, daß selbst die kurdischen Gemeinden bis Charput an der Euphratfurt von diesem wahnwitzigen Freiheitsschwindel ergriffen waren." Keiner Ihrer byzantinischen Correspondenten hat von diesem amtlichen Eingeständniß der Kurden-Insurrection Meldung gethan. Wie soll aber auch Jedermann das offizielle Türkisch lesen! Ich mache es mir nicht so bequem, überall und bei jedem Unheil Gog und Magog anzuklagen, obgleich sogar türkische Efendi der Meinung sind, die Herrschaft über die Erdrinde, soweit sie über das Wasser hervorragt, könnte das befehlshaberische Talent der Czare nicht sättigen, ihren Thatendrang nicht ermüden, ihren Ehrgeiz nicht befriedigen. Das sind kecke Reden und bleibt im Grunde doch nur türkisches Salongeschwätz. Eines indessen leugnet man nicht: die Moskowiten sind einschmeichelnde und kluge Leute, die dem alten Sinnspruch huldigen: Ein Feind ist uns schon zu viel und hundert Freunde sind uns nicht genug. Sie möchten deren überall haben, unter andern auch in Bagdad und längs

der Ströme Euphrat und Tigris, einer der beiden Indienstraßen, in deren Besetzung man wo möglich dem Nebenbuhler vorkommen müsse.

Schon seit langer Zeit war das Paschalik von Bagdad gleichsam in erblicher Gewalt einer georgischen Körperschaft, die nach Art der circassischen Mameluken in Aegypten der Pforte nur die Wahl ließen zwischen offener Rebellion und gutwilliger Bestätigung der Autorität, zu der sich einer aus ihrer Mitte von Zeit zu Zeit emporgeschwungen. Als Paskewitsch (1829) siegreich in Armenien stand, war im russischen Hauptquartier schon vom Zug nach Bagdad die Rede, wo eben Daud-Pascha, ein ehrgeiziger und energischer Georgier, die Zügel hielt und lange vor Mehemed Ali auf Errichtung unabhängiger Herrschaft unter russischem Schirm sann. Sein Bruder, moskowitischer Unterthan in Tiflis, trieb Handelsverkehr mit der alten Chaliphenstadt und diente zugleich als Mittelsmann zwischen dem Gebieter seiner Heimat und dem mächtigen Bruder in Chaldäa. Im ganzen Paschalik waren die wichtigsten Aemter durch geborne Georgier besetzt, die sämmtlich ihre Angehörigen am Kaukasus und zum Theil als Functionäre in russischem Dienste hatten. Der Einfluß des Tifliser Gouvernements offenbarte sich deutlich in Bagdad, und man versah sich einer nahen Katastrophe, als Diebitschs Siege in Europa und der Friede zu Adrianopel bis auf günstigere Zeiten Stillstand geboten.*) Jetzt, scheint es, ist der Zeitpunct wieder günstiger, die alten Projecte in Kurdistan und Babylonien wieder vorzunehmen und endlich weiter zu bringen.

Die Nordgriechen sind arbeitsame und wohlgeschulte Leute, denen politischer Müßiggang, wie man ihn uns Deutschen predigt,

*) Progress and present Position of Russia in the East. London 1836.

für ein Laster gilt. Statt den Moskowiten mit ihren eigenen Waffen zu begegnen und

saevis compescuit ignibus ignes

als Feldzeichen aufzustecken, glauben wir im Occident, es sei schon hinlänglich, wenn wir uns von Zeit zu Zeit über die rührige Nachbarschaft der Moskowiten und über die ungestümen Mahner im eigenen Lande weidlich erbosen. Hinter dem Rhein begreifen sie es viel besser, wie man dort überhaupt an Tact und Rüstigkeit, nur nicht an Unverdrossenheit und nachhaltigem Geschick, den Russen nahe steht. In der That versuchten sie vor zwei Jahren in Armenien ein zweites Probestück ägyptischer Kunst abzulegen, fanden aber, daß man von Marseille weit leichter und schneller Alexandria als Hassan-Kale und Erserum erreiche, und daß vor allem erst ein Bonaparte mit seinem Genie und seinen Feuerschlünden die Bahn ebnen müsse. Gallischer Genius erblaßt und schrumpft zusammen, wo er dem moskowitischen begegnet.

Obwohl das Neue, das Christlich-Byzantinische von allen Seiten hereinbricht, verzagen die Osmanli dennoch nicht. Die vorige Verwaltung suchte zu vermitteln, zu verschmelzen, zu mildern und zu versöhnen; die gegenwärtige greift zum Stock, macht finstere Gesichter und ruft den Propheten an.

Lösen sich auf der Ostseite auch alle Eroberungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vom türkischen Staatencomplex wieder ab, ist die Türkei, wenn religiös belebt und gestärkt, doch ein stattliches Reich, als dessen Kern die stocktürkische Partei am Ruder das eigentliche Anatolien zwischen Hellespont und Ersendschan betrachtet. Hier ist die letzte Schanze des gehetzten Islam, das wahre Turkistan, aus dem man, nach einem Antrag Tahir-Pascha's, die Christen aller Farben und Secten bei Todesstrafe verbannen sollte, um dieses große, fruchtbare, auf drei Seiten vom Meer und auf

der vierten von hohen Gebirgen umschlossene Land als heiligen, unantastbaren Nationalsitz der wahren Gläubigen einzuweihen. Den Gedanken, daß die Religion der Demuth, der Duldung und des standhaften Leidenmuths über den Hochmuth des Islam entscheidend und überall und auf immer triumphire, können diese Männer nicht ertragen. Während sie melancholisch und schweigend auf Mittel sinnen — wo nicht das alte Uebergewicht über die Christen wieder zu gewinnen, doch wenigstens tieferem Einfressen des Uebels zu wehren, hören sie deutlich, wie es unter ihren Füßen in verborgenen Canälen vorüberrauscht, und fast jede Woche geht Kunde ein, da, dort, in Anatoli, in Rumili breche es durch die Erdrinde und sprudele unaufhaltsam unter Hoffnung und Freudenruf der Giaur das wiedererwachende Leben hervor.

Jürü, jürü, Tahir-Pascha, Achscham oldu! Eile, eile, Tahir-Pascha, der Abend ist da!

Die Renegatenfrage und ihre nächsten Folgen.

(1844.)

Nein, mich reut es! Hätte ich nur Cervantes nie gelesen, oder doch wenigstens das Capitel wieder vergessen, wo von Don Quixote's Abenteuer mit dem gezüchtigten Hirtenjungen und seinem rohen Gebieter zu lesen ist. Don Quixote, wie Jedermann weiß, kam eben von der Schenke hergeritten und hörte Jammergeschrei im nahen Walde. Als Beschwerdenabhelfer und Unsinnverbesserer von Profession eilte er zur Stelle und fand, wie einem armen am Baum angebundenen Jungen sein Brodherr gute Lehren und zugleich eine gute Tracht Fuchtelhiebe gab. Don Quixote verwies dem harten Mann das Unritterliche seines Benehmens mit scharfen Worten, forderte ihn zum Zweikampf heraus, und drohte im Eifer über die Entschuldigung des Landmannes, daß er nur die wiederholten Vergehen seines Knechtes züchtige, ihn mit der Lanze durch und durch zu rennen, wenn er den armen Jungen nicht auf der Stelle losbinde, bei Pfennig und Heller ausbezahle und aller weitern Plackereien ledig lasse. Furcht erzwang, wie bekannt, augenblicklichen Gehorsam und dem Mann ward, weil das Geld nicht zu Händen lag und Don Quixote Eile hatte, ein ritterliches Gelöbniß abgenommen, den Baarbetrag ungesäumt zu holen und alles genau zu vollziehen,

wie es der gestrenge Ritter befohlen habe. Don Quixote aber war kaum zum Walde hinaus und dem Gesichte entschwunden, als der lange Mann den Jungen packte, ihn wieder an die Eiche band und noch viel grausamer geiselte als früherhin. Zum Schmerz kam noch der Hohn: „Señor Andres, ruft jetzt den Beschwerdenabhelfer herbei und seht, was er für euch zu thun gedenkt!" In dieser Weise, sagt Cervantes, hat der tapfere Ritter Don Quixote de la Mancha Beschwerden abgeholfen.

Man könnte fragen — natürlich geschähe es mit aller Bescheidenheit — um wieviel Sir Stratford Canning und sein edler Genosse Monsieur le Comte de Bourqueney ihre Sache in der Renegatenfrage zu Stambul neulich besser machten, und ob sie größeres Lob verdienten, als der weise „desfacedor de agravios" von der Mancha? Nicht die Redlichkeit ihrer christlich-humanen Bestrebungen leugnet man, nur Tact, Geschicklichkeit und verständiger Zusammenhang ihrer diplomatischen Proceduren mit der Sachlage im Orient wird bestritten. Die beständigen Erfolglosigkeiten, die zuletzt immerfort unverhofften Wendungen und die wiederholten und wenig ehrenvollen Niederlagen des „Occidentalismus" auf byzantinischem Boden fangen an, die öffentliche Meinung Europa's zu beunruhigen. Die Leute fragen, wie es denn komme, daß uns Occidentalen am Bosporus, am Nil, am Euphrat, am Ilissus und sogar an der Sulinamündung nichts recht gelingen wolle, warum alle Berechnungen täuschen und wo wir eigentlich die Kunst gelernt haben, mit colossalen Mitteln überall nur schwachathmende, ephemere und winzige Resultate zu erzielen? Das Uebel ist gewiß, nur die Quelle ist unbekannt. Wohl redet man — ich meinte aber mit Unrecht — von Zwiespalt und selbstsüchtiger Mißgunst derer die oben stehen, auch griechischer Undank und türkische Barbarei schützt man vor, am meisten aber und am liebsten hält man sich an die „meuch-

lerische Geschicklichkeit und kühle Hinterlist" der moskowitischen Diplomaten. Menschen, Dinge, alles klagt man an, nur — wie billig — die eigene Thorheit nicht. Am meisten befremdet und erbittert die Gemüther im Abendland der nicht länger zu verhehlende Umstand, daß die feinsten Combinationen lateinischer Politik, daß selbst große Opfer, romantischer Schwung und heldenmüthige Thaten gerade die entgegengesetzte Wirkung haben und, statt Macht und Aussichten gewisser Nebenbuhler herabzudrücken und zu verengen, am Ende sie gewöhnlich erhöhen und erweitern. Ich war immer der Meinung, man thue den Russen zu viel Ehre an, und die wahre Quelle ihrer zwar langsamen, aber bleibenden und fruchtbaren Errungenschaften sei weniger in einem moskowitischen Uebermaß von Geist und Energie, als vielmehr in der Inferiorität ihrer abendländischen Rivalen und Antagonisten zu suchen.

Das große Uebel unserer Zeit, sagen die Staatsleute, ist der insolente Andrang der Proletarier nach Besitz und Geltung, wie sie bisher die obern Classen allein besaßen. Nein, sagen die Eiferer, das große Uebel ist die Aufgeblasenheit der Wissenschaft und die verschmähte Herrlichkeit der Kirche. In ihrer Ansicht mögen die Geschäftigen sowohl als die Andächtigen des Tages nicht Unrecht haben. Aber ein weit größeres, in seinen Folgen zerstörenderes und universelleres Uebel als die beiden vorgenannten drückt die Gegenwart. Wie steht die weltliche Staatsweisheit in der öffentlichen Meinung des Westlandes? Welche Beweise sind im Laufe des letzten Jahrzehnts ans Licht getreten über ihr Vermögen, die Weltangelegenheiten in ihren erweiterten Sphären und tiefer ausholenden Schwingungen zu erfassen, zu meistern, wirksam zu lenken und zu gutem Ziele zu bringen? Ist überall das volle Vertrauen geblieben und der alte Glaube an die Meisterschaft der Adepten bewahrt? Was bedeuten jene

Klagen über Verwaisung der Gemüther? was jenes unstillbare Mißbehagen der Geister im Occident, das man in die Wette Revolution, Anarchie, Liberalismus, Gottlosigkeit und weiß Gott wie noch zu nennen pflegt und gewöhnlich den armen Philosophen in die Schuhe schiebt? Denn Herr v. . . . . ., wie wir täglich in Ihrer Zeitung lesen, scheint gar nicht daran zu zweifeln, daß Dr. Nauwerk, Dr. Hinrichs und Dr. Jacoby alle Uebel und Verlegenheiten, an denen gegenwärtig Europa laborire, verschuldet haben, und daß durch Beseitigung dieser turbulenten Köpfe alles wieder in die rechte Bahn zu bringen und auszugleichen sei. Wir aber sehen überall die Vorboten großer und durchgreifender Veränderungen, und ihre Schatten steigen bereits am Horizont herauf.

Offenbar sind die westlichen Staaten bei einer Epoche socialer Verwandlung angekommen, deren Belang und Ausgang Niemand voraus berechnen kann. Ob die öffentliche Meinung in ihrem Glauben Recht oder Unrecht habe, ist im Grunde gleichgültig und einerlei; genug daß in Europa die Geister einmal diese Richtung genommen haben. Mit Kleinhandel und altzunftgerechten, freilich allgemein geläufigen Handwerksgriffen und starrköpfigem Andringen auf Einzelnes à la Stratford-Canning — das fühlt Jedermann — sind die Sachen nicht mehr fortzubringen. Der universelle Blick, das schärfere Wissen, das Erfassen der Dinge in ihrer höhern Einheit und in ihrem innersten Zusammenhang vermögen allein noch Bedeutung und Erfolg zu sichern. Ich wäre im besten Zug ein wohlgespicktes Register politischer Sünden abzulesen, aber ich fürchte nicht ohne Grund Ihre Bedenklichkeiten und kenne ja auch zur Genüge Ihre ungemein mäßige Vorliebe für entschiedene und deutlich geprägte Reden in Sachen östlicher Politik. Im Lande der Fran-

ken, sagen die orientalischen Aeskulapen, mögen die Franki-Aerzte gut und nützlich sein, bei uns dagegen machen sie mit ihrer studirten Medicin lauter Fehler und bringen die Kranken alle um, weil sie Luft, Natur, Lebensart, Nahrung und Landesbrauch nicht kennen wie wir, da uns alle diese Vorbedingungen ohne Wissenschaft durch Tradition und Uebung geläufig sind.

Man wäre versucht, das Urtheil der asiatischen Empiriker auch auf die Adepten der Franki-Politik im Orient auszudehnen, wenigstens auf die Verhandlungen, wie sie jetzt am Bosporus und zu Athen im Werke sind. Ist es nicht eine Thorheit, oder, damit ich beim Gleichniß bleibe, ein verfehltes Recept, wenn ich, um einzelne, meistens mehr nichtswürdige und verbrecherische als bedauerungswerthe Individuen eines fremden Staates der gesetzlich bestehenden Ahndung zu entziehen, über Tausende und abermal Tausende schuldloser und friedlicher Genossen desselben Staates das furchtbare Loos herabrufe, wie es in Folge unerklärbarer Interpellationen der beiden Seemächte zu Konstantinopel eben jetzt eine große Anzahl christlicher Gemeinden Anatoliens und Rum-Ili's zum Entsetzen der westlichen Länder getroffen hat? Wer die Folgen seiner Schritte nicht zu berechnen versteht, soll ruhig bleiben und von Andern lernen, die klüger sind als er. Man weiß aber bei uns noch immer nicht, daß im Gegensatz occidentalischer Begriffe und Praxis der Padischah, wie einst sein christlicher Vorgänger, der Basileus von Byzanz, als Individuum nichts vermag und nur als treuer Repräsentant eines politischen Systems, einer religiösen Idee, einer unauflöslich verbrüderten und geistig ineinander verwachsenen Masse Bedeutung hat und wirken kann. Wie aber die oberste Staatsgewalt aus dem System, aus der Idee, aus der Einheit heraustritt und sich als ein abgesondertes mit eigenem Begriff und

veränderter Richtung dem Ganzen gegenüberstellt, hat sie sich selbst gelähmt und ihre Wirksamkeit voraus vernichtet. Denn in umgekehrtem Verhältniß mit dem germanischen Individualismus ist im islamitischen wie im christlichen Byzanz das Individuum an sich nichts, und alles Leben und Wirken nur in dem seiner Natur nach unzerstörbaren und keiner Verwandlung fähigen Ganzen zu berechnen.

Dieser Gegensatz der beiden politischen Pole ist unausgleichbar und unversöhnlich; er ist hinreichender Grund aller falschen Schritte und aller Täuschungen, und er erklärt die byzantinische Vergangenheit wie die Zukunft mit gleicher Untrüglichkeit. Doch will dieses politische Axiom, soll es Früchte tragen, auf dem Wege der Analysis erst erkannt und begriffen sein. In Byzanz (islamitisch oder christlich) gibt es eine höhere Instanz als Tiara und Diadem, und habt ihr auch Abd-ül-Medschid oder gar den Scheich-ül-Islam für eueren Satz gewonnen, so seid ihr doch noch weit vom Ziel. Denn Abd-ül-Medschid ist nicht die türkische Monarchie, und der Scheich-ül-Islam ist nicht der Islam, wie zu ihrer Zeit die Paläologen Michael und Johannes mit ihren Patriarchen Beccus und Joseph nicht Reich und Kirche des Orients gewesen sind. Denn eure Rolle — das müßt ihr wissen — ist weder neu noch eigenthümlich. Sie war schon öfter da, und namentlich hat die abendländische Kirche im höchsten Flor ihrer monarchischen Kraft diese Rolle zweimal, allerdings mit mehr Talent und Beharrlichkeit, aber mit derselben Erfolglosigkeit gespielt wie ihr. In den byzantinischen Verhandlungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts liegt eine große Lection, die man aber nicht zu kennen scheint und auch nicht hören will. Oder wo hätte sich die Politik der letzten Decennien von dem engherzigen Individualismus des germa-

nischen Westens zur Universalität der byzantinischen Frage hinaufgeschwungen?

Unglück und Niederlage — man kann es selten mit so gutem Grunde sagen — sind hier überall in geradem Verhältniß zu unserer Unwissenheit im Princip der byzantinischen Staatsidee. Und dann wundert man sich noch, daß im Examen des Schicksals der Nichtwissende thörichter und verkehrter antworte als der Wissende! Dieser Wissende sind aber leider nicht wir im Occident, es ist ein Anderer, den man nicht zu nennen braucht, weil die Ereignisse deutlicher reden als das Wort. Unglücklicherweise ist es im oströmischen Reiche, oder wenn man lieber will, in den Süddonauländern, so weit gekommen, daß eine ehrenhafte, aller Schmeichelei, Bestelltheit und Verblendung ledige Darstellung und Besprechung der Umstände einer unfreiwilligen Lobrede auf die Russen und ihre Manipulationen gleicht. Die Russen, scheint es, sind nur da, um gut zu machen was wir verderben, sind nur da um von Anderer Fehler Gewinn zu ziehen und — o der grausamen Ironie! — um den „Most zu trinken, den Andere gekeltert haben." Man glaubte die Byzantiner mit einem Zug auf die Höhe der civilisirtesten Staaten Europa's zu stellen und eine ebenbürtige Kraft wider den nordischen Coloß hervorzurufen, wenn man den Islamsbekennern eine nach unsern Vorstellungen barbarische und blutdürstige, nach ihren Begriffen aber gottgefällige, nothwendige und gerechte Praxis untersage, die Christen aber in eine Rüstung stecke, die sie weder tragen können, noch zu gebrauchen verstehen.

In der That hat man durch alles dieses nur den Gang des Verhängnisses beschleunigt, Kraft und Zauber der Gewalt gelähmt, und dem Feind die Thore aufgethan. Die Russen sind ja vermöge bestehender Verträge die gesetzlichen Heilswächter

ihrer Glaubensbrüder, die der Padischah gegen den Zorn des islamitischen Volkes nicht mehr schützen kann. Diesen Zorn aber habt ihr angefacht durch eure Ungeschicklichkeit, durch euer doppeldeutiges Wesen, durch eure Heuchelei und falsche Menschlichkeit. Fürwahr, Macht ohne Einsicht ist ein weit größeres Uebel als Einsicht ohne Macht! Denn nicht nur nöthiget ihr die Russen von ihrem wohlerworbenen Recht der Dazwischenkunft Gebrauch zu machen, ihr zwinget auch die öffentliche Meinung Europa's noch einmal der moskowitischen Sache günstig zu sein. Oder zweifelt man etwa, daß alle Völker des schmählich geschändeten Christen-Namens „Io triumphe“ rufen, wenn der heldenmüthige Sieger von Eriwan über die empörenden, durch euch hervorgerufenen und in rathloser Verzagtheit sich selbst überlassenen Greuelscenen der Jünger Mohammeds zu Gericht sitzt? Eure Diplomaten sind die Pioniere und Balkanbahnbrecher für das Russenheer. Es gehört ein großer Fond Gemüthlichkeit dazu sich dem Glauben hinzugeben, eine Sache von solchem Gewichte wie die byzantinische könne auf dem Weg der Idylle nach Art eines Bühnenstücks vertragen und ausgeglichen werden. Sonderbares Mißkennen der menschlichen Natur und ihrer Handlungsweise!

Aber — denkt vielleicht ein Unwilliger — wenn man überall nur Fehler entdeckt und überall nur Täuschung und falschen Calcul sieht, was hätte denn geschehen sollen bei den innern Bewegungen des illyrischen Continents? Nichts thun ist oft die größte Thätigkeit, und die höchste Weisheit ist in vielen Fällen bloße Negation. Will man redlich und ehrlich, daß die türkische Monarchie noch länger lebe und bis zum äußersten Termin möglichen Daseins hinausrücke, so nehme man sich ein Exempel an den Oesterreichern, deren christliche Geduld und Uneigennützig-

keit ihren rohen Nachbarn gegenüber man wahrhaft nicht genug bewundern kann. Zwar sind diese Tugenden nicht in Jedermanns Geschmack, und das Morning Chronicle scheut sich nicht sie gar eine „shameful inertness“ zu nennen; aber ernstlich genommen erreicht man mit ihrer Hülfe allein den vorgesetzten Zweck. Wer hingegen die Türkei demoliren und ihre Fragmente nach und nach in seine Tasche bringen will, der ahme die Russen nach. Sie sind ein bisher unübertroffenes Muster selbstsüchtiger, aber gewinnvoller Politik. Wollt ihr aber die Türken mit Freund und Feind und am Ende auch noch euch selbst zu Grunde richten und noch der Nachwelt auf eure Kosten Unterhaltung verschaffen, so kommt ihr auf Wegen der anglo-gallo-scholastischen Politik des Occidents am schnellsten zu eurem Ziel.

Das vielseitige Streben unserer Zeit, die historische Wissenschaft über die unpraktische Linie der Schulwand hinauszurücken und durch ihre fruchtbare Anwendung auf die großen Lebensfragen der Gegenwart Bedeutung und Credit des Wissens überhaupt zu erhöhen, ist, wie man sieht, nicht ohne Erfolg geblieben. Denn nur zu bald ist die eine der beiden Thesen, mit welchen die byzantinischen Studien ihr Auftreten in Europa verkündeten, durch die Ereignisse als eine Wirklichkeit bestätigt worden. Und daß auch die zweite kein Irrthum sei, dafür wird durch Sir Stratford und Herrn v. Bourqueney bestens gesorgt und vorgebaut. Wer etwa — ich frage Sie — wagt es noch ernstlich zu hoffen, daß der „Occidentalismus“ je auf byzantinischem Boden feste Wurzeln schlage? Wer glaubt noch an die „vis agglomeratrix“ des griechischen Volkes, an den prägnanten Lebenskern, um den sich unsern Erwartungen zu Folge die Provinzen des morgenländischen Reiches, gleichsam von selbst und wie durch magischen Zauber angezogen zu einer starken po-

litischen Einheit, zu einem wohlgeordneten kräftigen Organismus sammeln sollten? Diese vermeintliche Attractivkraft der „Hellenen" hat, sobald sie losgebunden ward und sich frei bewegen konnte, nicht bloß sämmtliche Occidentalen mit ihren politischen Tugenden, mit ihren Staats- und Kirchenideen und ihren rubricirten Tabellen in Masse aus Griechenland getrieben, sie hat durch einen Ostracismus unerhörter Art sogar die eigenen Bluts- und Glaubensgenossen weggejagt, die nicht innerhalb der Warmen Thore geboren sind.

Die wissenschaftliche Entwicklung: daß es so kommen werde und kommen müsse, hat die deutsche Gelehrtenwelt inmitten des glücklichen Fortgangs der hellenischen Insurrection nur mit Unwillen und frostigem Lächeln angehört, und so unduldsam ist das gelehrte Abendland, daß es selbst jetzt, wo die byzantinischen Actien so tief gesunken sind, wo der Neubau von allen Seiten zu wanken scheint und die Täuschung nicht mehr zu verhehlen ist, dieses antecipirte Erkennen noch nicht verziehen hat. Selbst Zweifel anderer Art wurden laut und man fragte, „ob es auch ernstlich gemeint, ob es volle eigene innere Ueberzeugung sei, oder ob die Ansicht über Griechenland nur so gleichsam von außen her gekommen wäre?" Daß in Dingen der Politik Skeptiker und Pessimisten sicherer gehen als Idyllenschreiber, ist ein alter Satz. Nur soll man nicht vergessen, daß im alten Rom, wenn heimischer Indolenz und Versunkenheit gegenüber ein Tacitus (ohne allen andern Vergleich sei es gesagt) die Tugenden der Germanen pries und auf die Wetterwolke deutete, die über dem Hercynischen Walde hing, Niemand so unverständig war, in der ernsten Mahnung Verrath an der res Romana oder gar ein von Sueven bestelltes Lob zu wittern. Diese Leute wissen nicht, um welchen Preis es einem

heute in Deutschland, besonders wenn es Byzantinisches betrifft, eine unabhängige freie Meinung zu haben gestattet ist. Wen es aber drängt, in dieser verhängnißvollen Sache seine Stimme zu geben, der bedenke wohl was er thue und welcher Einsatz auf dem Spiele stehe: proinde habeat rationem posteritatis et periculi sui!

Rußland.

Libanon und der Czarenbesuch im Vatican.

Von der Eisak. Februar 1846.

Hier fragen sie ganz unbefangen, ob man nicht bald wieder an Kapitel 4 der Lebensbeschreibung des weisen Ritters Don Quixote de la Mancha mahnen soll? Das Schicksal der römisch-christlichen Maroniten des Libanon und die abenteuerlichen Hoffnungen auf den Czarenbesuch im Vatican, meint man, böten unverkennbare Aehnlichkeiten und schlagende Vergleichungspuncte mit dem berühmten Cervantes-Abenteuer im Walde dar. Den hülflos mißhandelten „Señor Andres" und den rohen ränkevollen „Labrador" sehen wir freilich alle. Wer aber dürfte es wagen, noch einmal auf den edlen Hidalgo hinzudeuten, dessen Lanzenritt in der Renegatenfrage man uns vordem so übel vermerkte und den uns selbst gute Freunde und Gönner noch heute kaum verziehen haben? Ein und dasselbe Epigramm zweimal vorzubringen, ist aber auch im besten Falle nicht erlaubt und gegen unsere Natur müssen wir diesmal kurz und ernst sein. Ruhigen Tones und ohne Malice über Ereignisse verhandeln, die im christlichen Europa so peinlich wiederhallen, ist freilich schwer. Aber mit dem europäischen Diplomatendivan in Stambul muß der gemeine Mann behutsam reden, und der Newa-Czar duldet — Schamil ausgenommen — selbst von Größeren keinen Scherz.

Mit Privatleuten, schlimmen Kritikern und Journalisten hat es ein anderes Ziel. Da ist heitere Bosheit zuweilen am rechten

Platz und wiegt das einzelne Wort, der flüchtige Gedanke oft schwerer als lange Diatriben und dicke Gelehrsamkeit. So neulich erst gegen den tirolischen Echo-Ritter, wenn er uns zweideutig mit Dante'schem „bello stilo" und geistlichen „Eselstritten" salutirt. Was braucht es da viel Federlesens? Man wendet sich lachend zum Publicum und spricht, leise auf den grüßenden Ritter deutend, bloß Dante's nächsten freilich nicht besonders galanten Vers:

„Vedi la bestia, per cu' io mi volsi,"

und die Sache ist abgethan*). Allein gegen Uelema-, gegen Schekib Efendi's Türkenlist, gegen unstillbaren Geldhunger hellenischer Volksvertreter und gegen thierische Wuth Kobuklokoff's ist mit Sprüchen aus Dante nicht viel ausgerichtet. Was haben Montalemberts Zorn und Threnodien den katholischen Maroniten genützt? Oder haben Thiers' fließende Perioden und das jährliche Polen-Votum im Palast „Luxemburg" etwa kräftiger als Bourqueney's machtloses Geräusch am Bosporus und die Sarkasmen fahrender Levanteritter die gefährdete Sache des Occidents am Dnieper, am Nil, auf syrischem Strand, in Kolchis und Attika geschützt? Während Europa über Gleichgewicht und Frieden declamirt, zertritt die Soldatesca des machtlosen Padischah unsere Brüder im Orient, erringt die heldenmüthige Mieczislawska mit ihren Genossinnen inmitten christlicher Lande die Martyrkrone und gebricht es dem ausgetriebenen Emir des Libanon an Kleid und Brod im Exil zu Wiranschehr.

Schwache werden bedauert; was man aber beim Anblick des Starken fühlt, wenn er seine Kraft nicht zu gebrauchen weiß, hat man schon anderswo gesagt. Hier ist Erklärung besser als Satire und Sie müssen es nur loben, wenn man üble Ange-

*) Dante, Inferno, Cant. I. v. 88.

wöhnungen unterdrückt und die scheinbar ungeschickten Manöver der europäischen „Beschwerdenabhelfer“ (desfacedores de agravios y sinrazones) nicht zu geißeln, sondern auszurechnen und zu begreifen sucht. Was der Christ gegen den Gesammt-Islam vermag wenn er Ernst macht, haben die Bucht von Navarino und der Wetterstrahl von Akke dem Gegner schnell, kräftig und bleibend eingeprägt. Ueber die Leiden der Maroniten aber und über die Christenschmach im Orient kann man sich nach Anleitung erlauchter „Reisendinnen“ schon durch die aristokratisch-weiche Vorstellung beruhigen, „daß sich auch das Gegentheil wenigstens denken läßt.“ Und so sind es am Ende nicht mehr die weisen Ritter in Pera und ihre „unfruchtbare“ Rührigkeit, sondern die kleinen Alarmisten und schreienden Metaphysiker im Occident, über die man lachen soll.

Die christlichen Mächte, klagt man, seien nicht einig und ihre Werkzeuge zu stumpf und ungeschickt, um hinter dem Hellespont Ordnung und Gerechtigkeit zu schaffen. Hier ist man jetzo ganz anderer Meinung. Nicht die Einheit und das Wissen, nein, der Wille fehlt und die Ueberzeugung, daß in den Scenen von Minsk, Dschesin und Wiranschehr zunächst ihre Sache gefährdet sei. „Ich sehe wohl“, sagte der Stuart Carl II. zu den fürsprechenden Menschenfreunden, „Lauderdale, mein Statthalter, hat in Schottland viel Böses gethan, aber daß er irgendwo gegen meinen Nutzen gehandelt habe, sehe ich nicht.“ Um sich am Feind zu rächen und heilsamen Schrecken zu verbreiten, hatte Dracul der Walachenfürst (1456), zugenannt der „Teufel“, zehntausend Türken in unabsehbaren Reihen nahe an Bukurest auf den Pfahl gesteckt. Beim ersten Anblick dieser Greuel ward selbst der siegreiche Padischah etwas überrascht, faßte sich aber schnell und hatte große Mühe, seine Bewunderung und seinen Beifall über diesen kräftigen Herrscheract seines Gegners zurückzu-

halten. Wir vergleichen die Gewaltigen der Christenheit nicht mit dem sorglosen Stuart, nicht mit Sultan Mohammed II., noch weniger mit Dracul dem „Teufel"; allein etwas „Lauderdale" sehen bei aller Milde und Menschlichkeit zuweilen auch die Fürsten des Occidents nicht ungern, wäre es auch nur als heilsame Warnung an die europäische Bewegung, die in Turbulenz und Uebermuth vergessen will, daß es in unserem Welttheil noch ein compactes Königthum gibt, das Gehorsam zu erzwingen und Halsstarrige niederzubeugen die Macht besitzt. Starke Eindrücke hält man in Sphären der Gewaltübung meistens für wirksamere Stillungsmittel, als geschämiges Wesen und behutsame Billigkeit.

Im Bestreben, den alten Machtbesitz wenigstens in den wesentlichen Elementen ungeschmälert zu erhalten und, wo er Noth gelitten, denselben wieder aufzubauen, herrscht unter allen Staatsverwaltungen des Continents gerade jetzt eine wahrhaft wundervolle Einigkeit, ein festgekittetes instinctmäßiges Zusammenwirken, dessen Wärme und Innigkeit zu allgemeinem Erstaunen der Völker erst in den religiösen Bewegungen der jüngsten Zeit zum Vorschein kam; offenbar, weil die Gewaltigen ihrerseits durch das Hervortreten eines früher nicht gekannten europäischen Gedankens alle in gleicher Weise beunruhigt und eingeschüchtert sind. Dieser neue Gedanke, im Herzen Deutschlands incarnirt, hat den Standpunct der Macht bereits verrückt und möchte Königspraxis an Bedingungen knüpfen, die sich die Gewalt ohne Sträuben und ohne Widerwillen nirgend gefallen läßt. Selbst die Billigsten halten im Laufe an und sinnen auf Widerstand; man spricht von „strengem Recht", von „bisher" und „nicht weiter", vom „nicht müßig zusehen, wie der Ehrgeiz im Namen volksthümlicher Freiheit Staat um Staat verschlinge", und man ist in diesem Streben nicht ohne zahlreichen und starken Hinterhalt. Alle Gemüther, denen der schwere, ungestüme und laute Tritt des Demos

unangenehm und lästig ist, schließen sich der alten Ordnung an und mehren die Gegenkraft. Guizot hat es neulich mit löblichem Freimuth vor ganz Europa eingestanden: „The monarchies of Europe, while they confined themselves within the bounds dictated by the rights of others, would not stand by and see state after state swallowed up by ambition in the name of popular liberty.“ Diese Worte gelten als Programm der neuen Allianz, für welche Hr. Guizot als erster Hochzeitlader (dai eldojat) in Europa aufgetreten ist. Die Gewaltträger haben ihr Prätorium, die Gegner aber nicht. Der religiöse Glaube ist hier gleichgültig; nur gefährdeter Machtbesitz gibt Bundesrecht. Sähe sich der Fürst des Schattenreiches etwa durch Derwischabadtugendübungen in seinen „landesherrlichen Rechten“ je verkürzt und eingeengt, fürwahr, er fände beim „Concert Européen“ mit seiner Beschwerde dasselbe geneigte Ohr wie Sultan Abd-ül-Medschid, wie der neue „Pharao“ und der wilde Bochara-Chan. Hr. Guizot, deß sind wir gewiß, spräche für „Pappelhain und Weidenbusch der Proserpina“*) mit derselben Schärfe und Bündigkeit wie für die Lucerner Väter, wie für das rettungslose Mexico und für die Sümpfe des Oregon.

Wir berühren hier allerdings eine zarte Saite, aber es geschieht, wie Sie sehen, mit Höflichkeit und im loyalsten Sinn. Der Chor in der griechischen Tragödie tröstet, beruhiget, vermittelt, indem er erklärt und in Allem den Grund erforscht. Und weil der „Neue Gedanke“ in Europa so leicht nicht mehr zu erdrücken ist, so dulde man doch Erklärung als Medicin. Der Mensch wird billiger sobald er begriffen hat. Nicht anklagen will man die Gewaltigen; wir entschuldigen und deuten ihre

---

*) . . . . . . ἄλσεα Περσεφονείης
μακραί τ' αἴγειροι καὶ ἰτέαι ὠλεσίκαρποι.
Odyss. X. 509.

Unbeweglichkeit, ihre Kühle, ihren ruhigen Puls inmitten beschleunigten Blutumlaufes des unwilligen Occidents. Wir leugnen nicht, wäre so nebenhin und ohne viel Redens und Mäkelns im Libanon, zu Minsk und in Rimini abzuhelfen, man würde es gern thun, obgleich der alte Stambul-Divan erst dann bedenklicher Laune war, wenn der Raja gar keine Beschwerden hatte. Klagen will man hören, aber im Aeolsharfenton, und König will man sein, aber mit Bequemlichkeit.

Edle Mieczislawska! Armer Exulant von Wiranschehr! Wonnevolles Eden mit den hellen Sommerlüften, reich und klar rauscht dein Wassersprudel! Deine Hütten duften von Cedernholz inmitten breitbelaubter Wallnußbäume auf luftigen Höhen des Libanon! Doch weder Tugend, noch Klugheit, noch Freiheitssinn wendet das Verderben ab! Unwillen und Schamröthe beflügeln das europäische Wort, indeß die Pera-Conferenz frostig und langsam ihre Noten concipirt und bei allem officiellen Zorn selbst ein Lambruschini in den Schlachtopfern russischer Barbarei mehr das diplomatisch Brauchbare, als das moralisch Große christlicher Ueberzeugung ehrt. Uns läßt der Cardinal die Thränen, er sieht nur das taugliche Werkzeug zu Streit und Widerstand. Starke Seelen, feste Charaktere, ungebeugter Sinn erregen wie Ruhm, Größe und Tugend überhaupt im Herzen der Gewaltigen, selbst gegen ihr besseres Wissen, überall Unruhe und Verdacht. Sichere Bürgschaften der Macht sind ihnen, wenn sie es auch nicht eingestehen, doch überall Schwäche und Schlechtigkeit. Die Gewalt sieht es sogar mit heimlicher Zufriedenheit, wenn der Eiferer in ihrem Dienste rechtzeitig untergeht. Straffords Todesurtheil zu unterschreiben kostete dem Stuart weder viel Bedenken noch langen Gram. Zur Sühne für dieses harte Wort scheint La Rochefoucaulds Apophthegma „nous trouvons toujours quelque chose de satisfaisant dans le malheur de nos meilleurs amis“

den Beweis zu liefern, daß die übrigen Menschen auch nicht besser sind.

Wir wissen wohl, wie Ihr behutsames und friedeathmendes Temperament von den Menschen überhaupt und von den Gewaltigen insbesondere vielleicht milder denkt und es etwa auch nicht liebt, wenn man die Dinge gar zu kenntlich trifft. Nur Ruhe und Klarheit für uns selbst wie für andere möchten wir auf dem Wege der Analysis gewinnen. Doch machen die Eisak-Thesen in Deutschland wiederholt nur zweifelhaftes Glück, wie man erst neulich bei der Einkehr des byzantinischen Tiaraträgers im Vatican gesehen hat. Angesichts der schwunghaften Gemälde französischer Kirchenblätter über „sublime Haltung" des greisen Pontifex, über „büßerhafte Zerknirschung" des Imperators und über die zauberschnelle Verwandlung seines harten Sinnes mußten nüchterne, trockene Reden, die just das Gegentheil besagten, natürlich unwillkommen sein. Wie alle Ueberschwänglichen des Occidents datirten ja auch Sie vom Tage, an welchem der Czar die Schwelle des Vaticans verließ, eine neue Aera der Freiheit, des Triumphes und des siegreichen Fortbestandes römischen Kirchenthums im moskowitischen Kaiserreich und sahen vermuthlich ebenso ungläubig, wie andere, auf ein freilich weniger enthusiastisches Prognostikon herab.

Indessen hat schon Lambruschini's wälscher Klimax die Hoffnungen bedeutend herabgestimmt, und bald wird sogar unser Dictum, daß „jener Tag der Anfang großer Uebel für die römische Kirche in Rußland sei" weniger gewagt erscheinen. Unversöhnt und mit Bitterkeit im Herzen haben sich die Häupter der beiden großen Bruchtheile des Katholikenthums das letzte Lebewohl gesagt. So hat man sich weiland in Florenz (1439) nicht getrennt. Die Rollen sind heute umgekehrt und wer damals stolz und kühn als Gebieter sprach, hat dies Mal selber hülfe-

dürftig das Mitleid der Nebenbuhlerin angefleht! Vielen mag diese Rede dunkel sein. Abendländische Leser sollen aber nicht vergessen, daß es in der Welt zwei rechtgläubige, apostolisch-katholische Kirchen von gleichem Alter, von gleichem Titel, von gleicher Majestät, von gleichen Ansprüchen und besonders von gleicher Hartnäckigkeit und Consequenz im Verdammen der Rivalin gibt. Die katholische Kirche von Byzanz hat die katholische Kirche von Rom, und die katholische Kirche von Rom hat die katholische Kirche von Byzanz unauflösbar und auf ewige Zeiten mit dem großen Bann geschlagen und als verpestetes Glied vom mystischen Leibe Christi losgetrennt. Nur der unpraktische Thor glaubt unter diesen Umständen noch an die Möglichkeit, daß auf Wegen der Belehrung und Geduld sich je ein Theil dem andern freiwillig unterordnen könne. Ja selbst an friedliches Nebeneinander, an christlich-liebendes Vertragen der beiden nebenbuhlerischen Tiaren ist ohne Verblendung nicht länger zu denken, und der Streit kann nur mit Gewalt ausgeglichen werden. Das ist der Ausgangspunct, an den sich bei allen Unterhandlungen beiderseits der letzte Gedanke knüpft.

Vor zehn Jahren — Sie wissen es recht gut — lächelte man in Deutschland mitleidig über die Mahnung gegen das byzantinische Kirchenthum auf der Hut zu sein. Heute ist der Krieg der beiden „katholischen Stühle“ wirklich ausgebrochen und steht der Gräken-Pontifex mit Kanonen und infulirten Satelliten auf dem Dogmenfeld zur Execution des alten Bannes. Soll sich Jemand wundern, wenn der Czar vor aller weitern Maßnahme zuerst den Widersacher im Innern zu unterdrücken sucht, um nach Austilgung des feindlichen Gährungsstoffes im eigenen Lande mit Sicherheit die Kraft seines stupid-corrupten Bojarenthums wider die steigende Geistesblüthe des Occidents zu wenden? Hier ist der entscheidende Moment und der Einschlag zu

langer verhängnißreicher Zukunft der abendländischen Christenheit. Erst wenn der Ausrottungsact des lateinischen Bekenntnisses in der großen Westhälfte des Kaiserthums vollständig gelungen ist, wird Gestalt und Wesen des moskowitischen Pandämoniums in seiner ganzen Häßlichkeit Europa gegenüberstehen.

Leider hat man den letzten providentiellen Wink des Schicksals (1831) nicht verstanden und in kaum zu entschuldigender Verblendung eigenhändig die Dämme eingerissen, an deren Festigkeit sich bisher die wilde Moskowiterfluth noch jedesmal gebrochen hat. Was Kurzsichtigkeit und Connivenz dynastischer Sympathien in jenem verhängnißreichen Augenblick gesündigt haben, ist nur durch Energie des „neuen europäischen Gedankens“ wieder gut zu machen. Wie schlecht für das Russenthum die Dinge in Deutschland heute stehen, hat neulich selbst der Autokrat gemerkt. Früher war es ein Unglück, bald aber wird es nach Inhalt des Tschetschenzencodex freien Völkerstämmen als Infamie angerechnet, Freund und Unterthan des Czars zu sein.

Wir scheuen uns gar nicht hier mit Worten auszudrücken, was zwischen Rhein und Niemen Jedermann empfindet, die unbändigen Kaukasier aber wiederholt durch die That bewiesen haben. „Vare, redde legiones“ ruft im Wahnsinn der besiegte Russenfürst. Nicht durch Hinterlist, nicht durch Zorn der Elemente wie einst die Europäer an der Beresina, nein, im Hauch der Sommerlüfte, im fächelnden Ulmenwald, im offenen redlichen Kampf der Männer sind am Ausgang vierzigjährigen Ringens das schönste Heer und der beste Feldherr des Czarenreiches dem unerbittlichen Kinschal der Müriden Schamil-Begs erlegen. „Gib mir Dargo“, sagte Er zu seinem Woronzow. Und für „Dargo“ brachte ihm Woronzow die welken Blätter seines Ruhmes. Die Machtlosigkeit des Colosses in ernstem Waffenkampf nach außen ist nicht länger zu verdecken und Europa sieht mit eigenthüm-

lichem Gefühle, wie das lange gefürchtete, unbesiegbar geglaubte Ungethüm mit jedem Feldzuge matter wird. Dies ist der Wendepunct in den Geschicken des Moskowiterthums. Denn nicht bloß der alte Ruhm, auch das mächtigste Instrument der Herrschaft, Vertrauen und Hoffnung Vieler mit czarischer Zuthat den freien Geist des Abendlandes zu erdrücken, ist zu gleicher Zeit dahin. Dieser Gedanke ist so bitter, daß ihn selbst ein Russe nicht ertragen kann, der doch sonst in Folge der Mongolenzucht für Ehre und Schande nach unsern Begriffen gleich unempfindlich ist.

Was wird der Czar jetzt thun? Welchen der beiden Auswege wird er wählen? Führt er den mörderischen Kampf gegen die freien Bergvölker auf der einen, und gegen die europäischen Ideen auf der andern Seite mit Beharrlichkeit noch länger fort, oder wird er am Werke verzweifelnd seine Ohnmacht eingestehen und inmitten unterwürfiger Knechte das gefährliche Beispiel trotzigfreier Männer dulden? wird er aus seiner barbarischen Abgeschlossenheit endlich heraustreten und am Born wahrhaft menschlicher Gesittung neue Kräfte saugen? In beiden Fällen hat es seine Bedenklichkeit. Wählt der Czar das Erstere, rettet ihn nur der Sieg. Bei wiederholter Schmach und Niederlage im Kaukasus dürfte er nicht vergessen, daß selbst russische Geduld ihre Grenzen hat und in halbcivilisirten Despotenstaaten der Gebieter für alles öffentliche Mißgeschick persönlich einzustehen hat. Noch größer wäre vielleicht die Gefahr im zweiten Falle, wenn der Czar sein Land europäischer Gesittung öffnen und im Widerspruch mit russischer Volksempfindung sogar zum Vortheil des proscribirten Lateinerthums mit dem rivalisirenden Pontifex Verträge schließen wollte. Freiwillig nimmt man dem Gedanken im Bojarenlande ebenso wenig jemals die Fesseln ab, als dem Weib im islamitischen Orient, und nur in Folge einer durchgreifenden,

die Monarchie selbst in den Grundlagen erschütternden und das Nationalgepräge wegschleifenden Umwälzung wird sich Rußland in einen christlich-europäischen Staat verwandeln. Rußland gehört ja noch nicht zu Europa und ist ächt christlicher Gesittung nicht weniger fremd, als Semilasso's vielbesungener Marc Aurel, der übertünchte Nilbarbar, oder die jammervolle Wirthschaft des Osmanli-Padischahs am Bosporus. Voll Haß und Verachtung für das Abendland möchten sie alle drei nur soweit unsere Künste lernen, als sie zu Macht und Herrschaft Europa gegenüber unentbehrlich sind. Ihr eigenes Regierungsprincip ist und bleibt in alle Ewigkeit Rohheit und Stockmongolenthum.

Wie das Stambul-Sultanat mit Koran und Christenhaß, so steigt und fällt auch das heutige Czarenreich mit seinem Dogma und seinem Bojarenthum.

Gesunder Sinn und eigener Vortheil würde dem bedrängten Autokraten gewiß den Weg der Vernunft und Menschlichkeit empfehlen. Aber das „Byzanteïn" (wenn Sie den chemischen Terminus ertragen) und der Schatten des unglücklichen Bojarenfeindes Andronicus I. stehen als Warnungstafel vor dem Czar. In Rußland darf die Gewalt allerdings eigenwillig, launenhaft, ja — wenn es beliebt, selbst tyrannisch sein und zwar wie viel sie will, aber sie darf es nur innerhalb bestimmter Grenzen und in einer unverbrüchlichen, durch die Gewohnheit streng vorgezeichneten Richtung sein. Selbstherrliches Gelüste auf eigene Rechnung und im Widerspruch mit dem festgekitteten Bojarenthum hat in Rußland noch keinem Autokraten Heil gebracht. Unvermuthet erschien noch jedesmal das Ziel. Armer Czar! Wir begreifen deine finstere Miene und deinen „schnellen Ritt". Wer im Felde jeden Sommer regelmäßig seine Schläge hat, am Tage vorausposaunter und nach Kräften vorbereiteter Rache aber am derbsten durchgeprügelt wird und nebenher, um fünfzig schwache Weiber zu überwältigen,

im eigenen Hause sieben volle Jahre braucht, thut immer wohl, wenn er sich bei den spöttischen Deutschen nicht viel sehen läßt. Und doch haben sie den Czar in Wien gefragt: warum er so übler Laune sei?

Sollten auch die Angaben des Correspondenten aus Paris*) vollkommen richtig und ein Concordat mit dem heiligen Stuhl wirklich in Abschluß sein, so stimme man ja nicht zu voreilig die Siegeshymne an. Der Vertrag ist jedenfalls ein todtgeborner. Der Czar hätte da im Drang der Umstände und unter dem Eindruck seiner bankerotten Europafahrt einen Schritt gethan, der ihn mit seinem eigenen Volke in Zwiespalt setzt und den ihm das Byzanteïn nicht so leicht vergeben wird. Moskau ist nicht Berlin und Protassow ist nicht Hengstenberg, und gegen mißliebige Regierungsordonnanzen die gedankenlose Masse aufzuregen, vermag der trunkene Pope so gut als sein besserer Amtsbruder im Occident, sobald öffentliche Unzufriedenheit dem Interesse der Bojaren dient. Alexander I. ward seine politische Milde gegen das friedlich gehorchende Polen nie verziehen, und jetzt wollt ihr zu Gunsten des im Aufruhr besiegten auch noch in kirchlichen Dingen Zugeständnisse hoffen, wie sie das „apostolisch-katholische" Byzanz seiner abendländischen Rivalin selbst in großen Bedrängnissen noch nie gemacht, und deren Tragweite die heilige Synode nicht weniger scharf zu berechnen weiß, als das heilige Collegium im Vatican.

Wende man die Sache übrigens wie man will, das religiöse Gefühl, das Bedürfniß über die erbärmliche Leerheit der Gegenwart hinauszublicken und festere Bürgschaften zu erringen, als bloß menschliche Ordnung geben kann, ist in Europa überall mit frischer Kraft erwacht und überall, selbst in Frankreich, wenden

*) Allg. Ztg. Nr. 41.

sich die Gemüther unbefriedigt und ungesättigt von den Odilon Barrots und ihrem dürren, trostlosen Wortgeklingel weg. Ist die eine Kraft erst gänzlich verbraucht und abgenützt, so tritt die andere von selbst in ihre Stelle ein. Die Zeiten — warum soll man es nicht eingestehen — sind dem Bestreben sittlicher Wiederherstellung hold, und noch einmal könnte die Kirche in Europa Großes thun, wenn sie nicht, wie noch jedesmal, so auch in dieser unerwartet schnell erwachsenen Gewalt, zu ihrem und unserem Verderben aus der Rolle fällt. Denn Herrschaft üben und verhaßte Nebenbuhler niederwerfen, sagt geistlichem Geschmacke weit besser zu, als bloß durch Vermitteln und Dulden mächtig sein. Oder wüßte man noch immer nicht, daß alle menschliche Zwietracht auszugleichen, daß alle Feindschaft auf Erden zu sühnen ist, nur die des Dogma nicht? Feste, durch keinen Sturm völlig zu entwurzelnde Macht — das erkennen sie überall — gibt nur gleichstimmiger und lebendig gefühlter Kirchenglaube. Alle Macht aber will für die Ewigkeit gegründet sein.

Will Rußland noch länger als europäische Großmacht gelten und gleichsam selbst europäisch werden, muß es Polen haben. Polen aber hat es nur, wenn Polen byzantinisch glaubt. Das ist die verzweiflungsvolle Aufgabe der Gegenwart. Um die Mittel zu ihrer Lösung ist man leider nicht verlegen. Hat man nur erst das lebende Geschlecht gebeugt, bekehrt oder ausgerottet (den Bojaren gilt hier alles gleich), so wird das nächste und dritte voraussichtlich ebenso fanatisch für das Byzantiner Dogma streiten, wie heute für das alte Lateinerthum. Die ersten Versuche sind über Erwarten gelungen und mit dem Erfolge steigert sich der Popen-Muth. Warum hat man aber bei uns das morgenländische Dogma für todt erklärt, oder doch byzantinisches Priesterthum für weniger energisch und weniger herrschsüchtig als das lateinische gehalten?

Kennt ihr so die Griechen? .... sic notus Ulysses? Viele Leute in Deutschland wissen aber auch noch nicht, was eine „katholische" Kirche vermag, die den letzten Ausdruck politischer Schmach, den untersten Grad weltlicher Erniedrigung siegreich überstanden und nun ihrerseits die aufsteigende Bewegung angetreten hat, um endlich in Herrschaft, Glanz und Rache den ihr gebührenden, aber bis zu dieser Frist versagten Antheil am irdischen Glück mit Gewalt an sich zu reißen.

Wie weit den Gräko-Russen ihr feindseliges Vorhaben gelingen werde, ist innerhalb wie außerhalb der norischen Alpenkette gleich schwer vorherzusagen. So viel scheint indessen sicher, in Polen ist die Rechnung aufgelegt und soll der lateinische Occident jetzo bezahlen, was er kirchlich und politisch seit mehr als sechs Jahrhunderten gegen Vernunft und Billigkeit im Allgemeinen und gegen die anatolische Christenheit insbesondere gefrevelt und gesündigt hat. Kein Mißbrauch, kein Uebermuth, keine Unthat hat sich in der Welt je verjährt und strengere Geister haben schon im Alterthum erkannt, daß unerbittliche Vergeltung („esse ultionem") letzter Gedanke der Weltgeschichte sei. Die Zecher und Sünder selbst, die nun Rede stehen sollen, braucht man nicht mit Namen aufzuführen. Nur mag es Vielen abergläubisch, schwärmerisch, thöricht und ungerecht erscheinen, wenn die noch unberichtigten Kirchengreuel von Alby und Béziers so spät in den litthauischen Sümpfen auszugleichen sind. Nicht bloß in Mohammed Ali's Steuerbuch und in weiland christlich byzantinischer Finanz, nein, in der ganzen Menschengeschichte besteht das „Allelengyon" (gegenseitige Haftung) als Gesetz. Verwerfen Sie immerhin die Theorie, jedoch das Factum selbst, „daß sich der Herzpunct europäischen Völkerlebens vom weltlichen Schauplatz weg auf kirchliches Gebiet gezogen habe und die beiden großen Bruchtheile des Christenthums sich zum Entscheidungskampfe vor-

bereiten," bleibt zugleich mit der Verschiedenheit in Rüstzeug und Streitart der nebenbuhlerisch Gegenüberstehenden auch kürzeren Augen klar.

Die westliche Kirche hält „Novenen", ordnet Bußtage an, liebäugelt mit den Königen und stellt wälsche Praktik in den Vordergrund, während die östliche mit Feuerschlünden, mit Branntwein-Popen, mit stupidem Mongolengrimm und mit den Künsten raffinirtester Tyrannei zu Felde zieht. Böses darf und soll man in Deutschland von den Russen sagen, wie viel man will, aber verachten wird sie vor ihrer entscheidenden und unwiederbringlichen Niederlage kein kluger Mann. Weder am Kaukasus noch am Niemen haben sie noch den letzten Wurf gethan, das letzte Argument ins Spiel gebracht. Daß sie es aber thun werden und daß sie selbst vor dem Aeußersten, vor dem Unerhörten, vor dem Grausenhaftesten nicht zurückbeben, dafür bürgt ihre Natur und ihre Vergangenheit. Redet inzwischen nur nicht gar zu laut von „thönernen Füßen" und berechnet nebenher ein wenig genauer, wie viel Schmach und Fußtritte ihr selbst seit zwanzig Jahren wegen eures schlechten Gewissens längs der eigenen Grenze von * * bis * * in schandvoller Geduld ertragen habt. Bequem wäre es freilich, wenn man die gefahrvolle Polenfrage im Stillen zur Ruhe bringen könnte, oder wenn sich moskowitische Kirchenwuth ohne unser Zuthun, ja ohne daß wir uns nur bis zum lauten und ernsten Wort zu erheben brauchten, fern von uns in den Kaukasusklüften und am hartnäckigen Widerstand litthauischer Nonnen erschöpfen möchte.

Lateinisch-katholisch und in Geduld alle Proben überwindend möchte man die Polen sehen. Da aber eine grausame Ironie des Schicksals Beides zugleich nicht vergönnt, so muß man sich gleichwohl entschließen, entweder das römische Credo der Sarmaten preiszugeben oder zu merklicher Belästigung des Herrscherthums

das Princip der Selbsthülfe als legitim anzuerkennen und in den neuen Codex des europäischen Staaten- und Völkerrechts einzutragen. Die Alternative ist freilich melancholisch; aber der Instinct sagt uns, daß die feindlichen Schicksalsmächte ihren größten Triumph im weiten Polenlande feiern werden. Das Gute ist am entscheidenden Tage überall schwächer als sein Gegensatz. Doch das Böse im vollen Hochzeitschmuck zu sehen, ist auch für die abgestandenen Seelen des Occidents eine noch ungekannte Lust.

Vom andern Ufer.

Aus dem russischen Manuscript. 1850.

Der Occident kann das sociale Problem nicht mehr lösen, er ist am äußersten Endpunct seiner geistlichen und weltlichen Hülfsmittel angekommen und blickt verzagend an der eigenen Kraft mit sehnsuchtsvollem Auge auf das Russenthum. Wie einst im Rath der Götter das Nicken des Olympischen Zeus, wird in Wien und Berlin jetzt schon die stumme Miene des Autokraten mit ehrfurchtsvoller Neugierde geprüft und ausgelegt. Hat aber der Czar nun vollends im Kreise seiner Knechte zu Warschau oder im Heerlager von Suwalki gesprochen, so füllet und nährt sein Wort wie ein geheimnißvoller, vieldeutiger Sibyllenspruch zugleich die versandeten Pressen und die Kabinetsberathungen des Abendlandes. Europa eilt seinem Verhängniß gleichsam noch voraus und lockt durch alter-kindische Thorheiten den schlummernden Donnerkeil aus dem moskowitischen Gewölke auf sein Haupt herab. Oder sind etwa Unvermögen und kurzathmende Tändelei, neben Kraft und nervige Fülle hingestellt, nicht doppelt ekelhaft? Was der Czar und seine übermüthigen Proconsuln von occidentalischer Schlechtigkeit und Staatenfäulniß wissen und verarbeiten, ist noch lange nicht das Schlimmste, und ist sicherlich im Grunde auch weit weniger bedenkenerregend und hoffnungslos, als die Anschauung und das

Urtheil eines moskowitischen Philosophen, der von Herrscherlaunen, von Dienstbeflissenheit und politischen Vormeinungen nicht weniger, als von pedantischer Scholastik frei und unbehindert die traurige Wildniß der Scythen verläßt und in ruhiger Erwägung die Zustände der Geister im Occident beleuchtet. Ein solcher Moskowitenphilosoph und scythischer Anacharsis ist der Verfasser der eingangsgenannten Schrift — dumpfe Klänge aus einer so viel als unbekannten Welt, grausenerregendes Medusenhaupt, wenn es das wahre Conterfey der abendländischen Staaten ist. Das Buch selbst ist aus dem russischen Original in's Deutsche übertragen und bei Campe in Hamburg als Manuscript gedruckt, ohne Motto, ohne Einleitung, ohne Dedication und in Form platonischer Dialoge zwischen dem ungenannten Verfasser und seinem gleichfalls ungenannten Interlocutor. Während des langen Aufenthalts im schönen und gastlichen St. Gallen ist mir ein Exemplar mit dem Wunsche zu Handen gekommen, ich möchte bei guter Gelegenheit und in irgend einer Weise von dem Inhalt Erwähnung thun, was hiemit denn auch nach Kraft und Vermögen geschehen soll.

Ein „Rapport“ aus dem Occident ist es, aber es ist, wie man sieht, nicht ein Rapport, wie ihn abgerichtete Miethlinge mit und ohne Decoration für Geld und guten Lohn aus dem „Sumpf der westlichen Civilisation“, besonders aus dem Lande der feigen und geschwätzigen Kathederleute und des „geräucherten Weltschmerzes“ seit länger als vierzig Jahren an Herrn von Nesselrode schicken, um die schlauen Staatsmänner von Czarskoje-Selo genau zu unterrichten, bis auf welchen Grad der Thorheitsscala verkehrtes Wesen und falsche Politik der abendländischen Völker zu Nutzen und Belustigung des Autokraten gestiegen sei. Glück, Verstand, Zufriedenheit und blühende gute Ordnung in der westlichen Welt sind für das imperatorische Re-

giment in St. Petersburg jedesmal gefahrverkündende Wetterwolken und drohende Symptome, deren Ansammlung und Reife um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern oder auseinander zu treiben sind.

Der Verfasser ist zwar ein wenig Metaphysiker, weil er die Erscheinungen des Völkerlebens bis auf die letzten Triebfedern auseinander legt; aber er ist Metaphysiker wie ein Pascal, der sich vor dem eigenen Ich nicht fürchtet und auch nicht, wie die meisten Menschen, Leiden und Unglück für besser hält, als Analyse und nüchternes Wissen. Dieser anonyme Russe hat sogar den Muth, allein zu sein, und, ohne zu verzagen, die Gewitterschwüle und die unmuthsvolle Langeweile, wie sie seit dem Vorabend der letzten Sturmfluth bis auf diese Stunde über Europa liegt, als Thema sinnvoller und gedankenreicher Zwiegespräche auszubeuten. Folglich ist er gewissermaßen auch Diplomat, aber, wie es sich von selbst versteht, unbezahlt und ohne Lohn im Dienst einer geistigen Macht, deren Repräsentanten weder im deutschen Parlament am Main, noch im Augustinerstift zu Erfurt, noch im Frankfurter Interim, noch zu Warschau und Berlin neuerlich erschienen sind, und die im Gegentheile ihre Sitzungen in einem Lokale halten, welches den Schergen des bleiernen Muckerregiments in Berlin ebensogut, wie den diplomatischen Lohnbedienten von Bückeburg und München unzugänglich ist. In vormärzlicher Denkweise würde Hr. v. Kleinschrod u. Comp. hier wahrscheinlich einen enragirten „Demokraten" vermuthen, und zur Abwehr des Ungethümes, wie ein zweiter Don Quixote, alsogleich seine hölzerne Lanze schwingen. Die Voraussetzung wäre aber dieses Mal ein noch gröberer Irrthum, als bei ähnlicher Veranlassung im verwichenen Jahr. Unser Russe ist kein Anbeter des westlichen Demos. Wie das böse Princip in Göthe's Faust, ist er aus der scythischen Oede nach Europa her-

ausgekommen, ist in Deutschland, Frankreich und Italien herumgewandert, hat Fürsten und Völker am Werke gesehen, und am Ende „Alles herzlich schlecht" gefunden. Das Buch selbst, elegant gedruckt und nur 190 Seiten stark, hat übrigens in Form und Gliederung mit den literarischen Producten dieser Gattung im Occident nichts gemein. „Wer hat Recht?" „Die Juni-Tage 1848." „An Georg Herwegh und an Giuseppe Mazzini" sind die eigenthümlichen Ueberschriften der drei Hauptabschnitte dieser merkwürdigen und melancholischen Lucubration.

Unterredungen über Philosophie der Menschengeschichte kann man nicht im Auszuge mittheilen, man muß sie ganz und selber lesen. Leichter dagegen wäre es überhaupt, den Geist zu bezeichnen, in welchem sie geschrieben sind. Herwegh und Mazzini gelten in Deutschland als Häupter und Führer der central-europäischen Demokratie, und folglich wäre auch unser sendschreibender, dialogisirender Moskowit am Ende doch ein Demokrat in dem Sinne, wie es Plattköpfe mit zusammengedrückter Stirne und mattem Geiste zu nennen pflegen. Wie könnte aber Jemand Demokrat nach dem Begriffe eines Kleinschrod sein, wenn er den Spruch aus Göthe's Tasso: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein" als Motto an die Spitze des Dialoges „Consolatio" setzt? Daß aber die Demokratie ausnahmsweise unserer Zeit angehöre, wird im Laufe des Gespräches doch eingestanden. Demokratie, sagt er, ist die Negation der Hierarchie und der socialen Ungerechtigkeit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt hat; sie ist das reinigende Feuer, das alle abgelebten Formen verzehren, aber nach Aufzehrung des Brennmaterials selbst wieder erlöschen wird. Die Demokratie kann nichts schaffen, Demokratie wird nach dem Tode ihres letzten Feindes überflüssig, und schon Cromwell hat gesagt, „die Demokraten wissen nur, was sie nicht wollen." Aber nicht bloß die Möglichkeit,

die Massen je frei zu machen, wird vom Verfasser geleugnet, sogar Zweifel an der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes überhaupt treten dem Leser fast auf jeder Seite des Buches entgegen. Die wiederherstellenden und schöpferischen Gedanken großer Geister, z. B. eines Aristoteles, Sokrates, Bacon und Spinoza, seien ebenso nutzlos verklungen, wie die Predigt des Evangeliums und die Lehren der Revolution. Die Menschen konnten das Klare, das Einfache und das Große der göttlichen Lehre nicht fassen, und die zwölf Apostel, sagt der Russe etwas vulgär, „haben am Ende vollkommen Fiasco gemacht", wie etwa heut zu Tage die westliche Revolution. Gottesgelehrte im altkatholischen München, mit ihrem schwachsinnigen Pedell R......s, mögen es freilich nicht gerne hören, daß von der Doctrin der Apostel sogar im orthodoxen Altbayern nichts übrig geblieben, und daß „aus dem befreienden Evangelium ein unterjochender Katholicismus, und aus einer Religion der Gleichheit und der Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie geworden ist." Das bojoarische Episkopat mit seinen hochwürdigen Consistorien muß und kann es geduldig ertragen, wenn ein schismatischer Russe unsere Kirchenfürsten mit den heidnischen Pontifices und mit den Collegien ernsthafter Auguren auf Eine Linie stellt. Aber auch die lutherischen Oberconsistorialräthe in München sollen über die Erniedrigung ihrer Amtsgenossen nicht etwa schadenfroh triumphiren, weil in der Meinung unseres Russen die protestantische Kirche „die Geister auf der einen Seite etwas befreit, um sie auf der anderen wieder zu knechten." Die Staatsformen aller occidentalisch-europäischen Mächte hält dieser Mann ihrem innern Begriffe nach für unverträglich mit dem Grundcharakter des Christenthums, mit der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Jede nicht rhetorische, sondern wirkliche Durchführung dieser Idee würde und müßte seiner Meinung nach zu

einer vollkommenen Negation, ja zum Tode des europäischen Lebens führen, „weil man einer feudal-monarchischen Gesellschaft unter keinerlei Bedingung eine demokratisch-sociale Gestaltung geben könne, ohne eben alles Feudale und Monarchische selbst zu tödten." Europa aber sei durch und durch christlich-aristokratisch, und das katholische Rom, das blasphemirende Paris, das philosophirende Deutschland seien bei aller Verschiedenheit im Wesen doch ausschließlich christlich-feudaler Natur. Und so lange diese Staatsform in Europa Geltung habe, seien Freiheit und Gleichheit, wie sie das Evangelium wolle, eine Unmöglichkeit.

Man glaube ja nicht, daß ein Metternich oder Guizot die Mängel der bestehenden Staatsverfassungen nicht eingesehen habe; aber sie wußten auch, daß diese Mängel so tief im ganzen Organismus wurzeln, daß das ganze Gebäude stürzen müßte, sobald man sie nur berührte. Aus diesem Grunde wurden die beiden eben genannten Staatsmänner zu hartnäckigen und starren Vorkämpfern für alles Bestehende. Die Liberalen dagegen befolgten andere Maximen: sie entfesselten die Demokratie, und als diese auf eigenen Füßen stehen und neue Bahnen betreten wollte, forderten sie beleidigt und erschreckt, daß man wieder umkehren und sich von Neuem an die alte Ordnung halten solle. Aber der Strom hat sich in Europa sein Bett schon so tief gegraben, daß weder die Conservativen mit ihrer Geschicklichkeit, noch die politischen Republikaner mit ihrer Beschränktheit den Lauf der Demokratie zu hemmen vermögend wären. Jene Männer, welche jetzt in Europa die Süßigkeiten der Macht und ihre Früchte genießen, sind zwar vollkommen vom Gegentheil dieser eigenthümlichen Doctrin, d. h. von der Möglichkeit überzeugt, durch augendrehende Madonnenbilder und durch Polizeisoldaten den socialen Dämon noch einmal zu bannen. Andere aber halten die Macht der socialen Idee besonders seit der Zeit,

für unüberwindlich, als der wahre Feind der bestehenden Staatsverfassungen, der Proletarier und der Arbeiter, von ihr Kunde erlangten. „Die Majorität der Bevölkerung will sich nicht mehr absorbiren lassen, um der Minorität ein prachtvolles, üppiges Leben zu verschaffen.“

Man braucht dem Leser nicht erst zu sagen, daß wir diesen Zustand der Dinge nicht wünschen oder gar sein Heranreifen thatsächlich fördern möchten; ein solcher Zustand ist im Gegentheil unserem Geschmacke, wie dem Quietismus unserer Gemüthsart völlig entgegengesetzt, weil wir mit dem Wanderer aus Ithaka kein lieblicheres Ziel menschlicher Bestrebung kennen, als wenn Frohsinn und Heiterkeit im ganzen Volke herrscht, die Gäste, reihenweise im Prunkgemache sitzend, das Spiel der Laute hören, die Tische aber von herrlicher Labung strotzen*), während sich die Armen und Hungrigen, wie die Schrift sagt, mit Predigt und Evangelium begnügen sollen**). Ist es unsere Schuld, wenn diese Zeiten idyllischer Glückseligkeit in Europa vorüber sind? Daß aber gegen diese innere Zersetzung der europäischen Gesellschaft die alten, abgenützten, großentheils heidnischen Kirchenpraktiken, die man in der äußersten Noth jetzt wieder als Talisman zu Hülfe ruft, nur schwach und machtlos, das Staatsprincip selbst aber leider ohne alles Ansehen sei, merkt Jedermann. Was für eine Impotenz etwas zu schaffen und zu organisiren von Lissabon und Rom bis Hamburg und Berlin! Was haben etwa die Manteuffel, die Gerlach, die Radowitz und alle die erbosten Frömmler an der Spree im Bunde mit dem diplomatischen Kehricht der Union und des Interims seit zwölf Monaten für Hebung der allgemeinen Noth zu Stande gebracht? Ist nicht Zerwürfniß, Langeweile und Verzweiflung, um

*) Odyssee. IX, 5 ff.
**) Matth. XI, 5.

von Deutschland gar nicht zu reden, sogar in London und Paris heute größer und niederdrückender als vor Jahresfrist? So war etwa das dritte und vierte Jahrhundert nach Christus, wo selbst die Laster Roms schon untergegangen waren, wo die Imperatoren stumpf und schläfrig wurden, wo ein innerer Gram energische Menschen so tief zerfraß, daß sie in die Wüsteneien der Thebaide flohen, um nur dem Anblick dieser hinsterbenden Welt zu entrinnen, wo die Menschen nicht selten ihre goldenen Talente auf die Straße warfen und als Bettler (St. Alexius) für immer aus ihrem Vaterlande wichen. Retten kann man die hinsiechende alte Welt nicht mehr, weder mit dem Belagerungsstande, noch mit der Republik, weder mit Hinrichtungen, noch mit Wohlthaten. Fata urgent, orbis ruit, das Verhängniß ist nicht mehr wegzutreiben; es wird und muß nach gemeinem Calcul die eine der streitenden Parteien vollkommen untergehen, Socialismus oder Monarchie.

War einst die Secte der Nazarener, die mit den energischen und — wie es den Heiden schien*) — halbwahnsinnigen Reden ihrer „Pierre Leroux's und Proudhon's“ aus Judäa nach Rom gekommen ist, dem Flamen Dialis und den kaiserlichen Quiriten vielleicht weniger verhaßt und weniger zurückstoßend, als unseren Bischöfen und Optimaten die neue Gesellschaftslehre und das neue Kirchenthum? Und doch ist das gewaltige Kaiserthum mit dem Goldpalast der Cäsarn unter den Schlägen der armen, verachteten, proletarischen Christenpropaganda machtlos zu Boden gesunken. Aber wo sind die neuen Christen, die sich zum Anbauen, wo die Lava und die Barbaren, die sich zum Niederreißen des alten Occidents in Bewegung setzen? Diese Lava, die sich unter der Erde bewegt, diese Barbaren, diese Nazarener,

*) Acta Apost. XXVI, 24.

welche die alte Welt schließen sollen, sind viel näher, als man glaubt. „Jene sind es, die vor Hunger, Kälte und Müdigkeit über unseren Häuptern und unter unseren Füßen, in den Mansarden und Kellern sterben, während die „„Gutgesinnten““, die Hof-Philosophen und Staatskünstler bei üppigem Mahle den Stab über freies Christenthum und socialistische Ideen brechen. Möglich wäre es indessen doch, und selbst unser Russe leugnet es nicht, daß das alte, blinde und energielose Europa mit seiner Routine und seiner Abgelebtheit den Socialismus doch noch bewältige und als ein zweites Byzanz sich in langjähriger Apathie hinschleppen könne, die Entwickelung, die Zukunft, die Thätigkeit aber anderen Völkern überlasse. Sogar ein Drittes will man nicht ganz in Abrede stellen: das Chaos eines allörtlichen Kampfes ohne entscheidenden Sieg von der einen oder der andern Seite, das trübe Wirrsal eines allgemeinen Aufstandes und Gährens im Occident, was endlich zur Erschlaffung aller sittlichen Kraft, zum Despotismus, zur Schreckensherrschaft und zur Vertilgung führen müßte. Unserer Meinung nach hätte bei der ungefähr gleichen Mächtigkeit der sich gegenseitig im Kampfe abmühenden Kräfte diese letztere Wendung der Dinge in Europa beinahe die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, weil sie von allen dreien die trübseligste, die verderblichste und verzweiflungsvollste ist. Was der abendländische Mittelstand an Rechten und an Freiheit in jahrhundertlanger Arbeit und Anstrengung errungen hat, das gibt er jetzt im Schrecken vor dem proletarischen Verderben wieder bereitwillig und unverzagt zum Opfer hin. Er sieht ein, daß er nicht einmal auf dem legitimen Boden eines Polignac und Guizot stehen kann, er geht mit dem Bewußtsein bis in die Zeiten der Bartholomäusnacht, des dreißigjährigen Krieges und des Edictes von Nantes zurück, hinter welchen

man Barbarei, Zerfall, neue Völkergruppen und schwache Anfänge einer kommenden Welt verspürt.

In Zeiten so großer Trübsal zu leben ist ein herbes Loos, und wahrhaft zu beneiden ist, wer immer im Kampfe gegen die Schlechtigkeit des Jahrhunderts die Bürde des Daseins rühmlich und herzhaft abgeworfen hat. Preisen wir auch nicht mit dem jammervollen Oedipus *μὴ φῦναι* „ungeboren sein" — als das größte Glück, so fühlt doch Jedermann, daß, wer frei denkt und sich vor der Gewalt nicht beugen will, schon jetzt in Europa keine Zuflucht hat, ausgenommen das Verdeck eines Schiffes, welches nach der neuen Welt unter Segel ist. Indessen, wenn auch das westliche Europa mit der socialen Umgestaltung nicht zu Stande kommt, so gibt der neue Anacharsis das Heil der Menschheit doch noch nicht verloren. Wenn wir es nicht vermögen, werden sich andere Länder umgestalten, und es seien für diese sociale Verwandlung (das ist die Hauptthesis der ganzen Schrift) bereits vorbereitete und sich vorbereitende Schauplätze vorhanden, von welchen der eine (Nordamerika) in Jedermanns Sinn und Gedanken liege, der andere aber, voll Kraft und auch voll Wildheit, von den Europäern nur wenig oder schlecht verstanden sei. Daß aber mit diesem anderen schon vorbereiteten oder sich erst vorbereitenden, von Europa so wenig und so schlecht gekannten Schauplatze im Sinne des Verfassers auf Rußland hingedeutet werde, ist ohne nähere Bezeichnung klar. Um diese Lücke unserer politischen Weltkunde auszufüllen und die Abendländer über Natur und Wesen des Russenvolkes und seiner Mission eines Besseren zu belehren, hat der Unbekannte hauptsächlich das Sendschreiben an G. Herwegh mit der kleinen Beigabe an G. Mazzini eingeflochten. Aengstlichen Gemüthern mögen freilich die beiden Demokratennamen allerlei zu bedenken geben. Indessen liegt gerade in diesem Theile des

Buches das Wichtigste für alle jene Leser, welche nützlicher Belehrung vor schwermüthiger und verzweiflungsvoller Metaphysik den Vorzug geben. „Wir Russen, sagt er, sind sittlich freier als die Europäer, nicht nur, weil uns die großen Erlebnisse der westlichen Entwicklung nicht unterjocht haben, sondern auch, weil wir von unserer eigenen Vergangenheit unbehelligt sind“:

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Die meisten Leser wissen, wie das alte Rußland der Rurikfürsten mit seiner ganzen normanisch-slavischen Cultur unter Zucht und Herrschaft der goldenen Horde vollkommen abgestorben, aus dem Moder der Mongolen-Chane aber das gefürchtete Rußland unserer Tage als eine neue, von der Vorzeit völlig unabhängige Schöpfung hervorgegangen ist. Dieses Rußland lachte vor bald dreißig Jahren und berechnete nüchtern sein Haben und Sollen, während die Völker des Occidents für die „classischen Hellenen“ schwärmten und bethört von scholastischen Reminiscenzen alle gesunde Politik verließen und an die Auferstehung der alten Republiken von Athen und Sparta glaubten. Die Russen! die Russen! rufen heute die einen aus Furcht, die anderen in freudiger Hoffnung, alle aber im dunkeln Vorgefühl, daß die Lösung der großen, gesellschaftlichen Frage und die Regierung der europäischen Zukunft überhaupt nicht mehr von uns selbst abhänge, sondern in die Hände unserer östlichen Dränger gegeben sei. Aber wer sind diese Russen? was wollen sie? was bringen sie, diese Halbbarbaren, deren jugendliche Kraft in Europa so höchlich gepriesen ward in jenem Kampfe, aus dem sie als Sieger über Napoleon hervorgegangen sind? Auf diese Fragen gründlich zu

antworten, meint der Verfasser, habe das Abendland in stolzer Selbstgenügsamkeit bisher nicht für nöthig gehalten. Jetzt seien aber Lage und gegenseitiges Verhältniß wesentlich verschieden; das vornehme Ignoriren stehe den „Europäern“ nicht mehr gut, und wir würden durch fortgesetzte Russenverachtung jetzt auch nicht mehr das Bewußtsein der geistigen Superiorität, sondern nur die komischen Anmaßungen eines castilianischen Hidalgo zeigen, dessen Stiefel ohne Sohlen und dessen Mantel voll Löcher sind. Dieses Russenurtheil über die westlichen Zustände wäre freilich nicht ganz im Einklang mit dem, was ein erlauchter Erzherzog und der beredte Schmerling im Frankfurter Parlament so oft über „Größe, Ehre und Freiheit“ Deutschlands gesprochen haben! Die Russen wissen zwar, daß sie zu Hause selber Knechte sind, glauben deswegen aber doch nicht mehr an einen freien Occident, ja sie meinen sogar, daß Europa selbst ohne ein freies Rußland niemals die Freiheit erringen könne. Das Wort ist zwar kühn, besonders den kleinen und kurzsichtigen Mäklern gegenüber, welche jetzt in Europa überall als Staatsmänner und rettende Paladine die Geschäfte führen. Für die Zeitgenossen des großartigen Aufschwunges von 1812—1815 aber hat Anonymus nicht zu viel gesagt. Oder war etwa nach Napoleons Fall und nach dem ersten Pariser Frieden das Schicksal dieses Welttheiles und gewissermaßen des ganzen menschlichen Geschlechts nicht einige Monate lang in der Hand des Kaisers Alexander? Man hat aber, wie wir Alle wissen, den kurzen, günstigen und gewiß nie mehr wiederkehrenden Augenblick, Europa nach den Grundlagen der Gerechtigkeit und der ächten Staatskunst einzurichten und den Schlund des Aufruhrs auf ewig zu verschließen, aus Bosheit, aus Kleinmuth oder aus Thorheit versäumt und durch unverantwortlichen Gebrauch einer allmächtigen Gewalt alle die Uebel und das Unheil verschuldet, das seit

jener unglücksvollen Zeit über Europa gekommen ist und noch kommen wird. Ein weises, glückliches und gerechtes Regiment findet man nur in der Fabelwelt; in der Wirklichkeit war es noch niemals da und Viele zweifeln sogar, ob ein so großer Segen unter Menschen, wie wir sind, je auch nur möglich sei. Daß ein tückisches und rachsüchtiges Verhängniß über unser Geschlecht waltet, wurde erst in jener unglückseligen Epoche den Meisten klar.

Der Verfasser indessen ist noch billig genug, die Schuld der Erniedrigung Rußlands, die verfehlte Weltreform und das öffentliche Unglück überhaupt nicht auf Alexanders Schwäche und Verblendung allein zu laden. Der Czar hat am Morde Polens und der abendländischen Freiheit bekanntlich Mitschuldige, die wir nicht zu nennen brauchen und auch nicht nennen wollen. Selbst das bourbonistische Frankreich bettelte um Czarengunst zu St. Petersburg, und das „große Deutschland", damals wie jetzt von russischen Geschäftsträgern und von jenem Proconsul des Czaren beherrscht, der den Titel eines Königs von Preußen führt, spielte Rußland gegenüber freiwillig die Rolle, zu deren Uebernahme man jetzt nur mit Anwendung offener Gewalt die Unterdonauprovinzen gezwungen hat. Die schmachvollen Vorgänge im letzten Jahre zu Rom und Paris hätten im Bunde mit den preußischen Metzeleien zu Rastatt im Andenken der Europäer die Einnahme Warschau's bereits in den Hintergrund gedrängt, und der Verfasser gewinnt auf unsere occidentalische Schlechtigkeit hin wieder eine so gute vortheilhafte Meinung von seinen Russen, daß er im Gegensatze zu Napoleons bekanntem Spruch sogar das Dictum wagt: „Man könne in Europa zugleich republikanisch und kosakisch sein."

Ein Volk, welches die Keime zur künftigen Wiederherstellung und Erneuerung des verfallenden Occidents in seinem Busen

trägt, soll doch gewiß Gegenstand unserer lebhaftesten Wißbegierde sein. Neben vielen anderen Gebrechen und Unzulänglichkeiten wälzt der russische Anonymus auch noch die Sünde verdammungswürdiger und beinahe läppischer Unkunde abendländischer Rettungsmittel auf unsere Schultern. Tausendjähriger Nachbarschaft ungeachtet, seien sechzig Millionen Russen und ihre Lebensweise in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für Europa eine unerhörte Neuigkeit. Custine (1842) und Haxthausen (1847) seien im Grunde die einzigen Europäer, die sich in neuester Zeit gründlich und ernsthaft um russische Zustände bekümmert hätten. Nach Custine, der seine Blicke überall nur auf die oberste Schichte der Gesellschaft heftete, um Volk und Nationalliteratur sich aber gar nicht kümmerte, wäre der Hof in Rußland Alles. Da liege der Schlüssel für die Vergangenheit Rußlands und der Keim seiner Zukunft, die lebenschaffende Monade des russischen Staates. Dagegen sagt Haxthausen: „Jede ländliche Commune ist in Rußland eine kleine Republik, die sich rücksichtlich ihrer inneren Angelegenheiten selbst regiert, die weder persönliches Grundeigenthum noch Proletariat kennt, und folglich einen Theil der socialistischen Utopien schwärmerischer Staatskünstler zu einer längst verwirklichten Thatsache erhoben hat; hier versteht man nicht anders zu leben und hat auch niemals anders gelebt." Das belebende Princip des russischen Volkes habe Haxthausen begriffen, nebenher aber doch nicht eingesehen, daß eben die negative Seite des Communal-Lebens die Petersburger Reaction hervorgerufen habe, d. h. ohne das vollkommene Aufgehen der Persönlichkeit in der Commune wäre die Möglichkeit der Autokratie selbst in Rußland nicht gegeben. Im Gegensatze zu Custine und selbst zu Haxthausen scheint dem hellsehenden Verfasser, daß es im russischen Leben etwas gibt, was höher als die Commune und kraftvoller als die Macht des Hofes ist. Dieses Etwas

läßt sich aber schwer in Worte fassen und ist noch schwerer mit dem Finger anzudeuten. Es wird hier jene innere, sich ihrer selbst nicht ganz bewußte Kraft bezeichnet, welche das russische Volk unter dem Joche der mongolischen Horden und der deutschen Büreaukratie, unter der orientalischen Knute eines Tataren, wie unter dem occidentalischen Corporalstocke so wunderbar erhielt; jene innere Kraft, welche die offenen und schönen Gesichtszüge und den lebendigen Verstand des russischen Bauers unter der erniedrigenden Zucht der Leibeigenschaft bewahrt; jene Kraft, welche auf den kaiserlichen Befehl sich zu civilisiren, nach einem Jahrhundert mit der colossalen Erscheinung eines Puschkin geantwortet hat; jene Kraft endlich und jenes Selbstvertrauen, welches in jeder Russenbrust lebendig ist. Diese Kraft, meint der Verfasser, hat außer allen Formen und gegen alle Formen das russische Volk und dessen unerschütterlichen Glauben an sich selbst aufrecht erhalten. Nicht der Hof also, nicht die ländliche Commune, sondern die Volkskraft ist in Rußland Alles! Indessen sieht der Leser wohl selbst, und Anonymus gesteht es auch redlich ein, daß in der Hauptsache doch Herr v. Haxthausen vollkommen recht gesehen habe: die sociale Einrichtung der ländlichen Commune in Rußland ist eine ebenso große Wahrheit, als die ausgeprägteste knechtische und autokratische Organisation des Staatsganzen.

Aber was ist denn eigentlich diese ländliche Commune, diese ewige und unzerstörbare Unterlage der russischen Volkskraft? Die ländliche russische Commune besteht seit undenklichen Zeiten und ist bei allen slavischen Volksstämmen ungefähr dieselbe. Wo man sie nicht mehr findet, da ist sie dem germanischen Einfluß erlegen. Bei den Serben, Bulgaren und Montenegrinern, wie überhaupt in dem vollkommen slavisirten „illyrischen Dreieck", besteht sie noch reiner und ursprünglicher, als selbst in Rußland.

Die ländliche Commune ist der Eigenthümer, die zu besteuernde Person, sie ist der Staatsgewalt gegenüber verantwortlich für Alle und für Jeden, und deswegen autonom in Allem, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft. Das Land gehört der Commune und nicht den einzelnen Mitgliedern; diesen letzteren steht das unantastbare Recht zu, so viel Land zu haben, als jedes andere Mitglied innerhalb derselben Commune besitzt; dieses Land wird ihm als lebenslänglicher Besitz gegeben; er kann und braucht es auch nicht zu vererben. Sein Sohn, sobald er großjährig wird, hat das Recht, noch bei Lebzeiten des Vaters von der Commune Land zu fordern. Mit der Kinderzahl wächst auch der von der Commune bewilligte Landbesitz, welcher nach dem Tode des lebenslänglichen Eigenthümers wieder an die Gemeinde zurückfällt. Geben alte Leute, was oft geschieht, ihre Grundstücke noch bei Lebzeiten zurück, so erlangen sie dagegen das Recht, keine Steuern zu bezahlen. Durch zeitliche Abwesenheit verliert der Bauer keineswegs sein Recht auf Grundbesitz. Nur durch Vertreibung aus der Gemeinde erlischt ihm dieses Recht, und die Commune ist zu einem solchen Beschlusse nur bei Stimmeneinheit befugt, was natürlich nur in äußersten Fällen einzutreten pflegt. Wird dagegen der Bauer auf seinen Wunsch aus dem Communalverbande entlassen, so ist natürlich auch sein Landbesitz verwirkt; er ist dann nur berechtiget sein Mobiliarvermögen mitzunehmen, und selten erlaubt man ihm, über sein Haus zu verfügen, oder es fortzuschaffen. In dieser Weise ist das ländliche Proletariat in Rußland eine Unmöglichkeit. Jeder, der Land in der Commune besitzt, d. h. jeder Großjährige und Besteuerte hat Sitz und Stimme in den Communal-Angelegenheiten. Der Vorsteher und seine Beisitzer werden in einer allgemeinen Versammlung gewählt; in derselben Weise entscheidet man die Streitfragen zwischen den verschiedenen Communen, theilt

das Land und repartirt die Steuern, wobei der **thätige** Arbeiter, d. h. der Arbeiter, welcher Land zum Gebrauche hat, als Einheit gilt.

Der Vorsteher einer solchen ländlichen Commune hat eine große Gewalt über jedes einzelne Mitglied, aber nicht über die Commune selbst. Sobald diese nur einigermaßen zusammenhält, kann sie der Macht des Vorstehenden sehr gut das Gleichgewicht halten, ja ihn selbst nöthigen, seine Stelle niederzulegen, wenn er sich ihren Wünschen nicht fügen will. Der Kreis seiner Thätigkeit ist übrigens ganz administrativ, alle Fragen, welche die gewöhnlichen Polizeigrenzen überschreiten, werden entweder nach feststehenden Gebräuchen, nach dem Rathe der Aeltesten, oder am Ende durch die allgemeine Versammlung entschieden.

Jeder Russe, der nicht Städter und nicht von Adel ist, **muß** zu einer ländlichen Commune gehören und folglich ist auch die Zahl der Stadtbewohner im Verhältniß zur Landbevölkerung eine äußerst geringe. Im Grunde ist Rußland ein Bauernstaat, wie das alte welterobernde Rom. Auch die größte Zahl der städtischen Arbeiter gehört den armen, ländlichen Communen, besonders solchen an, die wenig Land besitzen. Von diesen Arbeitern gehen die einen nur für den Winter in die Städte, andere bleiben dort Jahre lang und bilden unter sich große Arbeiter-Associationen, gleichsam die mobilisirte russische Commune. Sie gehen von Ort zu Ort (alle Gewerbe sind in Rußland frei) und vermehren sich manchmal bis zu einigen Hunderten, ja bis zu Tausend; so z. B. die Zimmerleute und Maurer in Petersburg und Moskau, die Fuhrleute auf den großen Landstraßen. Der Ertrag ihrer Arbeit wird von gewählten Vorstehern verwaltet und nach dem Urtheil Aller vertheilt. Die schändlichste Geisel der russischen Commune sind die auf keinem gesetzlichen Grunde ruhenden und nur durch unsittliche Uebereinstimmung mit der Regierung ge-

stützten Rechte der adeligen Gutsherren, denen nahezu der dritte Theil der Bauern angehört. Indessen hat dieses Verhältniß nach der Meinung des Verfassers, trotz der schamlosesten Willkür des Adels, auf die Commune doch keinen großen Einfluß ausgeübt. Der Gutsherr kann allerdings seine Bauern auf das Minimum der Erde reduciren, er kann für sich das beste Land wählen, er kann seine Ländereien und dadurch die Arbeit des Bauern vergrößern, er kann die Steuern vermehren; aber er kann den Bauern das zu reichende Land nicht abschlagen, und das der Commune einmal zugestandene Land bleibt vollständig unter der Verwaltung derselben, die auf der nämlichen Unterlage beruht, wie die für das freie Land; der Gutsherr mischt sich nie in ihre Geschäfte. Man hat Beispiele gehabt, daß die Gutsherren die europäische Parzellirung des Landes und das Privateigenthum einführen wollten. Diese Versuche rührten meistens von dem Adel der Ostseeprovinzen her, der in das Innere des Reiches gezogen war; sie mißlangen aber alle und endeten zumeist mit dem Morde der Gutsherren, oder mit dem Verbrennen ihrer Schlösser, dem nationalen Mittel des russischen Bauern, seine Proteste zu erklären. Diese Handlungen grausamer und verzweiflungsvoller Selbsthülfe sind in Rußland so gewöhnlich, daß nach officiellen Angaben schon vor der letzten Revolution von 1848 in jedem Jahre durchschnittlich sechzig bis siebenzig Gutsherrn von ihren Bauern erschlagen wurden. Die ländliche Communaleinrichtung ist mit Natur und Wesen des russischen Volkes so innig verwachsen und zugleich für gemeinsames Wohlbefinden so gedeihlich, daß ausländische Colonisten sie in ihren neubegründeten Niederlassungen häufig als Muster nahmen. Diese ländliche Commune ist in Rußland unmöglich anders zu brechen, als wenn sich der Autokrat entschließt, einige Millionen Menschen nach Sibirien zu deportiren, oder hinzurichten. Die schauderhafte Geschichte der

Einführung der Militärcolonien hat gezeigt, was der russische Bauer ist, wenn man ihm seine letzte feste Burg nehmen will. Der liberale Alexander mußte die Dörfer im Sturm nehmen, die Erbitterung der Bauern steigerte sich bis zu einer Wuth, wie man sie nur einst in Numantia und in Jerusalem sah; sie tödteten ihre Kinder, um sie den unerträglichen, mit Waffengewalt aufgedrungenen Einrichtungen zu entziehen. Durch die Greuelthaten und Metzeleien einer über den Widerstand wüthenden Regierung wurde doch nichts erreicht, und der blutige Aufstand in der Staraia Russa im Jahre 1831 hat gezeigt, wie wenig sich das unglückliche Volk zähmen läßt. Die Staatsgewalt unterdrückte zwar den Aufstand, fügte sich aber in die Nothwendigkeit und hat wohl den Namen, nicht aber die Sache als Ersatz erhalten.

Die Europäer mit ihrer classischen Vorwelt und mit ihrem ganzen prätentiösen Staatswissen schämen sich, daß die „Halbwilden" an der Wolga bei ihrer Unwissenheit in den schönen Künsten und in der alten Literatur doch bürgerliche Einrichtungen von auslangenderer Bürgschaft besitzen sollten, als sie selbst. Deswegen sagen sie gerne, mit der wachsenden Gesittung der Russen werde diese Communaleinrichtung so gut und so unfehlbar verschwinden, als sie einst bei den Germanen nach ihrem Uebergang in die christlich-romanische Welt verschwunden sei. Die Möglichkeit einer solchen Zukunft der russischen Volksentwicklung leugnet aber Anonymus mit der Bemerkung, daß die altgermanische Commune zwei Staatsideen begegnet sei, die dem communalen Leben vollständig entgegengesetzt waren, dem Feudalismus und dem römischen Recht. Diese antinationale Civilisation des Feudalismus und des römischen Rechts sei aber jetzt bei den westlichen Europäern in voller Auflösung und in gänzlicher Unmöglichkeit, von ihren Principien aus den Widerspruch

zwischen dem Rechte des Individuums und dem Rechte der Gesellschaft zu lösen. Was der Moskauische Czarismus und die europäisirte Autokratie der Petersburger Imperatoren unangetastet gelassen habe, oder nicht zu brechen vermochte, wie soll und könnte ein solches Institut vor der modernden und hinsterbenden Cultur der germano-romanischen Welt in Trümmer gehen? Den Russen wäre es viel leichter, die unnatürliche, gar nicht im Volke wurzelnde kaiserliche Verwaltung, als die Commune zu verlieren. Ein Gesetz, das im Anfang dieses Jahrhunderts erschien, gibt den Communen, die sich vom Adel befreien, das Recht, ihr Land nach europäischen Principien zu vertheilen. Es ist aber noch kein Fall vorgekommen, daß die emancipirten Bauern von diesem Rechte hätten Gebrauch machen wollen. Wird aber, sagen andere Gegner, bei dieser beständigen Theilung des Ackergrundes das Communalleben nicht endlich seine natürliche Grenze in der Vermehrung der Bevölkerung finden? Auch dieser Einwurf gegen die Zukunft der russischen Communalglückseligkeit ist nur von scheinbarem Gewicht und wird durch die einfache Antwort beseitigt, daß Rußland noch für ein ganzes Jahrhundert Land besitzt, und daß nach hundert Jahren die brennende Frage des Besitzes und Eigenthums in der einen oder anderen Weise gelöst sein wird. Ueberdies geben die Befreiung der adeligen Güter, wie die Möglichkeit des Uebergangs aus ungleich bevölkerten Provinzen noch bedeutende Mittel an die Hand. Nur den Einwand, daß bei diesem losen Besitze sich die Cultur des Landes gar nicht entwickeln und steigern könne, weil der zeitliche Besitzer nur auf größtmögliche Ausbeutung denke, vermag Anonymus nicht genügend zu widerlegen, gibt aber zu bedenken, daß die Verbesserung des Landes in der occidentalischen Weise des Besitzes die Mehrheit der Bevölkerung ohne ein Stück Brod lasse, und daß die Bereicherung einiger Pächter und die künstliche

Entwickelung des Landbaues keinen gleichmäßigen und genügenden Ersatz für die schreckliche Lage des hungernden Proletariats bieten könne.

Daß der Moskauische, nach dem Vorbilde der byzantinischen Autokraten und der Mongolenchane gebildete Czarismus das zerstückelte Rußland der Rurikfürsten in eine stumme Centralisation umschuf und durch Beseitigung der öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlungen mit Geschworenen, und durch Abschaffung des Rechtes freier Versammlungen in den Städten das russische Volksleben in den höheren Sphären nach und nach erstickte und nur die ländliche Commune nicht zu überwinden vermochte, ist bekannt und ward zum Theil auch schon oben angedeutet. Indessen mangelte im Czarischen Rußland, wie in der ländlichen Commune überhaupt vollständig das zum Wachsthum überall nöthige Ferment, der Protest, die unruhige Minorität, das Princip der Bewegung. Dieses Ferment, dieser Protest, diese rebellische Persönlichkeit erschien — und zwar auf dem Thron als Peter I. Die Communaleinrichtung — das wird selbst unser Anonymus nicht leugnen — hat durch ihre Unbeweglichkeit das russische Volk eingeschläfert, bis am Ende der fürstliche Reformator einen Theil der Nation „in grober Weise" erweckte. Peter I. hat die geheime Kraft seines Volkes begriffen und zugleich den Hemmschuh erkannt, der die Entwickelung dieser Volkskraft hinderte. Er entschloß sich mit der Energie eines Revolutionärs und mit der Hartnäckigkeit eines Autokraten den ganzen alten Wandel in Sitten, Gebräuchen, Gesetzgebung, kurz, im ganzen Staatsorganismus abzubrechen. Allein die Hälfte der ausländischen Formen, die er nach Rußland verpflanzte, war dem Geiste des russischen Volkes völlig entgegengesetzt. Peter I. träumte eine mächtige russische Monarchie, aber er hatte keine Achtung vor dem Volke. Er schränkte nicht nur die Czarengewalt nicht ein,

sondern vergrößerte sie noch, indem er ihr alle Mittel des europäischen Absolutismus gab und alle Schranken, welche bisher von Sitten und Gebräuchen errichtet waren, niederriß. Peter I. behielt, indem er sich unter die Fahnen der Civilisation stellte, dennoch aus der Vergangenheit, die er negirte, die Knute und Sibirien für jede Opposition, für jedes muthvolle Wort, für jede freie That. Stelle man sich nun die Verschmelzung des Moskauischen Czarismus mit den deutschen Kanzleiregierungen, mit dem Inquisitionsprocesse aus dem preußischen Militärcodex vor, und man wird begreifen, wie die kaiserliche Gewalt in Rußland die römische und selbst die byzantinische noch weit hinter sich gelassen habe.

Das „unrasirte" Rußland, scheinbar sich Allem fügend, hat wesentlich nichts von dieser Reform angenommen. Peter I. fühlte diesen passiven Widerstand, vergrößerte die Rechte des Adels und machte durch Verschärfung der Leibeigenschaft den ersten Versuch, den abgeschmackten Verhältnissen zwischen Volk und Adel legalen Boden zu geben. Von dieser Zeit an zog sich der russische Bauer noch scheuer in seine Commune zurück, und ging, wie sich Anonymus ausdrückt, nicht anders aus ihr heraus, als sich mißtrauisch umblickend und ein Kreuz schlagend. Er hörte auf, die Regierung zu begreifen, er sah im Polizeibeamten und Richter einen Feind, er sah im Grundherrn eine rohe Macht, gegen welche er nichts ausrichten konnte; von jetzt fing er an jeden Verurtheilten unglücklich zu nennen, unter dem Eide zu lügen und Alles zu verneinen, wenn er von einem Menschen gefragt wurde, der in einer Uniform steckte und ihm als der Repräsentant der deutschen Regierung galt. Hundertfünfzig Jahre haben ihn nicht nur nicht mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt, sondern sogar noch weiter davon entfernt. Der russische Bauer hat viel ertragen, viel gelitten, er leidet jetzt noch

viel, aber unberührt von der westlichen Cultur und von Europa's Greisenthum ist er geblieben, was er Anfangs war. Zerstückelt in kleine, unter sich selbst abgeschlossene Communen, zerstreut über einen großen Abschnitt des Erdballes, fand er die Mittel eines passiven Widerstandes und die Kraft des Charakters für seine Selbsterhaltung. Er beugte sein Haupt tief, und das Unheil schritt häufig, ohne ihn zu berühren, über ihn hinweg. Das ist der Grund, weswegen seiner Lage ungeachtet der russische Bauer so viel Kraft, Gewandtheit, Verstand und Schönheit besitzt, daß er in dieser Hinsicht Custine und Haxthausen in Erstaunen setzte.

Man redet zwar viel von unverschämter Spitzbüberei, von religiösem Fanatismus des russischen Bauers und von der Idololatrie, welche er mit dem kaiserlichen Throne treibt. Anonymus leugnet zwar nicht, daß sich etwas dergleichen im russischen Volke findet, entschuldigt aber diese Mängel mit ihrer Allgemeinheit unter allen Nationen, mit der Ignoranz der Massen und mit ihrer Armuth. Dagegen erklärt er es für ganz wahr, daß der russische Bauer überall, wo er kann, den Edelmann und den Beamten betrügt, die ihn ihrerseits nur deshalb nicht betrügen, weil sie es viel einfacher finden, ihn zu plündern. Seine Feinde in dieser Weise zu hintergehen, heißt in Rußland, wie jetzt in Hellas „Verstand haben". Unter sich sind dagegen die russischen Bauern ehrlich und treuherzig, und zwar in einem solchen Grade, daß sie bei den wichtigsten und belangreichsten Verhandlungen über Mein und Dein untereinander niemals schriftliche Contracte aufsetzen und derartige Processe zu den größten Seltenheiten des russischen Volkslebens gehören.

Der russische Bauer ist abergläubisch aus Unwissenheit, aber er ist gleichgültig gegen die Religion, die er eigentlich gar nicht kennt. Denn in Rußland, wie Jedermann weiß, wird nicht

gepredigt, und vom zehnten Jahrhundert bis auf Peter I. herab ist nur Ein volksthümlicher Kanzelredner bekannt, und diesem wurde von dem Patriarchen Stillschweigen auferlegt. Der gemeine Russe beobachtet genau die äußeren kirchlichen Gebräuche, um die Sache abzumachen: er geht des Sonntags zur Messe, um sechs Tage nicht mehr an die Kirche zu denken. Die Geistlichen selbst verachtet er als Faullenzer und habsüchtige Menschen, die auf seine Kosten leben; alle Volkszoten und Gassenhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen stets den Pfaffen, den Diaconus oder ihre Frauen. Eine Masse von Sprichwörtern bezeichnet die Gleichgültigkeit der Russen in religiöser Hinsicht und den absoluten Mangel jenes wilden Fanatismus, dem wir in Belgien und in Luzern begegnen. Ebenso wenig ist von der kalten und hoffnungslosen Strenggläubigkeit der jesuitisch oder calvinistisch erzogenen Völkerschaften in Rußland irgend eine leise Spur zu finden. Im andächtlerischen München werden sie es dem schismatischen Anonymus freilich übel nehmen, wenn er das religiösen Eindrücken leicht zugängliche und von Charakter sanfte russische Volk besonders glücklich preist, daß es nicht durch den Katholicismus „corrumpirt" worden sei. Dadurch habe es zugleich ein anderes Unglück, den Protestantismus, von Rußland ferne gehalten. Den Katholicismus könne man, wie gewisse bösartige Krankheiten, nur durch Gifte curiren, und dieses corrigirende Gift sei der Protestantismus mit seinem legalen Knechtssinn. Als guter und eifriger Tiroler Katholik dürfen und können wir solche Reden nicht loben; ebenso wenig sind sie aber auch auf dem Standpuncte eines Russen tadelnswerth. Auffallend genug wird dem russischen Volke auch eine thätige, zu Opfern für den Thron bereite Hingebung abgesprochen, die Schuld aber hauptsächlich der europäisch eingerichteten Büreaukratie beigemessen, durch welche das Volk der Re-

gierung entfremdet und seine Liebe zum Thron getödtet worden sei. Ein dynastischer Aufstand, wie er z. B. für den falschen Demetrius entbrannte, sei jetzt in Rußland durchaus unmöglich. Nach Peter I. nahm das Volk an allen Petersburger Umwälzungen gar keinen Antheil; es schwieg kalt und gleichgültig, weil ihm die verschiedenen Prätendenten gleich unbekannt und dazu noch Deutsche waren. Nur 1812 zeigte sich das russische Volk noch einmal politisch begeistert. Der Gedanke der Unmöglichkeit, im eigenen Lande besiegt zu sein, liegt tief im Bewußtsein des russischen Bauern, das ist seine politische Religion. Nicht „für den weißen Czaren und für die heilige Mutter Gottes," wie man sagte, sondern für die Unantastbarkeit des russischen Landes sei er kämpfend umgekommen.

Für den St. Petersburger Imperialismus wäre es ein großes Glück, wenn auch die Mittelpartei des russischen Adels, mit dem moralischen Centralpunct in Moskau, die frostige Gleichgültigkeit und Scheue des niederen Volks besäße. Die Insurrection von 1825 zeigte aber im Gegentheil, daß die gebildete Classe, jener Theil der Gesellschaft, welcher dem von Peter I. gegebenen Impulse consequent blieb, die westlichen Brüder eingeholt hatte und dem kaiserlichen Absolutismus als feindliches und thatkräftiges Element entgegentrete. Das Entsetzen der Regierung war um so größer, als sie auf der einen Seite alle Elemente des Adels und der Militärhierarchie in den Aufstand verwickelt fand, und auf der anderen Seite sich wieder erinnerte, daß sie durch kein lebendiges Band mit dem altrussisch gebliebenen Volke verbunden war. Der 26. December 1825 hat alles Künstliche, Undauerhafte und Sandige des Petersburger Kaiserthums offenbart. Der Erfolg hing an einem Haare. Diesen, und nur diesen entsetzlichen Gedanken begriff jetzt die Regierung in seiner ganzen Bedeutung. Mißtrauisch gegen den Adel wollte sie sich national

machen und machte sich nur zur Feindin jeder Bildung. Wie Rom und Neapel, um die alten Mißbräuche aufrecht zu erhalten, wieder vor aller Welt zum schamlosesten Heidenthum zurückkehren, ebenso soll auch Rußland aus denselben Gründen wieder mongolisch und barbarisch werden. Der Terror eines Tiberius und eines Caligula ward seit jenem Ereigniß an der Newa nicht selten überboten, und die Erbärmlichkeit der westlichen Bewegung von 1848 hat die feindliche Stellung der russischen Regierung und ihren Grimm gegen Alles, was menschlich und vernünftig ist, mit neuer Kraft gestärkt. Das demüthige und unterwürfige Gebahren der französischen Republik hat die Anfangs durch den unerwarteten Schlag betäubte russische Regierung schnell wieder zur Besinnung gebracht, und zugleich die laute Erklärung des Autokraten hervorgerufen, daß er sich als Vorkämpfer und Hort des monarchischen Princips betrachte, und folglich jene Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft in Europa herzustellen und zu befestigen gedenke, die von den beiden contrerevolutionärsten Blättern des Continents, der Neuen Preußischen und der Neuen Münchner Zeitung, mit einer der Sünde eigenthümlichen Geschicklichkeit vertheidigt und angepriesen wird. Die ganze Bildung des menschlichen Geschlechts, alles freie Wissen und Können, ja die Tugend selbst mit ihren dreitausendjährigen Errungenschaften sind von den europäischen Regierungen als revolutionär und monarchenfeindlich proscribirt. Mit der Wissenschaft und mit der Tugend, sagt der Czar, könne man nicht regieren, und er sei deswegen bereit, für die „Ordnung“ Alles hinzuopfern. Gerade so hat auch Diocletian mit der großen Reactionspartei von 303 n. Chr. gesprochen, seinen Willen siegreich durchzusetzen aber doch nicht die Kraft gehabt. Ob der Imperator Nikolaus I. in seinem Beginnen glücklicher und in seinen Hülfsmitteln mächtiger und genialer als Diocletianus ist, kann Niemand wissen. Auch

wird stark gezweifelt, ob Bassermann und Mathy, die Beichtiger und Rectoren des politischen Gotha-Glaubens, mit besonderer Glut nach der Märtyrerkrone ihrer Ueberzeugung langen werden. Ausgemacht und sicher ist nur, daß jetzt im Gegensatze zum westlichen, von langem Leben abgezehrten und welkenden Europa ein Volk erscheint, dessen Wesen noch nicht ein einziges Mal in vollem Spiele war, ein Volk, welches unter der harten äußern Rinde des Czarismus und des Kaiserthums herangewachsen ist; ein Volk, das bisher noch nicht an die Regierung dachte, das blind glaubte, sich passiv einem fremden Willen unterwarf und nur in seiner ländlichen Commune für alle Zeiten eine feste Burg bewahrte, mit der es jetzt einer socialen Umwälzung näher als einer politischen steht. Rußland erscheint als das letzte Volk, noch voll von jugendlichen Forderungen an's Leben zu einer Zeit, wo die anderen Völker Ruhe wollen; es erscheint im Uebermuthe seiner wilden Kraft zu einer Zeit, wo die anderen abgelebt und müde sind. Rußlands Ansprüche auf die Zukunft sind colossal und seine Kraft ist durch Europa's Furcht vor derselben anerkannt.

Zur orientalischen Frage.

Czar, Byzanz und Occident.

St. Gallen, Februar 1850.

Wie sich in Europa die Scene so plötzlich verwandelt hat! Wir sagen nicht gerade, daß sie müßig sind oder unbedeutendes verrichten. Im Gegentheil, es knistert, prasselt und gellt in Europa wohin man immer sieht. Sie „glaseln", sie unterzeichnen Kriegssentenzen, erlassen Steckbriefe, haben „Inspirationen" von oben und schreiben Civillisten-Multiplications-Exempel im neuen „Sonntagskaiser". Im Allgemeinen — wir leugnen es nicht — mag das alles nützlich, geistreich und respectabel sein, aber melancholisch ist es in diesem Augenblick, und nicht Jedermann achtet auf das kleine Spiel. Von dem großartigen Schauspielerpomp der beiden letzten Jahre sind auf der tragischen Bühne nur drei Acteure handelnd zurückgeblieben: der Czar, der jugendliche Chalife in Stambul, und die Königin Victoria mit den „hölzernen Mauern" von Albion. Die übrigen, scheint es, haben vorerst ihre Rollen ausgespielt, und sind ohne viel Applaus heimlich und beschämt hinter die Coulissen zurückgetreten. Horchet nur, das Befehlwort des Autokraten, der kriegerische Päan der Osmanli und die rollenden Donner Großbritanniens, ihr Europäer, das ist für dieses Jahr eure Carnevalsmusik! Deutschland seit Jahrhunderten an Demuth und Geringschätzung gewöhnt, findet sich noch am leichtesten in die neue Ordnung,

und erträgt, wenn auch nicht mit philosophischem Gleichmuth, doch mit Geduld und Resignation sein herbes Loos. Ob aber und wie lange das kriegerische und bewegliche Volk an der Seine die Livrée der Dienstbarkeit und der „Ordnung", wie es Herr Thiers nennt, auf seinen Schultern sehen könne, ist noch ungewiß. Wenn es aber dem „weißen Chan an der Newa" Vergnügen macht:

„allzeit der erste zu sein und zu ragen über die andern",

so preiset ihn glücklich, er ist am Ziel seiner kühnsten Wünsche angekommen. Europa liegt zu seinen Füßen. Was will man mehr?

Wie ein zweiter Attila hat der Czar Könige zu seinen Dienern, und weiland Fürsten verrichten Knechtesdienste um den neuen Dschingis-Chan*). Der Czar ist aber nicht eine Person, daß Ruhm und Majestät der Russenmacht mit ihm erblühe und verwelke, wie bei Alexander, bei Carolus Magnus, bei Tamerlan und Napoleon. Der Czar ist eine Idee, wie der römische Pontifex, und nur wo sich die Nothwendigkeit mit dem Genie verbündet, kann Großes und Dauerhaftes gegründet werden. Julius Cäsar, der Prophet von Mekka, Gregor VII. und Peter I. wurden noch von keinem Gesetzgeber und von keinem Staatenheros je übertroffen. „L'abbiamo, fra Macedonio", sagte Ganganelli, als er zuerst die Wirkung seiner Bulle von 1773 in den Eingeweiden empfand. Und hat Ganganelli's Katastrophe etwa den Vatican zerstört? Nenne man sich im taurischen Palast Nikolai oder Konstantin, das Czarthum dauert, wie das apostolische Vicariat in Rom, bis an das Ende der Zeit, das heißt, so lange die Menschen bleiben was sie heute sind: muthlos, habsüchtig,

*) Die Nachkommen der alten Vierfürsten aus Ruriks Stamm, die abgesetzten Souveräne von Georgien, von Schirwan, von Mingrelien, von Imireti, von Guriel, um von andern nicht zu reden.

abergläubisch, eitel, rachgierig, selbstsüchtig, niedrig und aller tugendhaften Hingebung im Ganzen unfähig und bar. Beide Pontificate sind auf die unbesiegbarsten Leidenschaften der menschlichen Natur gegründet, und daher ihr Stiftungsbrief für die Ewigkeit. Nur das Evangelium mit seiner Lehre von Gleichgültigkeit und Verachtung irdischer Größe und Herrlichkeit vermöchte es ihr Fundament zu erschüttern.

Aber mußte die heilige Doctrin im Großen nicht noch jederzeit unterliegen, und war, ist und wird das Böse nicht immer, wo nicht mächtiger, doch ebenso stark als die Tugend sein? Sollte aber auch — was wir indessen nicht glauben — im vorüberfliegenden Triumph die weltverachtende Tugend mit dem Quirinal auch den Kremlin demoliren, so stellen unsere Verdorbenheit und unsere Schwäche beide aus den Ruinen wieder her. Weltmüder Sinn, Andacht, Furcht vor dem unbekannten Jenseits, Aberglaube, politische Schlechtigkeit und Heuchelei bedürfen eines festen Anhaltpunctes, und wenn im Occident große Reiche fielen, so sind sie untergegangen, weil es ihnen an Consequenz im Verbrechen und an ruhig-intelligenter Lasterhaftigkeit gebrach. Die Annalen von Rom und Moskau genügen, um die Natur des im Staatsverbande lebenden Menschen und die Kunst alles Regiments zu kennen. Die meisten Menschen sind zu schwach zum Guten und zu feige zum Bösen. Daher die Unordnung und die Friedensstörungen in der Welt. Rom und Moskau sind, nach unserem Dafürhalten, über beide Vorwürfe erhaben, und durch die Natur der Dinge selbst nicht weniger als durch ihren Genius zu Herrschaft und Gewalt über die Menschen auserkoren. So lange aber ein „Drittes“ auf dem Continent besteht und beide bedroht, aber auch nur so lange, sind die beiden Nebenbuhler — natürlich für Wahrung des allgemeinen Wohles — überall im engsten Bunde, und Hr. v. L......, mit den übrigen Veliten

der Tibermacht, hat jetzt plötzlich süße Worte für den Czar, dessen Verdienste um die Menschheit er vor kurzem unendlich geringer taxiren wollte, als die Leistungen irgend einer kleinen heidnischen Republik in Griechenland. Dieses „Dritte", welches Rom und Moskau bedroht, ist etwa nicht das deutsche Interim mit Schönhals und Radowitz. Es ist etwas was man nicht gern nennt; ewig und unsterblich hinkt es langsam wie die Litä im Homer hinter den Mächtigen her, aber es wird nicht müde und hängt sich wie das böse Gewissen des Orestes an die Sohlen der Gewalt; es gönnt keine Ruhe, und wo man sich freuen will, da klopft es an die Thür; — es ist die Rachegöttin, sie verfolgt den Muttermord, sie weicht von keiner Reue, es ist der Chor der Eumeniden, es ist die Revolution.

Fürwahr eine politische Dreiheit des europäischen Continents, consubstantial wie die dogmatische Schöpfung von Nicäa, in Rang und Wesen Eines, aber getrennt im Wollen und im Thun! Versöhnen könnte die Hadernden nur die Gerechtigkeit, aber Niemand will die Gerechtigkeit, und an einen ewigen Frieden glaubt heute nur der Thor. Sei es Staat oder sei es Individuum, einer der drei Fahnen zu folgen ist für alle gleicher Zwang. Friedrich von Hohenzollern, weil er viel klüger ist als andere, warnte neulich seine Zeit- uud Parteigenossen mit dem bedeutungsvollen Wort: die todt geglaubte athme noch, ja sie erstarke in Deutschland sichtlich zu neuem Kampf. „Unser eigener Vortheil", gestanden einst an der Isterbrücke die Gewaltherrscher der jonischen Freistaaten, „unser eigener Vortheil nöthiget uns Rettung und Kräftigung des Großkönigs der Perser zu wünschen, weil mit seinem Untergang auch unser Loos besiegelt wäre." Sind die deutschen Fürsten, vom größten bis zum kleinsten, nicht in gleichem Fall? Gegen unten sind sie wieder autonom, nach oben sind sie es nicht mehr. Gott hat ihnen einen Herrn

gesetzt, und mit größerem Rechte als einst der brittische Minister kann der Czar sich rühmen: er sitze wachend und schirmend, mit dem Wogenbändiger in der Hand, am Thor der Felsenhöhle und zähme die Sturmwinde, damit sie nicht hervorbrechen und in ihrer Wuth Himmel und Erde aus den Wurzeln reißen:

illi indignantes magno cum murmure montis
circum claustra fremunt: celsa sedet Aeolus arce
sceptra tenens mollitque animos et temperat iras.

Jetzt in Deutschland Fürst zu sein, ist kein beneidenswerthes Loos. Wagt sich auch in ihrem Rathe, wie es zuweilen geschieht, das Bessere und das Vernünftigere leisen Trittes an das Licht, so flieht es beim Anblick der Newa-Garden scheu und verzagt in die Dunkelheit zurück, oder es bittet gar reuevoll und zerknirscht um Absolution, wenn der Tiber-Pontifex durch seine Legaten mit dem „großen Haufen" droht. Nicht ihr, deutsche Fürsten, beherrschet, wie man es bisher gemeint, das „Volk" eurer Länder; das Volk, sagte neulich der bayerische Landtags-Sepp, ist ein bewegliches und willenloses Werkzeug in der Hand der Kirche; und gewisse Anzeichen der letzten Zeit bestätigen, daß man zu dieser Rede seine guten und sicheren Gründe hat. Sind die einen unserer Fürsten demüthige Clienten des russischen Czars, so sind dafür die andern eingeschüchterte Lieutenants des römischen Pontifex, und allen beiden bereitet die sturmverkündende Bewegung in der geschlossenen Felsenhöhle neue Angst. Das Heilmittel, zu welchem man sich in dieser Noth entschließt, ist leicht vorherzusagen, und billigerweise auch nicht übel zu nehmen. Allein auf den Czar sich ganz verlassen, meinen sie in Europa, und den Volksdämon wo nicht für immer, doch für unberechenbare Zeit fesseln und im Abgrund verschließen, könne man erst dann, wenn der Czar den Sultan überwunden und das Türkenvolk aus Byzanz vertrieben hat. Wir halten diese Vorstellung

für die richtige. Denn haben erst die Russen Konstantinopel erobert und, was eine schnelle und unvermeidliche Folge des Sieges ist, die Herrschaft über das ganze „illyrische Dreieck“ von der Donau bis an die Südspitze von Morea an sich gebracht, dann sind sie von Rechts wegen und im vollen Sinn des Wortes die Herren der alten Welt. Das große Oesterreich wird dann in die Kreise des neuen Weltreiches gezogen werden, und zugleich aller Regierungssorgen über Galizien, Ungarn und Zubehör, früher als es denkt, enthoben sein. Das eigentliche Preußen dagegen, das altpolnische Lehen, kehrt wieder in das frühere Dienstverhältniß zurück, und Danzig mit Graudenz und Thorn werden Grenzfestungen eines Reiches sein, größer und furchtbarer als je eines nach dem Fall der Römerwelt die Sonne beschienen hat. Natürlich müssen dann die beiden neuen Bundes-Satrapen für ihre Mitwirkung und für ihre Opfer entschädigt werden, und wer diese Entschädigung zu leisten hat und sie auch leisten wird, brauchen wir nicht zu sagen. Man mag zweifeln, zürnen, tadeln, verneinen, lachen so viel man will, die Sache bleibt dennoch wie wir sagen, nicht etwa weil wir es sagen, sondern weil eine natürliche, unwiderstehliche Nothwendigkeit, der sich kein Sterblicher entziehen kann, die aber nicht Jedermann sieht und erkennt, im vorausgesetzten Falle zu diesem Ziele führt. Ob die Klagen über die erbärmliche Kurzsichtigkeit gewisser Eintagspolitiker gar so ungerecht und leidenschaftlich seien, wie man täglich hören muß, wird eine nicht entfernte Zukunft lehren.

Die Zukunft von Europa aber liegt am Bosporus, und nachdem alle Fürsten des europäischen Continents die Sache des Volks nach der Reihe verlassen haben, und — von unserm Standpunct aus zu urtheilen — dem Dämon schädlicher Politik verfallen sind, so ist Abd-ül-Medschid, Fürst der Gläubigen und Statthalter des Propheten von Mekka, man kann sagen die letzte

Zufluchtsstätte der europäischen Freiheit, der letzte Anker eines gesitteten und menschlichen Regiments. Dieser Fürst hat die seltenste und schönste aller Herrscherkünste gelernt: fähige und tapfere Feinde im Felde zu besiegen, und die besiegten durch weise Milde in getreue und nützliche Diener umzuwandeln. Bei aller Hochachtung, die man vor Potentaten überhaupt, und vor einem erlauchten Fürstenhause des Abendlandes insbesondere hat, gestehen wir doch, daß Sultan Abd-ül-Medschid, der Beherrscher eines großen Reiches und absoluter Fürst, in richtiger Schätzung der Dinge wie an kluger Selbstverleugnung seine königlichen Machtgenossen in der Christenheit — den menschenfreundlichen und edlen Gebieter Mittelitaliens ausgenommen — insgesammt beschämt und übertroffen habe. Was nützt es an das christliche Dogma zu glauben und der Kirche Opfer zu bringen, wenn ich die erste und nothwendigste Tugend des Christenthums verleugne? Einem mohammedanischen Padischah war es vorbehalten, den auf ihre Frömmigkeit und Regentenweisheit so stolzen Fürsten des christlichen Abendlandes in lebendigem Exempel zu zeigen, wie man den Aufruhr niederschlagen und fruchtbar machen soll.

Leider ist aber Tugend allein noch nirgend eine sichere Bürgschaft für Erfolg und Kraft. Kann der gerechte und menschenfreundliche Padischah — das fragen alle — widerstehen, wenn das russische Heer über die Donau geht und die Flotte von Sebastopol gegen die Mündung des Bosporus steuert? An soldatischen Personalvorzügen sind Czar und Sultan gleich: eine Wachtparade zu befehligen und kunstgerecht auf dem Pferd zu sitzen verstehen sie beide. Strategiker aber, wie Murad und Suleiman, ist zum Glück oder zum Unglück keiner von beiden. Stehen sich aber Russe und Türke, ohne Berechnung der Nebenumstände, als bewaffnete Streiter gegenüber, so ist der Türke dem Russen an physischer Kraft, an Beweglichkeit, an unverdrossenem Sinn,

an Intelligenz und an persönlicher Tapferkeit weit überlegen. Der Türke ist noch, was er vor vierhundert Jahren war. Nur die Schule der großen Feldherren und Kriegsfürsten ist im langen Glücke ausgestorben. Aber das Schicksal selbst scheint den innern Mangel gerade im rechten Augenblick durch willkommene Zuthat von außen ersetzen zu wollen, bis die schlummernde Kraft der Osmanli wieder zu neuem Triebe erwacht. Marschall Omer-Pascha (Kroat) und Murad-Pascha (Bem) sind erprobte Führer, und wiegen für sich allein große Heere auf. In der Kunst diplomatischer Unterhandlungen aber haben Großwesir Reschid-Pascha und der Minister des Auswärtigen Ali-Pascha eben erst den alten türkischen Ruhm bewährt, und sogar die für unüberwindlich gehaltene russische Meisterschaft besiegt. Was man noch vor kurzem für unmöglich hielt, ist jetzt doch geschehen: die Sympathien des Abendlandes sind von den Russen gewichen und auf die Türken übergegangen.

Der christliche Occident wünscht dem Beherrscher der Gläubigen, dem gerechten und menschlichfühlenden Sultan, Sieg und Triumph über den halbbarbarischen und unversöhnlichen Widersacher aller christlichen Freiheit und aller bürgerlichen Ordnung im Abendland. Die Paskiewitsch, die Rüdiger, die Tscheodajeff, die Paniutin und den Czaren selbst inmitten seiner Preobraschenskischen Garde brauchen die Osmanli für sich allein nicht zu fürchten, und ihre Schiffe fechten besser als das holperichte Gezimmer der Moskowiten. Aber die Russen haben zwei gefährliche Bundesgenossen, die man in Berechnung der Möglichkeiten weder gering achten, noch viel weniger ganz übersehen darf. Wir meinen die christlich-byzantinischen Volksstämme im Innern der Türkei, und dann das Uralgold. Daß der Boden, besonders in der europäischen Hälfte des Reiches, durch hundertjährige Bemühung des Erbfeindes nach allen Richtungen unterminirt und

gleichsam vulcanisch geladen sei, weiß Jedermann. Aber so groß ist noch jetzt das Uebergewicht türkischer Tapferkeit, daß ohne Drang und Mißgeschick von außen der Feind im Innern leicht niederzuhalten ist. Denn der eingeborne byzantinische Christ gilt überall für unkriegerisch und verzagt; er ist Rebell und Räuber, aber kein Soldat. Weniger leicht, oder manchmal eigentlich gar nicht widersteht ein Türke, wie man sagt, dem Russengold. Hätte der Padischah unter seinen Dienern lauter Reschid und Ali an Unbestechlichkeit und Geisteskraft, so dürfte er über Schicksal und Zukunft seines Reiches unbekümmert sein und gleichgültig dem Sturm entgegensehen, wie er langsam, aber drohend von den werchoturischen Gebirgen niedersteigt, und schwellend wie eine Lawine sich gegen die Donau wälzt. Aber viele meinen sogar: die Hälfte des Divans selbst nehme russischen Sold, und König Philipps Spruch: „keine Festung sei unbezwinglich, wenn nur ein goldbeladenes Eselein noch Zugang findet“ gelte noch heute im Türkenland. Plutarch, wenn wir uns recht entsinnen, sagt irgendwo: „bei jeder Unterredung zwischen Antonius und Octavian habe sich der Genius des erstern vor dem Genius des letztern gekrümmt und gleichsam auf ein kleineres Maß zurückgezogen,“ weil Antonius lange vor der Entscheidung fühlen mochte, daß die Strömung der Weltereignisse nicht ihm gehöre, sondern dem Nebenbuhler Octavian günstig sei. Ein ähnliches Gefühl soll sich im gegenwärtigen Augenblick nicht nur der Großen im türkischen Reiche, sondern zum Theil auch des Volkes selbst bemächtigt haben. Wäre diese Bemerkung richtig, so hätte, ohne Dazwischenkunft frischer Combinationen, das Verhängniß zwischen Moskau und Byzanz bereits entschieden.

Gegen die drei großen Uebel, des Aufstandes im Innern, der Bestechung durch russisches Gold und des verlorenen Glaubens an den glücklichen Stern des Hauses Osman, wird der enge

Freundschaftsbund mit Großbritannien als Gegengewicht in die Wagschale zu legen sein. Die vollständige und entscheidende Wirkung dieses Antidotums hat neulich Europa überrascht. Sir Williams Feuerschlünde haben noch einmal das Fatum von Byzanz gebannt. Daß russische Heere geschlagen wurden, hat man schon öfter gesehen; aber seit vielen Menschenaltern, oder vielleicht niemals hat die russische Diplomatie einen solchen Leck erhalten. Das einzige, man weiß es jetzt, was die Russen an ihrem Gegner fürchten und nicht bezwingen können, ist Muth und Ehrlichkeit. Besiegt indessen ist der Czar noch nicht, der Czar ist nur beschämt, weil er durch Erfolge in Ungarn ermuthigt und von Phantasien fortgerissen das Geheimniß russischer Schwäche und Verwundbarkeit vor der Zeit verrathen hat. Auch in Petersburg, sagt man jetzt, ist der falsche Calcül möglich, und kann man sich für stärker halten, als man wirklich ist. Dieser Gedanke, sollte er sich in Europa festsetzen, wäre für Czar und Stockrussenthum schon jetzt ein großes Mißgeschick, würde aber in der Folge noch viel größeres Unheil bringen, als man im ersten Augenblick vermuthen kann. Wenn man sich aber auch als Ajax für unbeschränkte Herrschergewalt gebärdet und sich laut vor ganz Europa sogar himmlischer Allianzen rühmt, so kann und darf man die Makel einer solchen Niederlage nicht gar zu lange auf seinem Namen haften lassen. Hat im letzten Jahr schon das kleine Unglück von Hermannstadt in Europa den Glauben an die russische Macht erschüttert, so denkt ihr wohl selbst, daß man im Occident, falls nicht in kürzester Frist ein entscheidender Umschlag folgt, bald fragen wird: ob die Füße am nordischen Coloß wirklich nur von zerbrechlichem Thone sind? Im Herzen des russischen Lenkers ist dieses Gefühl noch viel schneidender und siedender als bei uns, und darum hängt die dunkle Wetterwolke drohend über dem Donaustrand.

Ausweichen können die Russen nicht mehr, sie müssen nicht bloß den entscheidenden Kampf wagen, sie müssen auch den Preis gewinnen, oder ihr Stolz und ihre Hoffnungen sind — wo nicht ganz zertrümmert, doch auf unbestimmte Zeit vertagt. Diese verhängnißvolle Nothwendigkeit den letzten Schritt zu thun, zu welchem sich der Mensch überall nur mit Zagen entschließt, heißt man in Deutschland „Katastrophe von Byzanz". Nach welcher Seite hin die glücklichen Würfel fallen, mag Jeder in sich selbst bedenken. Daß mit dem Siege der einen oder der andern Partei eine neue Ordnung im europäischen Haushalt beginnen muß, ist jedenfalls gewiß. Daß man aber ohne nautisches Uebergewicht und ohne Herr des Meeres zu sein, Konstantinopel weder nehmen noch bewahren könne, ist ebenfalls ein altes Axiom; und sogar der größte Eroberer des fünfzehnten Jahrhunderts, Sultan Mohammed II., hätte nach eigenem Geständniß der Türken noch am Vorabend des Triumphes mit seinem großen Heere die Flucht ergriffen, wenn statt fünf elender Fahrzeuge eine ergiebigere Flotte aus dem Abendland zum Entsatz im goldenen Horn erschienen wäre. Und doch war damals Macht und Herrlichkeit des oströmischen Kaiserthums, nach Verlust aller Provinzen in Europa und Asien, auf den Mauerumfang von Byzanz beschränkt! Gelingt es den Russen nicht mit Hülfe ihrer gewöhnlichen Künste die türkische Regierung vom Bunde mit Großbritannien abzuschälen und die schwimmenden Ungethüme der Königin Victoria im entlegensten Winkel des Abendlandes festzubannen, so darf es der Czar nicht wagen die Hand nach der Perle des Orients auszustrecken, und wagt er es dennoch, so wird das Wagestück voraussichtlich ebenso erfolglos, ja noch weit verderblicher und schmachvoller sein, als es unter den Großfürsten Igor und Swätoslaw gewesen ist. Anstatt auf ihre Kosten ein zweites Navarin zu veranstalten, würden die Russen, mit mehr

Hoffnung des Erfolges, Taktik und Wege des Cyklopen Polyphem befolgen, und zuerst die Gefährten des Königs von Ithaka, und am Ende erst ihn selbst verzehren, d. h. sie würden durch Eroberung der Provinzen zu beiden Seiten des Hellespont die Hauptstadt isoliren, um ihr endlich das Schicksal von 1453 zu bereiten. Das wäre freilich der lange Weg, und wir wissen alle, welches Loos indessen den Polyphem der Odyssee selber getroffen hat, und den Cyklopen an der Newa natürlich ebenfalls treffen könnte. „L'abbiamo, fra Macedonio" hat nach vielem Leugnen und nach langem Pochen auf einheimische Gerechtigkeit Nikolai Romanowich selber neulich dem erstaunten Europa zugerufen. Der Czar hat den letzten Wurf gethan ..... Bleibt aber der Czar, wie der Ocean vor den Sanddünen des flachen Niederlandes, sturmbereit und drohend an der Donau stehen, wird dann etwa nicht Großbritannien selbst des Geschäftes endlich überdrüssig sein und gegen Zusicherung eines bestimmten und fetten Antheiles an der Beute den Czaren am Ende gewähren lassen?

Die Antwort auf diese zukunftvolle Frage kann nur in den Zuständen des Nationalhaushaltes und in der Scala des Selbstgefühls von Alt-England gefunden werden. Und da unsere Diplomaten auf dem Continent so tiefblickend, penetrant und weise sind, haben sie die Sache gewiß schon längst mit Schärfe überdacht und natürlich das Problem in ihrem Sinne aufgelöst. Denn für so unbesonnen möchten wir die festländischen Staatskünstler nicht halten, daß sie sich ohne festen Hintergrund, und ohne zu wissen was sie thun, über Lord Palmerston und seine „vulcanischen" Noten lustig machen könnten. Gewiß sind die Salonwitze und die geistreichen Impromptüs des ..... schon genügend, um die Dreidecker des Sir William Parker aus den Meeren der Levante zu vertreiben. Das Problem indessen ist so einfach, daß selbst ein „beschränkter" Unterthanenverstand, wie

man jetzt häufig sagt, seine Lösung versuchen könnte. Würden durch Aufzehrung der Türkei, oder auch nur durch Vertreibung der Osmanli aus Europa und aus Byzanz die Staatsinteressen Großbritanniens wesentlich berührt, gefährdet und bloßgestellt, so wäre, trotz eines reichen Beuteantheiles, an hartnäckiger und nachhaltiger Dauer des brittischen Türkenschirmes nicht zu zweifeln. Bloß aus Gründen der Menschlichkeit hingegen und aus Liebe zur Philosophie und zur europäisch-christlichen Gesittung, wie die Metaphysiker häufig wollen, setzt sich John Bull noch weit säumiger und schwerfälliger in Bewegung, als irgend ein anderes Volk der Welt. Was daher bei einer jedesmaligen Wendung der orientalischen Frage und namentlich in diesem Augenblick die Times in der Sache urtheilt, das gilt als sicherer Maßstab brittischer Ansicht und Handlungsweise. Enthusiastische Reden und selbst gelehrte Citate aus dem Buche Josua und aus der Odyssee würden da nichts helfen, und in den Volksmeetings wie in den eleganten Sälen der Downingstreet vermuthlich ohne Wirkung bleiben.

Großbritannien, am Beginn des europäischen Sturmes weniger stark und weniger geübt als heute, hat damals doch wider das alte Continentalsystem, mit einem Napoleon an der Spitze, nach unerhörten Opfern das blutige Spiel gewonnen, und ihr hofft nun dasselbe Großbritannien, bewaffnet mit der Intelligenz des Jahrhunderts, die man im Czarenreiche vernichten will, und gehoben im Selbstgefühl beispielloser Triumphe in Europa und Asien, werde jetzt vor dem neuen Continentalsystem und vor dem moskowitischen Imperator, der überall brittischen Erwerb beschränken und brittisches Uebergewicht zerstören will, kleinlaut und verzagt die Segel streichen? Wehe euch, und dreimal wehe, wenn sich der fürchterliche Dreizack in Bewegung setzt, und wenn der Zeus von Albion, erzürnt über die Frevel der Moskowiter,

die Rüstkammern öffnet und seine Donnerkeile über den verzagenden Continent herüberschleudert! Man hat bei uns vielleicht zu früh gereizt, und im Uebermuth des Glückes mit „Züchtigung“ englischer Polypragmosyne und englischer Krämerpolitik gedroht. Allein nicht bloß gegen den großen Fürsten an der Newa ist der rächende Stab des Schicksals aufgehoben, der Schlag wird alle treffen, die mit fremder Hülfe und im Schatten falscher Sicherheit in Europa Schlimmes thaten, und nicht viel klüger als jene Unbesonnenen im Lager des Pompejus vor der Schlacht schon über die Beute verfügten, die ihnen der Sieg erst bringen sollte. Wie man einst Polen wirklich theilte, und wie man vielleicht bald ein anderes großes Land zu theilen hofft, so ward im Rath der Gewaltigen, wie es scheint, auch das türkische Reich seit lange als Sättigungsobject für continentalen Heißhunger ausgesetzt. Ja, die Jagdpartie des Löwen im Verein mit den übrigen Fabelthieren war bereits angeordnet und die Rolle eines jeden Partners festgestellt. Aber siehe da! die lüsternen Jäger halten plötzlich inne und verstecken in der Verwirrung ihre Waffen; der „Leviathan“ hebet drohenden Blickes das Riesenhaupt über die stille Wasserfläche und — sie wollen die Sache noch einmal berathen.

Zu großem Leidwesen aller Freunde und Anhänger der griechischen Sache innerhalb und außerhalb Deutschlands trifft das herbe Loos nun auch einen seiner trefflichen Eigenschaften wegen allgemein geachteten Fürsten, den „Morea-Kral“, wie ihn die Türken nennen. Und doch war der „Morea-Kral“ durch sein Dasein selbst für Nahrungssaft und Wachsthum auf die Länder des Padischah angewiesen. Aber man bedenke wohl, das Leben von Hellas war gleich Anfangs nur ein galvanisirtes Scheinleben, ein Provisorium, ein Interim, auf russischen Betrieb hingestellt, bis die türkische Frage ihre endgültige Lösung gefunden

hätte. „Hospodar" oder „Râdscha" war schon im Friedensinstrument zu Adrianopel stillschweigend das Losungswort, und von einem selbständigen, wachsenden und lebenskräftigen König von Hellas redete man großentheils nur in den Hörsälen deutscher Schulgelehrten und in den Coterien von Diplomaten dritter und vierter Ordnung. Die Rohheit indessen, auf die bedrängte Lage des griechischen Staates, dieses Augapfels christlich-abendländischer Sympathien, mit Gleichgültigkeit oder gar mit böswilliger Schadenfreude hinzublicken, wollen wir nicht begehen.

Schon in der Eigenschaft als deutscher Ex-Professor sind wir verpflichtet für Hellas zu schwärmen und von einem großen, christlich-griechischen Imperium des Orients zu träumen. Beide Pflichten, des Schwärmens und des Träumens, erfüllen wir gern, und zwar so heiß und so durchsichtig, als es unsere frostige Natur erlaubt. Alle Staatssophisten mit allen süßen Phrasenkünstlern des Occidents zusammengenommen werden uns aber niemals überreden, daß Hellas, wie es heute ist, nicht aus der Empörung besiegter Unterthanen gegen ihren gesetzmäßigen Herrscher hervorgegangen sei. Wir haben die insurgirenden Hellenen allzeit bewundert und mit den feurigsten Wünschen auf ihrer blutgetränkten Bahn begleitet, aber euch darf man fragen, warum ihr die Rebellen am Inn (1809), an der Weichsel, am Po und an der Theiß niedergeschlagen, den Rebellen von Griechisch-Bukowina aber, von Griechisch-Gratz, Glatz, Strutz und Kukuruz, mit eurem Gelde und euren Schiffen zu Hülfe gekommen seid? Inconsequent war es in jedem Fall, vielleicht das eine oder das anderemal sogar ungerecht. Das Recht zu sein hat Jedermann, und gewiß auch die Griechen; aber das Recht groß und mächtig zu werden und andern in den Weg zu treten, hat nur, wer es vermag und hierzu die nöthige Kraft besitzt. Gefühl und romanhafte Gerechtigkeit sind in der Politik leider

von nicht so großem Gewicht, als es friedliche und billige Gemüther wünschen mögen.

Weil nun aber die Britten, mit Verlaub des Ausdrucks, auf eure unschuldigen Schliche gekommen sind, und mit derselben Härte und Ungerechtigkeit am hülflosen Hellas endlich thun, was anderswo schon oft geschehen ist und nächstens wieder geschehen könnte, so ist allerdings Grund vorhanden über „verletztes Völkerrecht", über „treuloses Albion", über „Plumpheit und Brutalität" Lord Palmerston'scher Politik zu schreien, besonders da man in Praga, in Krakau und neuerlich erst in Rastatt und Arad so höflich und rücksichtsvoll gewesen ist. Wir sind kein Lobredner der Britten, und isolirt genommen darf man den neuesten Vorgängen im Piräeus den schlimmsten Namen geben; denken wir aber an die russischen Proceduren in Moldo-Wlachien und an das Schicksal, welches über die helvetischen Cantone schwebt, so begreifen wir ohne Mühe, was man jetzt in Hellas thut. Daß auf der einen Seite Dacier und Celto-Germanen, auf der andern aber Gräko-Slaven das Opfer der Zwietracht der Gewaltigen sind, macht in der Handlung selbst keinen Unterschied, und mehr als je gilt der alte Spruch:

quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Wehret euch jetzt und rettet die Griechen, wenn ihr so mächtig seid und Gott selbst, wie ihr fast lächerlich prahlet, auf eurer Seite habt. Ueberhaupt ist es schwer, nach den Scenen des letzten Jahres noch Thränen auszupressen für das Unglück Griechenlands. „Stirb nur," sagte Achilles zum wimmernden Königssohn von Troja, „stirb nur, was stellst Du Dich so ungebärdig! Ist ja auch Patroclus gefallen, der viel besser war als Du."*)

*) *ἀλλά, φίλος, θάνε καὶ σύ· τίη ὀλοφύρεαι αὔτως;*
κάτθανε καὶ Πάτροκλος, ὅπερ σέο πολλὸν ἀμείνων.
Hom.

Mehr noch und tiefer als das kleine, todtgeborne Hellas bejammern wir das große, imperatorische Deutschland und seine demüthige Rolle in dieser europäischen Conjunctur. Tausendjährige Geduld und Hemnisse haben, wie bekannt, den russischen Nationalinstinct, Tsarigrad (die Kaiserstadt) am Bosporus zu besitzen und das illyrische Dreieck zu überschwemmen, weder getödtet noch geschwächt. Vielmehr ist der Trieb im Marmorschloß zu St. Petersburg heute noch ebenso heiß und ebenso unwiderstehlich, als einst zu Kiew im Holzpalast des heldenmüthigen Swätoslaw. Durch eine eigenthümliche Oekonomie der Weltordnung schob sich im Süden von Rußland, am schwarzen Meer, in den Karpathen, bald links bald rechts, im Osten oder im Westen, tausend Jahre lang ein mächtiger, den Russen feindlicher und ihre Schritte eifersüchtig bewachender Volksstamm wie ein Keil zwischen Nord und Süd, und verlegte den Weg aus den saftig grünen Birkenwäldern der russischen Slaven zu den Hesperidengärten von Byzanz. Unter den zähen und nachhaltigen Schlägen moskowitischer Tapferkeit und Politik sind aber diese Bollwerke nacheinander verschwunden, und die Rolle, Rußland aufzuhalten, fiel endlich auf die gebornen Widersacher und Nebenbuhler der Slaven, auf das deutsche Volk zurück. Wir haben aber alle gesehen, wie man diesen Ehrenposten nicht nur verlassen, sondern dem Feinde selbst in der Noth überliefert hat. Seit dieser Uebergabe horchen alle Fürsten von den Pyrenäen bis zum Ostcap von Sibirien bereitwillig auf das Machtgebot des Czaren. Sicherlich legt der „Nestor" unter den Diplomaten auf unser Lob kein Gewicht, aber der Mann, ob er gleich als Tribut für sein Genie das Gold des „weißen Chan" aus vollen Händen nahm, legte doch im ernsten Moment wider die moskowitischen Byzanzgelüste warnend und abwehrend sein Veto ein. Fürst Metternich hoffte bis zum letzten Augenblick, ohne

verderbliche Concessionen an die Russen bloß durch Beistand der Clericalpartei und mit Hülfe jährlicher Anleihen in Europa die „Umsturzpartei" zu lähmen und zu erdrücken. Heute ist alles vorbei, und Niemand wehrt der Russenfluth. Vergeblich und zu unglücklicher Stunde hat das „deutsche Volk", der Laokoon des Continents, zuletzt noch den Versuch gewagt Ilium zu retten. Rath, Zorn, Kraft und Verzweiflung des Alten vermochten nichts mehr gegen den Zorn der Götter und gegen das rächende Verhängniß,

post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt spirisque ligant ingentibus . . . .

Wahrhaft, wir sitzen in unserer Unbedeutenheit nicht über Potentaten zu Gericht; aber wenn das Fehlschlagen des magyarischen Aufstandes auch ein großes Glück für den Prinzen von Habsburg und für die „europäische Ordnung" ist, so hindert uns die Achtung vor dem erlauchten Kaiserhause doch nicht öffentlich zu bekennen, daß seit dem Einbruch der Mongolen in Europa die Sache der Freiheit, des Friedens und der guten christlichen Ordnung, wie wir sie verstehen, kein anderes mit dieser melancholischen Katastrophe zu vergleichendes Mißgeschick betroffen hat. Weil einst Kaiser Arnulf das große Slavenreich in Pannonien mit eigenen Kräften nicht überwinden konnte, rief er, von Rache und Herrschaft getrieben, von jenseits der Karpathen die wilden Magyaren herbei und besiegelte durch einen mit fremder Hülfe erkauften Triumph auf länger als hundert Jahre die unheilvollste Erniederung des deutschen Volks.

Oestreich hat während der drei letzten Jahrhunderte in der Welt viel Böses gethan und viel Gutes gehindert, aber so eingewurzelt sind dessenungeachtet in Deutschland Achtung und Vertrauen auf dieses Fürstenhaus, daß ein einziger kühner Schritt von seiner Seite alle früheren Sünden im Gedächtniß des deut-

schen Volkes tilgen und in diesem Augenblick, verhaßten Strebungen ohnmächtigen Ehrgeizes gegenüber, gleichsam durch Acclamation ein neues und furchtbares Imperium Germanicum schaffen könnte. Besäße das Haus Oestreich doch den Muth auch einmal nach Oben undankbar zu sein, und im stolzen Gefühle seiner Größe und seiner Macht plötzlich und ohne Uebergang dem kaiserlichen Schirmvogt an der Newa den Fehdehandschuh hinzuwerfen! Es wäre ein Donnerschlag aus heiterem Himmel und zugleich ein Act rettender Providenz zu Gunsten des hoffnungslosen Germaniens. Doch der Wunsch ist ein vergeblicher! Wie könnte aber auch ein vernünftiger Mensch in Deutschland jetzt noch an die Möglichkeit eines solchen Schrittes denken? Nach dem schnellen und vollständigen Siege über das „Volk" sehen die deutschen Fürsten nicht mehr ein, was der äußere Glanz, die freie Bewegung, der staatliche Rang und die politische Würde dieses besiegten Volkes für Mehrung ihrer Glückseligkeit noch beitragen könnte. Die Sache der Fürsten ist von der Sache des Volks abgelöst und man steht sich überall gesondert und gemessen, wie Herr und Knecht, ja beinahe wie im Orient als Feind und Nebenbuhler gegenüber. Den Genuß der Macht und ihrer Vortheile auf ewig gegen alle Anfechtungen von Unten durch Waffengewalt solidarisch zu sichern, ist heute der einzige Gedanke in den Palästen des Continents. Oderint, dum metuant, sagte Caracalla und schmeichelte den Legionen durch reiche Gaben, die er aus den Taschen waffenloser und verjagter Romanen nahm. Der Zweifel, ob die christlich-europäische Soldatesca ihre Unterwürfigkeit und ihren Respect gegen schwache und unkriegerische Soldherren länger und ritterlicher bewahren werde, als einst die prätorianischen Cohorten ihre Treue gegen Nero und Elagabalus, kann und darf ohne „nächsten Versuch zum Hochverrath" natürlich gar nicht in Frage kommen.

Wie alle Ueberwinder glauben auch die deutschen Fürsten an die Ewigkeit ihres Sieges und wollen nun, nachdem sie mit Hülfe „meines herrlichen Kriegsheeres“ das ungestüme Reformgesuch und den bewaffneten Aufstand niedergeschlagen und zertrümmert haben, die Quelle aller gegenwärtigen und künftigen Uebel, besonders aber die leidigen März-Schrecken und ihre demüthigende Erinnerung verschütten. Alles Uebel und alle Fürstennoth, sagen sie, quillt aus der Wissenschaft. Nur wer nicht weiß und nicht denkt, wird allezeit willig gehorchen und bezahlen. Offen und aufrichtig erklären sie der Wissenschaft, dem geistigen Leben und dem göttlichen Funken im Menschen überall den Krieg. Gehorsam der Unterthanen und Autorität der Fürsten, sagte neulich der Czar, können zugleich mit Fortschritt und Gesittung nicht bestehen. Damit aber der Czar und seine Anverwandten ruhig schlafen können, soll die Leuchte umgestoßen, soll Europa wieder roh, unsittlich und barbarisch werden wie zur Zeit der Völkerwanderung. In Neapel, zu Rom und in Rußland hat die Ausführung der dynastischen Heilsmaßregeln bereits angefangen, und die andern Staaten des Continents werden nach Kräften und Umständen, mit mehr oder weniger Geschick bald dasselbe thun. Kriege dauern aber heute nirgend lange, und wir sind begierig, ob der Kampf gegen das eingeborne, ewige, unaustilgbare Gesetz der geistigen Veredlung ebenso schnell und siegreich vorübergeht, wie der Kampf gegen die bewaffnete Revolution. Brutale Kriegsknechte und hohläugige Apostel der Finsterniß gegen das ewige Licht der Ideen zu hetzen, könnte am Ende doch gefährlich sein, und nicht Wenige sind der Meinung, man hätte das Band zwischen Regierern und Regierten nicht ganz zerreißen, die Brücke nicht ganz zerstören und die Sache überhaupt nicht auf die äußerste Spitze treiben sollen, wo man entweder siegen oder auf immer zu Grunde gehen muß. Noch kann Niemand sagen: ist das, was

jetzt in Europa nahe scheint und zum Theil bereits begonnen hat, Gigantomachie, ein Kampf der hundertarmigen Riesen gegen die Bewohner des Olymp, oder ist es nur eine „nubecula cito transitura", wie St. Athanasius den übelberathenen Versuch des kaiserlichen Apostaten nennt.

Deutschland und die orientalische Frage.

(1855.)

I.

Seit Beginn der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten ist es etwa das dritte Mal, daß eine Frage von solchem Gewichte und von solcher Tragweite, wie die gegenwärtige, dem menschlichen Geschlechte zur Lösung übergeben wurde. Und wer immer zum Verständniß und zur Abwickelung des Arguments etwas Nennenswerthes zu sagen weiß, muß den Zeitgenossen auch jetzt noch willkommen sein. Mitgeredet, in Journalen, in Broschüren und Parlamenten, über die orientalische Frage philosophirt, Belehrung und Rath ertheilt hat man seit der Bosporusscene des Fürsten Menczikoff und dem Pruthübergange der czarischen Kriegsschaaren mit mehr oder weniger Sachkenntniß in Europa bis zum Ueberdruß.

Der ruhige, das große Thema ganz erfassende und mit Sicherheit bewältigende Blick begegnet uns aber, ohne den Leistungen eines Christophilos Alethes, eines Rigler, Cunibert, Posonby, Zimmermann u. A. irgendwie zu nahe zu treten, eigentlich erst in der letzthin in Nürnberg erschienenen Schrift des Herrn B. S. „Deutschland und die orientalische Frage.“

Es zeugt vom guten Tacte des Verfassers, mit seiner Arbeit so lange inne zu halten, bis die erste Hitze der Gemüther verbraust und der zufällige Gedankenvorrath überall verausgabt war.

Um was es sich im Streite handle und wie viel auf dem Spiele stehe, beginnt man in Europa, zumal in gewissen Regionen, erst jetzt zu verstehen, und diesem allgemeinen bessern europäischen Verständniß hat Hr. V. S. sein gemäßigtes, anregendes, aber nicht aufregendes Wort geliehen. Nicht etwa bloß von Furcht und ängstlichen Rücksichten, von Voreingenommenheit und parteileidenschaftlicher Hitze ist der Verfasser frei; er hat — was einem Gelehrten vielleicht am schwersten fällt — bei umfassender classischer Durchbildung, sogar die Autoreneitelkeit überwunden und sein wohlbegründetes patriotisch-warmes Votum anonym preisgegeben.

Herr V. S. glaubt noch an Deutschland und an das deutsche Volk. Entschiedener Gegner aller revolutionären Erschütterungen ist Hr. V. S. ein aufrichtiger Anhänger monarchischer Institutionen, fordert aber, daß neben denselben das Streben nach Wahrheit und selbst die freie Meinungsäußerung aufrecht erhalten werde. Und eben weil Hr. V. S. nur besänftigen und belehren, nicht aber erbittern und beschämen will, wird die unwissende, nichtsnutzige und liederliche Wirthschaft jenseits des Aermelcanals und anderswo — soweit sie das morgenländische Thema berührt — nur leise angedeutet, die einschneidende Phrase selbst aber dem kaustischen Dickens zugeschoben.

Bei aller Nachsicht und Mäßigung will Hr. V. S. aber doch, daß diejenigen, welche zur Leitung der europäischen Geschicke berufen sind, doch auch Etwas wissen oder, wie er das Ding höflich wendet, der ernsten Mahnungen der Vergangenheit sich nicht entschlagen sollen; denn ohne Gefährdung des öffentlichen Heils kann und darf nach der Ansicht des Verfassers die Verwaltung hinter der Intelligenz der Verwalteten nirgends mehr zurückbleiben, wie es nach der logischen, aber klüglich unterdrückten Voraussetzung des Verfassers nur zu oft geschieht.

Klingt das Axiom schon in dieser Fassung vielleicht etwas mißliebig, so weiß ich wahrhaft nicht, was man über den Beisatz denken wird, daß „in Staatssachen die Intelligenz der Regierenden ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung noch keine Kraft zu fruchtbarem Handeln gibt.“ Diese beiden Thesen, so einfach und kurz sie sind, zeigen doch klar genug, zu welcher Classe politischer Rathgeber Hr. V. S. gehört.

Will uns heute noch Jemand von den politischen Verwicklungen und dem staatskünstlerischen Wechselspiele unterhalten, aus welchem der unheilbare Riß zwischen dem Osten und dem Westen Europa's hervorgegangen ist, so muß er die Ereignisse von einem höheren Standpuncte aus erfassen, und nicht mehr wie die Diplomaten im Sacristeischlüssel und im silbernen Geburtsstern von Bethlehem die erste und einzige Quelle eines Weltkampfes entdecken, den ursprünglich Niemand wollte, an dessen Ausbruch Niemand glaubte, und dessen Dauer und Ende Niemand voraus berechnen kann. Gewiß ist nur, daß er ein neues Europa schaffen wird.

Die oft nachgesprochene Staatsidylle, Rußland mit seinem gährenden Ungestüm und seinem centrifugalen Sprudel werde, wenn man es nur erst am Bosporus gewähren läßt, friedlich und harmlos vor den Häuptern der westlichen Civilisation stehen bleiben, es denke gar nicht einmal an ernste Verkümmerung der Türkei, eifere nur für die Ehre Gottes im Byzantinischen und empfinde kein anderes Verlangen, als für den Weltfrieden im Allgemeinen und für die Wohlfahrt der gutmüthigen, gelahrten und „gouvernementablen“ Niemetz insbesondere väterlich zu wachen, ist die eigentlichste und, wie einige behaupten, auch die einzige Schöpfung, welche die von Czarskoe-Selo inspirirte, überwachte und beherrschte europäische Diplomatie seit vierzig Jahren zu erzielen vermochte. Der Czar will nichts als Frieden, hieß es, denn er hat es vom Tage seiner Thronbesteigung angefangen nicht

bloß durch seine Diener bei allen Höfen der Christenheit verkünden lassen, er hat es in Berlin, in Olmütz und zu Warschau selbst gesagt, und den Worten eines Czar Nikolai zu mißtrauen, meinte Old-Aberdeen, sei einem chevaleresken und correctgesinnten Regierungsmanne nicht gestattet. Unheil vorhersehende Bedenker wurden als „Visionäre" mitleidig belächelt oder gar als „turbulente Köpfe und unheimliche Sturmvögel" aus den Listen der Mitredenden gestrichen; denn — sagten die Diplomaten — das ist unsere Sache, das müssen wir besser wissen.

Man hatte in gewissen Kreisen den Kaiser Nikolaus zu dem Ideal eines Herrschers emporgeschraubt, das ein reines Phantasiegebilde war, weil es so, wie man sich dasselbe ausmalte, ohne alle praktische Handhabe, ohne jede nachweisbare Verbindung mit dem Leben, gleich einer Vision über der Erde schwebte. Empfindsame Stiftsdamen, Herren vom hohen Adel, ehrwürdige Generale, dienstbeflissene Büreaukraten, reiche Gutsbesitzer, vorsorgliche Großhändler, ängstliche Banquiers und doctrinäre Professoren meißelten und bossirten an dieser politischen Engelsgestalt mit um so größerem Eifer, je freieren Spielraum die große Entfernung von St. Petersburg ihrer Phantasie gewährte. Sie glaubten an das selbstgeschaffene Phantom mit der Stockgläubigkeit eines mecklenburger Junkers. „Der Kaiser", so ungefähr sprachen sie, „ist von Gott berufen, Religion und Sitte aufrecht zu erhalten, die europäischen Throne zu schützen und den zerstörenden Ideen der Revolution für immer ein Ende zu machen. Nur für höhere Principien geht er in den Kampf; die niedrigen, selbstsüchtigen Zwecke der Politik liegen ihm ferne." Der Occident hatte gleich den Gefährten des Odysseus Lotos gegessen und, in friedensträumerischen Schlummer eingelullt, alle Sorgen für die Zukunft abgelegt. In Athen war einst auf die Nachricht, Philipp der Macedonier sei den wiederholten Betheuerungen er-

kaufter Staatsdemagogen zum Trotz plötzlich durch die Thermopylen gebrochen und habe das feste Elatea besetzt, der Schrecken nicht größer, als die Bestürzung des diplomatischen Westlandes auf die Kunde über Menczikoff's Erscheinen am Bosporus und über den Einbruch der russischen Heeresmacht in die Fürstenthümer.

Die Veröffentlichung der Seymour'schen Czarencorrespondenz hat das friedenstrunkene Abendland vollends ausgenüchtert, und im ganzen Umfange das falsche Spiel aufgedeckt, bei welchem vierzig Jahre lang der „allgemeine Friede" und das Wohl des Occidents unter gegenseitigem Einverständniß als Einsatz figuriren mußte.

Wie wenig es der überraschten und beschämten Diplomatie bisher gelingen wollte, mit Hülfe althergebrachter Kunstgriffe die Täuschung über moskowitische Friedensliebe und Uneigennützigkeit in Europa noch länger aufrecht zu erhalten und die Ausschreitungen ihres kaiserlichen Patrons wieder abzuglätten, weiß und sieht heute Jedermann. Was die Russen wollen, und wie groß die über das gesittete Abendland hereinbrechende Gefahr sei, hat im Westen die öffentliche Meinung früher, als die Staatsgewalt erkannt, und die europäischen Nationen an ihre Interessen erinnert.

Theodor Mommsen würde das ehrwürdige Corps der abendländischen Diplomatie bei dieser Gelegenheit mit jenem „Bauernsenat" in Rom vergleichen, welcher, so lange es sich nur um Volsker, Samniter und Lucaner in den engen Grenzen Italiens oder um die karthagischen Zänkereien auf Sicilien handelte, die Sachen ganz gut besorgte, beim Auftauchen der orientalischen Frage aber in Folge des zweiten punischen Krieges und bei der plötzlichen Ausdehnung des politischen Horizonts sich nicht mehr zu helfen wußte und seine gewohnte Ueberlegenheit völlig verlor. Wir sind höflicher als Mommsen, und sagen nur: die Diplomatie

als geheimer Orden, als festgeschlossene Innung und allgemeiner europäischer Wunderdoctor hat abgedankt, und an ihre Stelle scheint eine Kraft zu treten, deren Existenz wenigstens der Czar nicht kennt und die man im Westen als das naturgemäße Product unserer sittlichen Zustände durch keine Maßregel ersticken, ja in die Länge nicht einmal zum Schweigen bringen kann. Der Drang der öffentlichen Meinung, nicht der freie Entschluß der Staatsgewalten hat den Occident unter die Waffen geschreckt und gegen alles Vermuthen des Czaren die Flotten der Königin Victoria und ihres Verbündeten vor Kronstadt und Sebastopol geführt.

„Die Russen wissen nicht, daß der Volksgeist in den westlichen Staaten viel mächtiger als Launen und einseitige Grillen der Regierungen ist.“ Wenn unsere geselligen Einrichtungen allmählich der alten Devotion vor der feierlichen Amtsmiene mysteriöser Staatsgeheimnisse widerstreben, und wir zu wiederholten Malen sehen müssen, „daß sich hinter derselben nicht immer die höchste Weisheit verbirgt“ — so weiß Herr V. S. in schonungsvollem Zweifel nicht, wer da anzuklagen sei. Verhehlen kann man sich aber nicht, daß die aristokratischen und sogenannten Regierungsclassen in der ganzen civilisirten Welt intellectuell im Sinken begriffen, daß die bisher geltenden Staatskünste vollständig abgenützt und die gegenwärtigen Handhaber der öffentlichen Angelegenheiten die Ereignisse zu beherrschen und die wild einherbrausende Sturmfluth einzudämmen nicht mehr fähig sind.

Die Unzufriedenheit über die bestehende Ordnung der Dinge und die Sehnsucht nach einer Verbesserung der socialen Zustände der großen Masse unseres Geschlechts hat sich aller Gemüther bemächtigt und über alle Länder der Erde ausgebreitet. Wer soll uns aber Rettung bringen, wer die unerklärbare Gemüthstrauer aus dem Occident verscheuchen und die verlorne Heiterkeit wiederbringen?

Das Jahr 1848, von dem wir das goldene Zeitalter erwarteten, hat uns alle getäuscht; die Autokratie der Volksführer jener Epoche vermochte, weil sie es mit Beiseiteschiebung der dynastischen Interessen für sich allein versuchte, nichts Lebenskräftiges zu schaffen, und die Gewalt mit allen ihren Hülfsmitteln und Attributen fiel mit erweiterten Vollmachten und mit verdoppelter Wucht wieder in die Hände der vorigen Besitzer zurück.

Hat uns aber diese Umkehr mehr genützt und der Welt größeren Gewinn gebracht, als die ohnmächtigen Bestrebungen der exclusiven Volkspartei? Der natürliche Zustand des Menschen, sagt Polybius, ist der Friede, und um den Preis dieses herrlichsten aller Güter haben die Völker sich selbst verleugnet und mit den alten Machthabern Compromiß gemacht. Allein das ausschließliche Dynastenwesen, wie es sich in den letzten fünf Jahren in Europa gestaltet hat, zeigt sich ohne das populäre Element ebenso ohnmächtig, wie die Revolution. Was alle Welt verlangt und nöthig hat, den Frieden, konnten auch die Fürsten nicht erhalten und — um die Ironie brennend zu machen — ist dieses Mal die Pest aus dem Prätorium der Potentaten selbst in die Welt gekommen.

Nicht bloß der Czar hat seinen Credit verscherzt, auch die Staatsmänner und die Feldherren des Dynasten-Occidents haben am grünen Tisch zu Wien und auf dem öden Steinplateau von Sebastopol unter den Augen der ganzen civilisirten Welt ihre Zahlungsunfähigkeit eingestanden. Der politische Lebenskern des Abendlandes ist aus seiner Stelle weggeschoben.

Wo aber der Kern, die Kraft und die Einsicht ist, dort wird man nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung bald auch die Herrschaft und die Macht erblicken. Es bereitet sich eine stille und natürliche, aber nichts desto weniger eine große Umgestaltung vor, an welcher der in seinen Ausschreitungen und Maßlosigkeiten

nicht mit Unrecht geschmähte Demos mit seinen K.. und M... wahrhaft keine Schuld tragen wird. Neue Praktiken und neue Intelligenzen sind in Europa nöthig. Beide werden kommen, hoffentlich ohne Erschütterung und gleichsam wie eine Naturnothwendigkeit, vor welcher sich der zäheste Eigennutz und die thörichtste Präsumtion ausgelebter Größen beugen muß.

Wer wüßte denn nicht, daß in der Krim die Folgen gouvernementaler Unbesonnenheit und strategischer Mängel, ja die Schmach allgemeinen Ruins bloß durch die Tüchtigkeit und die unverwüstliche Eigenkraft des „gemeinen Mannes" abgewendet wurden? Die bewaffnete Macht durch ihre unterwürfige Geduld, ihren Gehorsam, ihre sittliche Kraft und ihren intelligenten Muth macht jetzt im Occident Propaganda und repräsentirt — um vorerst ein verdächtiges Wort zu vermeiden — die Sache des Fortschrittes, der öffentlichen Ehrenhaftigkeit und der wahren Wiederherstellung vielleicht nachdrucksamer und erfolgreicher, als es von dogmatischen Freibeutern und mattherzigen Paladinen eines abgebleichten Parlamentsliberalismus je zu hoffen war.

Mit Worten ohne That ist jetzt nicht mehr zu helfen, und die Thesis, daß in der gesitteten Hemisphäre nur noch zwei Kräfte thätig sind — das byzantinische Czarenthum im Osten und sein Gegensatz, die gereinigte und zu einer sittlichen Potenz veredelte Fortbewegung, um nicht zu sagen Revolution im Occident — ist auch nicht mehr anzufechten. Selbst über das Wort „Revolution" dürfte man nicht erschrecken. Der Czar will nicht bloß die Unordnung niederhalten, er will mit der persönlichen Freiheit und zwar in seinem Interesse das ganze geistige Leben der Völker ersticken und dem lebensfrohen Spiel der sittlichen Kräfte, das uns allein zu Menschen macht, auf dem ganzen Erdball Stillstand gebieten.

Dieser Versumpfung und Verthierung des menschlichen Ge-

schlechts — was eine Partei unter uns noch immer „Gottesfurcht und Ordnung“ nennt, widersetzt sich der Geist des Occidents. Wir wollen nicht beständig zittern, wie der Czar und seine Knechte; wir wollen Leben, Bewegung, Verbesserung, Freude am Dasein, und wollen eben deswegen mit Weisheit, mit Maß und mit Beseitigung aller Hemmnisse verwaltet sein, welche Eigennutz, Unverstand, Zaghaftigkeit, Bosheit und der vielen Sterblichen angeborne Haß der Freiheit dem lebensvollen Strom entgegenstellen.

Der Czar und seine Adepten scheinen nicht zu wissen oder wollen nicht glauben, daß man nach vielen und bitteren Erfahrungen selbst im Abendlande endlich zur Ueberzeugung gekommen ist, daß, wie die Dinge jetzt stehen, eine starke, d. i. eine absolute und concentrirte Staatsgewalt ein unabweisbares Zeitbedürfniß ist und daß selbst die persönliche Freiheit, wie es Eötvös am besten bewiesen hat, ohne diese Vorbedingung nicht zu erzielen sei. Man sucht es umsonst zu verdecken, daß sich die beiden einfachsten, concisesten und unversöhnlichsten Elemente der menschlichen Gesellschaft zu einem auf lange hin maßgebenden Entscheidungskampf am Ostrande von Europa gegenüberstehen. Der Czar in seiner Schlauheit sucht die eingeschüchterten und über ihr wahres Interesse unklaren Regierungen im Occident durch das Schreckbild der alle Throne bedrohenden anarchischen Umwälzung für sich zu gewinnen und läßt das moskowitische Evangelium auf Wegen der Presse und des lebendigen Wortes durch das ganze Abendland verkünden. Er rechnet — vielleicht nicht ganz umsonst — auf die Verblendung, auf die Zaghaftigkeit und auf den „intellectus palmaris“ des Occidents, und weiß nebenher recht gut, daß es durch eine unerklärbare Bizarrerie der menschlichen Natur selbst in den civilisirtesten Staaten des Westlandes noch immer Leute gibt, welche in Turghenew's „Burmister“

den vollendetsten Ausdruck socialer Vollkommenheit erblicken und mit Verpflanzung moskowitischer Liebenswürdigkeiten in das Herz Germaniens nur zu gern unter ihren Mitbürgern die Rolle eines „Arkadi Pawlitsch“ übernehmen möchten*). An friedliche Verständigung ist hier nicht mehr zu denken. Traurig aber bleibt es immer, wenn die Staatsgewalt, wie z. B. in Britannien, wider ihren Willen in den Kampf gegen einen Feind getrieben werden muß, mit dem sie, wie man glaubt, insgeheim Sympathien fühlt.

Im Sinne der abendländischen Regierungen wäre nämlich eine dynastische Verschmelzung der Czarenmonarchie mit dem Occident für Sicherstellung des allgemeinen Wohles vollkommen hinreichend. Die öffentliche Meinung geht aber weiter und verlangt eine sittliche und sociale Einigung, d. h. die abendländischen Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Tugend, von Regentengewalt und Menschenwürde, von Freiheit und Schranke, von Pflicht und Nothwendigkeit, von Geduld und Glückseligkeit sollen auch in der Slavenhemisphäre gelten, um den radical-feindlichen Gegensatz der beiden großen Halbtheile des menschlichen Geschlechts auszusöhnen.

Der Kampf ist indessen viel ungleicher als man glaubt. Alles was im Kriege Vortheil und Sieg verleiht, ist auf des Czaren Seite im vollsten Maße. Rußland ist eine unermeßliche Caserne, in welcher Ein absoluter Wille militärisch, eisern und ruhelos regiert, und wo alle Lebensthätigkeit mechanisch gedrillter Millionen auf einen einzigen, weit jenseits der Grenzen liegenden Zielpunct hingeleitet wird. Arbeit ohne Rast verrichten, Noth, Qual und Strafe nach Willkür leiden und für den geheiligten Czar streiten und sterben, ist das große politische Dogma der Moskowiter. In Rußland ist das Leben der Massen freudelos

*) Siehe „Aus dem Tagebuche eines Jägers, von Iwan Turghenew“, Band I. S. 76—102.

und folglich ohne Reiz und ohne Werth. Der Russe bewegt sich, ruht, geht vorwärts oder flieht, steht, lebt und stirbt überall nur auf Wink und Befehl des Vorgesetzten, während im Occident das Individuum selbst Willen und Geltung haben will und die Achtung für persönliche Freiheit, für Eigenthum und Menschenwürde, die Rücksichten für ein selbständiges Kirchenthum, die Pflege der humanen Künste, der Poesie, der Weltweisheit, der exacten Wissenschaften und des Volksunterrichts, ja die Rangstreite der Professoren, Sold und Ehrenzeichen gelahrter Akademiker und am Ende noch die schwankenden Marktpreise der Getreidehallen den Regierungen Hemmnisse und Pflichten schaffen, Bedenklichkeiten und Rücksichten auferlegen, von welchen man in Rußland wenig weiß und fühlt.

Der moskowitische Absolutismus, das Werk Peter's I., schlau und tückisch, „kalt und herzlos", gegen die eigenen wie gegen die fremden Völker, kann sich nach Erstickung aller freien Regung im eigenen Lande nicht friedlich innerhalb der heimischen Gemarken halten, er muß nicht bloß den Nachbarn, den Polen, den Türken, Deutschen und Scandinaviern, er muß — um nicht endlich einem Widerschlag im Innern zu erliegen — allen Nationen der Erde das moskowitische Loos bereiten, muß überall Hader und Zwietracht stiften, um durch fortwährendes Einsaugen frischen Materials die durch seine aufzehrende Verwaltung verbrauchten Kräfte wieder herzustellen; Rußland kann und wird nicht ruhen, bis es entweder selbst gebrochen ist, oder das Präsidium der bewohnten Erde errungen hat. Soll Europa russisch oder soll Rußland europäisch werden, d. h. soll dieser Ableger des halbbarbarischen asiatischen Mongolenthums die Welt beherrschen oder soll er sein Staatsprincip aufzugeben, seine Action nach Innen zu richten und, wie es jetzt die Türken sollten, in die Bahn der abendländischen Gesittung einzutreten gezwungen werden, das ist

jetzt die Frage, an deren Lösung das Abendland mit Recht nur langsam und zagend geht.

Bis zum Beginn des gegenwärtigen Krieges hat man allgemein geglaubt, die Westmächte hätten in ihrer Weisheit das heranziehende Verhängniß und die Unvermeidlichkeit des Kampfes vorhersehend schon seit lange Voranstalten auf den großen Streit getroffen, hätten die Natur des Gegners, seine Kräfte, seine Hülfsmittel und sein Land sorglich ausgeforscht, hätten sich im Stillen die geheimnißvollen Mächte der Zerstörung zinsbar gemacht, hätten für Gold, Waffen, geübte Streiter und Bundesgenossen vorausgesorgt und eine Stellung genommen, um der Gefahr augenblicklich und mit Erfolg entgegenzutreten. Von alledem war aber nichts geschehen, man hat gar nichts vorhergesehen, man hat im Occident keine Voranstalten getroffen, man wurde vollständig überrascht und rannte vom Klange der Kriegsfanfaren aufgeschreckt, ungenügend an Zahl und noch ungenügender an strategischen Kräften, betäubt und schlaftrunken, wie die Streiter des Priamus in den Kampf:

exoritur clamorque virûm clangorque tubarum,
arma amens capio, nec sat rationis in armis.

Bei den Staatsweisen des Westens scheinen die Sebastopoler und Kronstädter Begebenheiten, auf welche sich die Russen mit Bewußtsein, mit Klugheit und kalter Ruhe schon seit hundertundfünfzig Jahren vorbereitet haben, erst gestern und vorgestern als ein Novum und als eine noch nicht hinlänglich zu erklärende Zufälligkeit in Berathung gekommen zu sein. Ist nun bisher auf dieser Seite Unfertiges und Ungeschicktes überall und in unglaublicher Weise hervorgetreten, so kann man es des entsetzlichen Preises wegen beklagen, sich verwundern aber oder gar am Heile verzweifeln darf deswegen Niemand, da es schon längst entschieden ist, daß die Kunst, die Lehren der Vergangenheit für weise Be-

rechnung der Zukunft auszulegen, von den jedesmaligen Gewalthabern am wenigsten begriffen wird und das schöpferische Ingenium im Sturm selbst auf die Oberfläche kommt.

Nach Ueberstehung der letzten großen Gefahr im Jahre 1848 hat das Westland sorglos und stumpf an ein apokalyptisches Millenium ewigen Friedens und ungetrübten Erdenglückes zu glauben angefangen und bei einer starken Partei unter uns, scheint es, dauert der Wahn selbst unter dem Kanonendonner von Sebastopol noch fort. Angesehene Organe der Oeffentlichkeit suchen uns ja noch immerfort zu überreden, was jetzt im Pontus und in der Ostsee geschieht, gehe uns Deutsche nichts an, und die Kriegsflamme, ob sie gleich am „Athos, am cilicischen Taurus, am Tmolus und Oete“ hell auflodert,

ardet Athos Taurusque Cilix et Tmolus et Oete,

werde, ohne über die Marken des illyrischen Dreiecks zu schlagen, durch den Friedensodem germanischer Politik gedämpft, unschädlich und milde auf dem Opferherd der chersonesischen Artemis verglimmen. „Bleibt ruhig, mischt euch nicht in den Streit; eure Concordate mit Rom, sagen sie, sind noch in der Schwebe; denket an euer Seelenheil und überlegt wohl und reiflich, ob gewisse Thesen der Günther'schen Philosophie durch gemeinschaftliches Einverständniß aller Facultäten und Consistorien das „Imprimatur“ erhalten sollen; deutsche Neutralität ist der Friede und der westlichen Heiden wird sich das heilige Rußland allein erwehren,“ raunen uns die Russen in das Ohr. — „Haltet mit uns, wir wollen mit vereinter Kraft die Feinde aller humanen Sitten, die nordischen Barbaren niederschlagen, und dann frei, glücklich und wonnig mit einander die Erde bewohnen,“ ruft es von jenseits des Canales und von der Seine herüber. Von beiden Seiten der Kämpfenden buhlt man um unsere Gunst, weil beide fühlen, daß die Entscheidung in den Händen des großen deutschen Volks

liegt, sobald es in sich selbst einig mit voller Kraft nach Außen wirken will. Deutschland in seiner selbständigen Machtfülle zu sehen, wünscht aber von unseren Bewerbern in Wahrheit keiner, man will nur unsere Landsknechte, unser tactisches Ingenium, unsere strategischen Künste und daß wir, wenn auch in allen inneren und äußeren Dingen unter einander feindlich, eifersüchtig und getrennt, doch in temporärer Willfährigkeit gegen fremde Zwecke einig seien. Als vor einigen Jahren die Deutschen eine Flotte zimmerten, und ihre Nationalflagge nach dreihundertjähriger Abwesenheit wieder in der Nordsee wehte, drohten dieselben Britten, die jetzt auf Deutschland speculiren, unsere Marine als Piratenschiffe zu behandeln, und selbst der Czar, dessen letzte Zuflucht in der Bedrängniß jetzt Deutschland ist, schleuderte seine schärfsten Blitze und setzte die Garde in Bewegung, weil das in Eins zusammenfließende Germanien sich selbst zu fühlen begann, und die Insolenzen des kleinen Dänenvolkes zu züchtigen den Muth besaß.

Warum sich die Deutschen nicht enthusiastisch und gutmüthig gallischer Präponderanz freuen mögen, kann man in Frankreich ebensowenig begreifen, als man sich zu Petersburg unsern Widerwillen gegen czarische Staatspraxis und gegen eine moskowitische Weltherrschaft erklären kann. Erst vor Kurzem nannten uns die Britten „Hungerleider", „Bettler", „blondhaarige Gurgelabschneider" und gaben den deutschen Fürsten Epitheta, deren Wiederholung der Respect verbietet. Russen und Gallier dagegen halten uns für geborne Knechte und erklären jene Epoche deutscher Geschichte für die preiswürdigste,

où les meilleurs soldats et les chefs les plus braves
mettaient toute leur gloire à devenir esclaves;
où pour mieux assurer la honte de leurs fers,
tous voulaient à leur chaine attacher l'univers.

Diese Zeiten, wenn sie in Deutschland je waren, sind jetzt — mit Verlaub des trefflichen Häusser sei es gesagt — natürlich schon längst vorüber, verwundern aber darf sich doch Niemand, wenn einem Frieden, der angeblich ohne Spesen und ohne Kraftaufwand zu haben ist, vor einem erst durch unberechenbaren Einsatz von Gold und Blut zu erkaufenden Glücke von Leuten gewöhnlicher Natur und gemeiner Rechenkunst der Vorzug gegeben wird.

Für welchen der beiden Bewerber erklärt sich nun der Verfasser der angeführten Schrift: „Deutschland und die orientalische Frage"? Bis auf einen gewissen Grad mißtraut Hr. V. S. beiden, am meisten aber doch den Russen. Von einer grundsätzlichen Feindschaft oder Freundschaft aber will Hr. V. S. weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin etwas wissen, und dringt überall auf eine selbständige deutsche Politik, jedoch mit entschiedener Hinneigung zu den Westmächten, deren geistige Homogeneität mit dem Germanenthume nicht zu leugnen sei, während Rußlánd noch außerhalb aller innerlichen Berührung mit der europäischen Cultur stehe, und folglich auch seine Berechtigung, für einen christlich-civilisirten Staat zu gelten, gar nicht erwiesen sei. Noch hat man sich aber in Deutschland zu nichts entschieden; die Ereignisse indessen rollen fort und die Rathlosigkeit wächst mit jedem Tage. Und wenn das ewige Schwanken, die nie endende Unentschlossenheit und das beständige Sich-getäuscht-haben endlich Langweile erzeugt, kann es auch Niemand übel nehmen. Zuerst täuschten sich die Russen an der Energie der todtgeglaubten Pforte und an der Streitbarkeit ihres Donauheeres; dann täuschten sie sich an der Möglichkeit einer entente cordiale zwischen den Westmächten und eines nachhaltigen combinirten Angriffes auf die „jungfräulichen Grenzen" des heiligen Rußlands. Die Verbündeten ihrerseits täuschten sich wieder an der Widerstandsfähigkeit und an dem strategischen Vermögen der

Moskowiter, besonders aber an der Bereitwilligkeit der deutschen Höfe mit ihren Nothhelfern von Anno zwölf und Anno achtundvierzig in Fehde zu treten; am bittersten aber täuschten sie sich im Glauben an ihre eigene Kraft und strategische Ueberlegenheit. Verleihe Gott, daß sich Herr V. S. selbst an der Möglichkeit, durch Verständigung der beiden großen deutschen Vororte ein gemeinsames Nationalgefühl und ein wenigstens nach Außen festgeschlossenes Deutschland herzustellen, nicht auch noch täusche! Denn nur um den Preis der Beseitigung aller Hindernisse und Streitfragen könne der große Centralpunct Europa's der ihm von beiden Seiten drohenden Gefahr entrinnen.

Wenn sich der Sieg — gleichviel, ob zu Gunsten der Russen oder der Westmächte — ohne unser Zuthun und ohne vorgängige Herstellung überwältigender Schlagfertigkeit entscheidet, und der Kampfpreis zur Vertheilung kommt, was wird dann unser Schicksal sein? Kampfpreis ist aber diesmal das große byzantinisch-türkische Reich und mit ihm ein politisches Uebergewicht, dessen sich Europa und Asien mit vereinten Kräften nicht mehr erwehren könnten. Zieht uns der Sieger dann zur Rechenschaft über unsre Theilnahmlosigkeit und kommt die Aussöhnung der kriegführenden Parteien, wie es zu Lüneville, zu Preßburg und zu Tilsit einst geschah, auf Kosten des „neutralen Deutschlands" zu Stande, wer hat dann die Schuld? Man wird es dann bei uns wohl auch wie bei den Griechen der Iliade halten, wo die unheilvolle Zwietracht zwischen Achilles und Agamemnon und der Ruin des Heeres dem Zeus aufgebürdet wird —

Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή.

Wie aber heute noch Jemand glauben mag, der Krieg werde die beiden gewaltigen Nebenbuhler bis zu einer solchen Ohnmacht entkräften, daß ein uneiniges und träges Deutschland mit seinen „unverbrauchten" Kräften beiden imponiren, beiden das Gesetz

vorschreiben könne, ist vollends unbegreiflich. Siegesbewußtsein nach langen harten Kämpfen steigert die Kraft eines großen Volkes bis in das Wunderbare, oder ist etwa nicht das bluttriefende Rom aus dem achtzehnjährigen entsetzlichen Kampfe mit Hannibal zur Herrschaft über den Erdboden hervorgegangen? Die Besorgniß der Gewaltigen, ein Hinneigen zu den Westmächten könnte die Ruhe im Innern gefährden und der „Revolution" Vorschub leisten, wird von dem Verfasser mit Gründen beschwichtigt, welche außer dem Verdienste, daß sie pikant sind, auch noch den Vorzug der Unwiderleglichkeit besitzen. Aber auch der Unverstand auf czarische Dankbarkeit zu zählen, wenn wir den Russen willfährig und blind die Unterjochung von Byzanz und die Verstopfung der abendländischen Handels- und Lebensquellen am Bosporus einmal gestattet haben, wird überzeugend hervorgehoben. Herr V. S. gehört nicht unter jene Politiker, die überall nur tadeln, wegdisputiren und niederreißen; Hr. V. S. ist constructiv und verhandelt scharf und fein über Mittel und Staatsformen, dem deutschen Volke bei aller Getrenntheit im Innern doch nach Außen Macht und Vortheil der Einheit zu verschaffen. Nebenher ist aber Hr. V. S. doch klug genug, seinem politischen Recept den Beisatz anzufügen, daß mit plötzlichem Auftauchen genau abgezirkelter Bundesformen „weder politische Bildung und Einsicht gegeben, noch Charakter und Gesinnung im Nu hervorgezaubert werden." Der Mangel dieser beiden letztgenannten Vorzüge hat uns nach der Behauptung des Verfassers seit einem Jahrhundert in der orientalischen Frage größeren Schaden gethan, als der Abgang der ersteren. Dieser Beisatz läßt freilich einen bittern Nachgeschmack zurück, den die Erscheinungen der Gegenwart noch immer nicht versüßen wollen.

Der Verfasser indessen läßt den Muth nicht sinken und sieht für die benannten Mängel in zwei Dingen hinlänglichen Ersatz:

einmal in dem zwar mehr mit Instinct als mit klarem Bewußtsein aus der großen Masse des deutschen Volkes hervorbrechenden Drang nach größerer Einigung, und dann in dem Bande, welches die materiellen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes aufs engste umschlinge und durch Hervorrufung neuer Bedürfnisse täglich an Innigkeit gewinne. Der Einfluß dieser beiden Nationalmomente, des Einheitsdranges und der materiellen Interessen Deutschlands, auf politische Ordnung im Allgemeinen und auf die orientalische Frage insbesondere, sei schon jetzt bemerklich, und würde auch das schlendrianhafte und suffisante Nichtbeachten derselben wohl nicht länger gestatten.

Nicht etwa selbständiges und klugberechnetes Hinneigen zu den Westmächten, sondern geduldiges Zusehen von Seite der deutschen Staatsgewalt, wie das siegreiche Rußland die deutschen Handelsstraßen im Pontus unterbindet und deutschen Gewerbfleiß erstickt, könnte nach der Meinung des Verfassers „die unangenehmsten Erschütterungen unseres staatlichen Lebens zur Folge haben.“ Denn Herr V. S. glaubt nicht, „daß die große Masse des deutschen Volkes solche ökonomische Rückschläge auf die Dauer ertragen würde.“ Innere Ruhe und materielle Glückseligkeit Deutschlands stehen mit der Russenherrschaft am Bosporus, an der Donau und im Pontus in flagrantem Widerspruch. Wollt Ihr, daß Deutschland friedlich sei und gedeihe, so verlegt den Russen den Weg nach Konstantinopel und werfet ihre Flotten und ihre Heere aus dem Pontus hinaus.

Das ist der wesentliche Inhalt der drei ersten Abschnitte der V. S.'schen Broschüre. Indessen wäre mit dem Hinauswerfen der Russen aus dem Pontus Euxinus und den angrenzenden Ländern freilich noch nicht Alles abgethan, man muß auch dafür sorgen, daß sie nicht wiederkehren und in ihren unbezähm-

baren Bosporusgelüsten eindringlicher vorzugreifen, als die übrigen Nationen des Occidents, nicht mehr die Macht besitzen. Die Untersuchung ob und wie dieses geschehen könne, führt den Verfasser natürlich auf die Frage, was unter diesen Umständen für die Zukunft des osmanischen Reiches zu erwarten sei? Seine Ansichten über diesen Punct wollen wir kurz und bündig in einem zweiten Artikel auseinanderlegen.

II.

Hätte ich am Schlusse des Manuscripts nicht gleichsam das Wort verpfändet, gelegentlich auch noch von den Ansichten unseres Anonymus über die künftigen Schicksale des türkischen Reiches Einiges mitzutheilen, so wäre auf die Schwierigkeiten hin, die sich jetzt in Deutschland einer freimüthigen und wohlgemeinten Besprechung dieser Dinge von allen Seiten entgegenstellen, ein zweiter Artikel wahrscheinlich nicht mehr zu Stande gekommen. Es wäre ja besser, nach dem Muster der geistreichen und ehrenwerthen Publicisten der „Débats" lieber ganz zu schweigen und das Feld zu räumen, als sein mühevoll ausgemeißeltes Gedanken- und Redebild, freundlich zwar und rücksichtsvoll, aber doch verstümmelt, unzusammenhängend und in Stücken auseinander geschlagen, vor das Publicum hingestellt zu sehen. Klagen und Markten aber wäre hier ebenso nutzlos als thöricht, weil höheren Nothwendigkeiten gegenüber nicht aufzukommen ist und im zermalmenden Gewicht der Tagesereignisse selbst der beste Commentar zum großen europäischen Drama liegt.

Wenn man für die Dinge im Osten und in Centraleuropa schon die Berührung durch die zarteste Phrase scheut, warum sieht man denn gelassen zu, wie der russische Nimbus erbleicht und das goldene Idol, vor welchem die Welt noch vor kurzer Zeit demuthsvoll und gläubig die Kniee bog, langsam aber unaufhaltsam von seinem Postamente sinkt? Warum zögert man noch

immer, gegen den eisernen Siegestritt des abendländischen Kriegsgottes in Taurien, am Kaukasus und am Borysthenes Embargo einzulegen? Durch die stumme That, wie es scheint, läßt sich die Gewalt zurechtweisen; nur das lebendige Mahnwort des Geringen erträgt sie nicht. Der Diplomat ist empfindlich und der Soldat reizbar, der Eine will Alles von jeher richtig gesehen, der Andere Alles jederzeit auf's Beste verrichtet haben, und beide sehen scheel, wenn ein Uneingeweihter, wie sie sagen, ihr Gebiet betritt und in ihrer Sache auch eine Meinung haben will. Wir beugen uns tief vor dem staatsmännischen Scharfblick eines ** und vor den strategischen Talenten eines ***, man darf aber nicht vergessen, daß mit Ausnahme der Specialissima jetzt alles Wissen Gemeingut ist und die Schwierigkeit, anständige Mitrede kastenmäßig abzuhalten, mit jedem Tage wächst. Der Gewalt indessen, wenn sie in ihrer Sphäre von Tadel und Privatbesserwissen nichts hören will, darf man es nicht übel nehmen, da sich heute selbst Roscius und Tigellinus, um tactfest zu singen und correct zu spielen, mit der Autorität der Gesetze waffnen und die leidige Kritik mit Bann und Interdict verfolgen. Thun oder Reden muß der Mensch, und sintemal durch besondere Gunst der Friedensgötter Deutschland der That enthoben ist, so müssen wir um so hartnäckiger auf dem Wort bestehen, damit wir im Tumult der zusammenbrechenden Welt nicht ganz übersehen werden.

Wie man aber ohne Verletzung irgend einer der tausend und abermal tausend Rücksichten, die Sie für und gegen Jedermann und Alles haben, im Sinne des B. S. von der Zukunft des osmanischen Reiches und natürlich auch der Hellenen reden könne, ist nicht leicht abzusehen. Und vermuthlich wird auch schon gleich der erste Satz, daß „man im civilisirten Europa beim Wieder-

in-Scene-treten der uralten orientalischen Frage über die inneren Zustände der Türkei und über die ungleichartige Natur ihrer Bevölkerung, sowie über die materiellen und geistigen Hülfsmittel derselben nur höchst mangelhafte und irrthümliche Begriffe hatte, von den Hellenen insbesondere aber so viel als gar nichts wußte und folglich wiederholt auf die verderblichsten Abwege verfiel." nach allen Seiten hin Anstoß geben und Aergerniß verbreiten. Man behauptet sogar, viele unter uns seien selbst jetzt nach dreißigjähriger Lection im Thema noch nicht weiter gekommen, als sie im Anfang waren. Noch mehr, das ganze Gedankencapital, mit welchem die Politik und die Wissenschaft des Occidents in der großen Frage während der letzten drei Decennien operirten, haben uns die Russen vorgestreckt. Die stereotypen, dem lateinischen Genius widerstrebenden Phrasen vom „kranken Mann", von dem „unheilbaren Siechthum der Türken", von der „Unmöglichkeit, die verkommene Osmanli-Race zu discipliniren, von der Unwiderstehlichkeit der russischen Heere, vom gesetzlichen Erben der nahen Verlassenschaft, von Wiedererweckung und neuem Flor der todten Hellas, von einer gottgefälligen Vertreibung der Ungläubigen aus Europa und von der Verherrlichung des Christenthums durch die Russensiege im Orient", sind ebenso viele moskowitische Phantasien und von den Mauern des Kremlin in das Abendland hinausgeschleuderte Schlagworte, deren Autorität ganz Europa anerkannt, am unterwürfigsten und gläubigsten aber Deutschland als Richtschnur alles Denkens, Wissens und Handelns hingenommen hat. Ja nicht bloß gläubig anerkannt haben wir das politische Russendogma; wir haben es durch zahllose Commentarien erläutert, verbessert, von den Dächern gepredigt und bis in die untersten Volksclassen herab mit fanatischem Eifer eingeschmuggelt. Und doch nimmt man es

übel, wenn „sich der gesunde russische Bauernverstand über die magere Urtheilskraft der Niemetz gern lustig macht.*)

Wie viele von diesen russischen Grundideen der europäischen Politik noch heute in Geltung sind und was man hinfort von der Unwiderstehlichkeit der Russen, von der Beerbung des unkriegerischen Türkenstaates, von der antiken Blüthe und dem Heldengeiste der Hellenen, von den byzantinischen Traumbildern der Germanen und von ihren lauen Sommernächten Neu-Attika's denken soll, ist jetzt kein Geheimniß mehr. Selbst im gläubigen Moskowiter-Apostolat zu Schwäbisch-Sebastopol erwachen Zweifel, ob in Europa nicht Alles wieder zusammenstürze, was kühler Slavencalcül im Bunde mit deutscher Gutmüthigkeit und Selbstverleugnung im Laufe der vier letzten Decennien gezimmert hat.

Diesen Gedanken in seiner politischen Allgemeinheit zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Beschränken wir das Wort auch ganz und gar auf das, was V. S. die Zukunft der Osmanen nennt, so muß hier doch auch von den anatolischen Kirchengriechen die Rede sein, von denen die eine Hälfte als Unterthanen im türkischen Staatsverbande lebt, die andere Hälfte aber in Folge des Aufstandes vor mehr als zwanzig Jahren als hellenisches Königreich emancipirt wurde und ein selbständiges Leben auf Probe begonnen hat. Wenn einer Wiederkehr der glanzvollsten Epoche des hellenischen Alterthums damals auch nur einzelne Ueberschwängliche entgegensahen, so wagte in Europa doch Niemand zu zweifeln und hielt es alle Welt gewissermaßen für Schuldigkeit, ja für ein leichtes Spiel, daß das hellenische Haiti durch seine eingeborene Schnellkraft die Türken aus Europa treibe und den Russen den Weg nach Byzanz verlege.

*) Iwan Turghenew, Skizzen aus dem Jägerleben, Bd. II. 59.

Wie viel oder wie wenig staatsmännische Einsicht, politischer Tact und gründliche Kenntniß der Menschen und Dinge des Orients in diesen Erwartungen lag, braucht man den Leuten heute nicht mehr vorzurechnen. Soviel ist jetzt in der öffentlichen Meinung entschieden, daß die abendländische Hellenenschwärmerei, die Intervention der Westmächte zu Gunsten des Aufstandes und der im Occident so lange grassirende, in Rußland aber von jeher belächelte Glaube an die Möglichkeit einer griechisch-orthodoxen Herrschaft in Konstantinopel Ausgeburten moskowitischer Politik und — wenn der Ausdruck gestattet ist — gleichsam das Gängelband gewesen sind, an welchem ein fremder Wille die Staatsmänner und die Weisen des Occidents ein halbes Jahrhundert lang wie blinde Automaten lenkte. Die Russen haben wahrhaft ein Recht auf unsere Bewunderung, weil sie in der Kunst anderer Leute Unkunde, Verblendung und Unzulänglichkeit zu ihrem Vortheil auszubeuten, das Höchste geleistet haben, was in dieser Art vielleicht je vorgekommen ist. Kann man von dem politischen Scharfsinn und dem durchdringenden Fernblick der abendländischen Diplomatie in diesem Puncte jetzt auch nicht mehr viel Rühmens machen, so erlauben wir uns deswegen doch auch keinen Tadel gegen wen es immer sei, weil der Periode kritischer Forschung und nüchterner Erkenntniß überall die Periode des blinden Glaubens und des sich überstürzenden poetischen Enthusiasmus voranzugehen pflegt. Es kann doch auch nicht jeder Politicus unserer Zeit jenem Athener gleichen, von welchem das Alterthum sagte, daß er de instantibus verissime judicabat et de futuro callidissime conjiciebat.

Wie hätte sich bei völliger Unkunde byzantinischer Vergangenheit das unbeholfene Abendland russischer Hinterlist erwehren und wissen sollen, daß die Hellenen, für deren Befreiung und Glorificirung sich auf ein von der Newa gegebenes Zeichen die

halbe Welt in Bewegung setzte, nicht bloß in Dogma und Kirchenpraxis, sondern auch in Blut, Sitte, Denkweise und politischer Weltanschauung Zwillingsbrüder der Moskowiter sind, und daß folglich die Sache der Hellenen begünstigen ebensoviel bedeute, als den bildungs- und freiheitsfeindlichen Eroberungsprojecten der Russen Vorschub leisten? Die Literatur des Occidents — man darf es ihr mit Recht zum Vorwurf machen — war noch weit früher, noch weit blinder und noch weit hartnäckiger russisch als die Praxis der Einzelstaaten, über deren falsche Rechenexempel sich jetzt, da die Binde von den Augen fällt und man weiß, was an den Griechen ist, jetzt, sagen wir, da der stolze Bau des moskowitischen Genius unter dem Sturmwind von Sebastopol zusammenfällt, Jedermann lustig zu machen für berechtigt hält. Wir sind im Urtheil nicht so strenge. Wie tief und allgemein aber in Europa die Wirkung des russischen Zaubers war, beweist ja schon der Umstand, daß wenigstens beim Ausbruch des gegenwärtigen Kampfes im Orient selbst der ehrwürdige, in politischen Dingen so fein und richtig fühlende katholische Klerus noch auf der Seite des unversöhnlichen Feindes der römischen Kirche und Gesittung stand. Sonderbar aber wäre es nur, wenn in Europa sogar jetzt noch hier und da die Ueberzeugung bestände, der erlauchte Chef von Hellas vermöchte es für sich allein mit seinen Palikaren und Piraten-Briggs Konstantinopel einzunehmen und ein großes orientalisches Reich zu gründen, wenn ihm die Westmächte nicht die Hände gebunden hätten.

Wenn es nun aber zu nicht geringem Leidwesen Vieler, die sich auf dem langen Centralstreifen zwischen dem Nordcap und der Südspitze Italiens eines ruhigen Daseins freuen, mit der russischen Oberleitung Europa's auf die Neige geht, und mit dem Siege der lateinischen Civilisation und ihrer erstgebornen

Söhne über die bleierne Orthodoxie von Byzanz im Occident ein neues politisches Leben beginnt, so muß auch Begriff, Styl und politische Gefühls- und Ausdrucksweise, die sich während des russischen Protectorats bei uns eingeschlichen, ausgetilgt und in den Gegensatz verwandelt werden. Sie denken wohl selbst, daß man hier vor Allem die langweiligen Psalmodien über gottgefälliges Vertreiben der Ungläubigen aus Europa und dann die russo-germanischen Schattenbilder aus Hellas meint.

Das türkische Reich ist eine fertige Thatsache, die allen borusso-russo-germanischen Homilien zum Trotz die Bürgschaften langer Dauer verräth, und von dessen Zerstörung durch gemeinsamen Spruch des christlichen Areopags nach den Thaten der zwei letzten Jahre noch zu reden, nur Politikern von ganz eigenthümlicher Note gestattet ist. Man kann sich auch nicht genug verwundern, wie der Gedanke, den weiland mit soviel staatsmännischem Geschick und die byzantinischen Christen beschämendem Gerechtigkeitssinn und Heldenmuth gegründeten Osmanlistaat durch die jetzt vor aller Augen offen daliegende Ohnmacht und Unstaatlichkeit der schwachzähligen und adulterirten Trümmer einer abgestorbenen Welt zu verdrängen, sich je der öffentlichen Meinung Europa's bemächtigen konnte. Weil die Heere des Padischah nicht mehr Wien bestürmen und die lateinische Christenheit nicht mehr vor den Janitscharen zittert, glaubte man voreilig, der „große Pan sei todt" und die reiche Erbschaft des Orients vacant.

Todt ist nur das alte, rohe, blutrünstige, durch die unverbesserliche Schlechtigkeit der byzantinischen Christen provocirte Säbel-Türkenthum der Bajasid, der Selim und der Mustapha, der echt-osmanische Reichsgenius — diese lebendige und permanente Protestation gegen christliches Verderbniß — lebt noch, und aus dem Schurf, den die Eugen, die Suwarow und die Codrington

mit dem Schwerte weggefegt, kommt unter Abd-ül-Medschid's mildem Regiment ein frischer Trieb der Wiederherstellung und des sittlichen Gedeihens hervor. Hat man auch Unrecht, und zwar ganz und gar Unrecht, den sanften und gerechten Padischah „den einzigen christlichen Potentaten der Jetztzeit" zu nennen, so muß man es der langweiligen Scheinheiligkeit des russo-germanischen Orthodoxenthums doch auch zu Gehör reden, daß sich das Abendland mit den Bildungsbestrebungen in Stambul schneller und inniger befreundet, als mit der unverbesserlichen Moskowiter-Fäulniß der Christen von Byzanz. Den Türken ist noch zu helfen, den Griechen aber nicht. Zu Gunsten der Letzteren hat das lateinische Europa schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bei Nikopolis und Varna und letzthin erst noch bei Navarino wiederholt und mit großer Macht „intervenirt"; für die in ihrem Wiederverjüngungsproceß bedrohten Türken aber ist es unter unseren Augen vor Sebastopolis und am scythischen Steppenrande in den Streit gegangen. Die Türken, wie man sieht, haben mit mannhafter Faust das Rettungstau erfaßt und wetteifern mit ihren helfenden Bundestruppen an Strebsamkeit, Geduld, Hingebung, Energie und soldatischem Geschick, während seinerzeit das bedrohte christliche Byzanz lahm, feig, regungslos und sogar schadenfroh dem Untergang seiner aus dem äußersten Occident herbeieilenden Beschützer zugesehen hat, und zur Zeit des letzten Aufstandes in unseren Tagen das mühevoll durch Intrigue und Russengold heraufgalvanisirte Scheinleben der Morea-Griechen unter dem Hauche ungeübter Kriegsschaaren vom Nilstrome und aus Albanien, wie ein faules Irrwischlicht in Einem Sommer (1824) wieder erloschen ist.

Alt-Hellas aus dem Todesschlummer aufzurütteln, waren selbst die Donner von Navarino nicht stark genug, und doch hat man dem eiteln Griechenvolke die Meinung beigebracht, es

habe sich durch seine eigene Kraft befreit und werde ohne wesentliches Zuthun heterodoxer Gönnerschaft bloß durch seinen altererbten Sinn für politische Weisheit, Vaterlandsliebe und Ordnung in das — lateinischer Staatskunst unentwirrbare Labyrinth des Orients den orthodoxen Rettungsfaden bringen. Man redete, sang und pinselte uns in langem Bildercyclus hellenische Thaten vor, die bisweilen mehr an Rabelais' Gargantua und Pantagruel als an Wirklichkeit und historischen Ernst mahnen. Man fürchtet jetzt sogar, es möchte von dem, was man uns seit dreißig Jahren über Blüthe, Fortschritt und wachsende Kraft, über geistigen Aufschwung, über materielle Glückseligkeit und gouvernementales Geschick des jugendlich aufstrebenden Hellenenstaates in Broschüren, Journalen und amtlichem Tabellenausweis vordemonstrirte, der größere Theil Legende, Fabel, Dichtung, Schwindelei und absichtliche Täuschung sein, um uns zu Gunsten einer hoffnungslosen Speculation das Geld aus der Tasche zu locken, um die Mächtigen zu täuschen und die rathlose Diplomatie des Occidents durch den Glauben an die Möglichkeit einer hellenischen Lösung der orientalischen Frage in falsche Sicherheit einzulullen. Das Frühjahr 1854 aber und die unrühmliche Katastrophe des meuchlerischen Angriffes der Hellenen auf die mitten im Frieden und im festen Glauben auf Christenehre und Christentreue wehrlos gelassenen großherrlichen Provinzen Epirus und Thessalien haben endlich dem schlechten Spiel, welches man so lange mit unserer Leichtgläubigkeit getrieben, ein Ende gemacht und zugleich die Unfähigkeit und den unwiederherstellbaren Bankerott des occidentalisch-hellenischen Staatsprojects vor aller Welt zur Schau gestellt.

Wer glaubt heute noch an die „*Αὐτοκρατορία ἑλληνική*" des Lieutenants Botzaris, wer an die strategischen Talente eines Tzavellas und Theodor Grivas, wer an die Möglichkeit, daß ein

schwaches, unsoldatisches, undisciplinirbares, von Raublust, Neid, Eifersucht und Verrath innerlich zerfressenes und aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengewürfeltes Conglomerat die Herrschaft über das Morgenland an sich zu reißen und im Interesse des Weltfriedens den Lauf moskowitischer Lavaströme zu hemmen vermögend sei? Die kriegerischen Ereignisse von 1853 und 1854 an der untern Donau und in Thessalien — dessen darf man überzeugt sein — haben die öffentliche Meinung Europa's über Türken und Griechen auf immer festgestellt. Es war ein öffentlicher Wettkampf zweier Nebenbuhler, gleichsam ein letztes, auf dem großen Welttheater veranstaltetes Hauptexamen, in welchem beide Theile mit ihrer Person zu bezahlen und vor unbestechlichen Kampfrichtern mit ihrem ganzen Wissen und Können hervorzutreten genöthigt waren. Die Türken, wie man weiß, sind in der Probe glänzend bestanden, haben wider Jedermanns Erwarten und zu nicht geringer Beschämung ihrer Widersacher Beweise von Muth, von soldatischem Geschick, von Geduld, Gehorsam und Bildsamkeit gegeben, wie sie nur ein im Keime gesundes und bei dem Reichthume seiner Hülfsmittel zu den größten Hoffnungen berechtigendes Volk liefern kann. Durch ihre Thaten bei Oltenitza, Kalafat, Giurgewo, Silistria und neulich erst bei Kars haben die Türken ihr Recht, als Macht in Europa zu bestehen, sich in voller Ebenbürtigkeit den streitbarsten Nationen des christlichen Abendlandes an die Seite zu stellen und bei der Einrichtung der neuen politischen Weltordnung ein gültiges Wort mitzureden, selbst den harthörigsten Bedenkern gegenüber außer Zweifel gestellt.

Die Hellenen aber, ob sie gleich Alles, was an Streitkraft, an List, Verrath, strategischem Talent und abendländischer Patrocinanz aufzutreiben war, ins Spiel gebracht, wurden bloß durch den türkischen Landsturm aus Albanien unter Anführung eines

sultanischen Kanzlei-Chefs auf's Haupt geschlagen und schmachvoll von der Schaubühne weggetrieben. Mit dieser traurigen Katastrophe haben die Griechen aber auch den letzten Funken abendländischer Liebe und Geduld erstickt und sich selbst aller Aussicht, noch länger als Factor auf der politischen Rechentafel Europa's zu figuriren, auf lange hinaus, wo nicht auf immer beraubt. Man hat in Europa nun einmal die Schwachheit, das Recht in Existenz zu treten, nur der Kraft einzuräumen, den Versuch aber, Starkes und Greifbares durch Ohnmächtiges und Phantastisches zu ersetzen, als einen Verstoß gegen die erste Regel der Politik anzusehen. Die Tugend selbst hat mitten im befreiten Hellas den Thron aufgeschlagen und seit bald einem Menschenalter im schönsten Glanz vorangeleuchtet, und doch hat es dieses unglückselige, von dem Abendlande seit mehr als dreißig Jahren gehätschelte Residuum von Byzanz, wenn der Ausdruck etwa nicht zu verletzend ist, noch nirgend über Stand und Belang einer orthodoxen Räuberbande hinausgebracht. Fürwahr, wenn Europa plötzlich für Wiederaufrichtung der alt-jüdischen Königreiche Samaria und Jerusalem erglühen könnte, oder in schwärmerischer Begeisterung für die Wunder Alt-Aegyptens und die Thaten des welterobernden Sesostris Gold, Legionen, Flotten, Dithyramben und Diplomatenkünste in Bewegung setzte, um einerseits den in alle Welt zerstreuten Kindern Israels ihr „Land, wo Milch und Honig fleußt," andererseits aber dem verschmitzten und erwerbskundigen, aber völlig unkriegerischen und für alles Hohe und Edle abgestorbenen christlichen Koptengeschlecht Scepter und Ansprüche der Pharaonen zu octroyiren, so wäre das Unternehmen kaum thörichter, hoffnungsloser und für den politischen Scharfsinn der Projectanten compromittirender, als was man in Griechenland mit den Griechen that und zu thun noch heute nicht unterlassen will.

Das mit der christlichen Gesittung und der abendländischen Staatsidee in raschem Proceß zusammenwachsende Türkenreich mitten in seinen humanisirenden Bestrebungen durch Gewalt zerstören, wäre nicht viel besser, als wollte man von einem gesunden Körper ein gesundes Glied amputiren, und an die leere Stelle zur Vermehrung der Lebensthätigkeit mit Spangen von Demant den abgefaulten Knochen eines längst verwitterten Cadavers heften. Wem das Bild abenteuerlich unpassend und überladen scheint, der vergleiche nur die Fortschritte, welche die Türken in den ungünstigsten Verhältnissen seit der Janitscharen-Vesper (1826) auf dem Weg zur Europäisirung machten, mit dem, was die Russen seit 150 Jahren und die Griechen seit ihrer Emancipation auf derselben Bahn geleistet haben, und man wird die Palme den Türken reichen müssen.

Die Quelle aller Irrthümer und aller politischen Mißgriffe, die man sich in der Behandlung der großen Tagesfrage zu Schulden kommen ließ, ist lediglich in dem Umstande zu suchen, daß man in der Werthberechnung der griechischredenden und griechischglaubenden Unterthanen der Hohen Pforte ausschließlich die althellenischen Mythen und Homers Rhapsodien mit den neun Musen des Herodot und den Tragödien des Sophokles zu Rathe zog, die byzantinischen Annalen aber und den melancholischen Inhalt der Komnenen- und der Paläologen-Zeiten völlig ignorirte. Niemals ward aber auch Unwissenheit und falscher Calcül so schnell, so empfindlich und so sichtlich bestraft wie in diesem Fall.

Daß sich die Griechen alles gefallen lassen und daß ihnen nur das Joch gesetzlicher Zucht, des obrigkeitlichen Ansehens, der Ordnung, des Gehorsams, der Ehrlichkeit, der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit, der christlichen Nächstenliebe, der redlichen Arbeit und der Achtung vor fremdem Recht und Gut unerträglich

sei, wäre aus dem Annalisten-Cyclus von Nicetas bis Phrantzes gleich im Beginn der griechischen Bewegung für Jedermann klar gewesen. Diese Grundzüge — so peinlich der Gedanke auch sein mag — sind dem byzantinischen Volkscharakter unaustilgbar eingebrannt, ja sie sind das Volkswesen selbst, wie es die fünfzehnhundertjährige Orthodoxen-Wirthschaft in Byzanz ursprünglich geschaffen und groß gezogen, die strenge Türkenvormundschaft langefort gedämmt und niedergehalten, die neueste Zeit aber zum Aergerniß des gesitteten Abendlandes in seiner ganzen Scheußlichkeit wieder ans Licht gezogen hat. Nichts ist aber auch falscher und wahrheitswidriger, als die Behauptung, die Türkenherrschaft habe den griechischen Volkscharakter verdorben und das niederschlagende Schauspiel, welches das freie Hellas seinen Wohlthätern im Abendlande bietet, sei durch die vierhundertjährige Knechtschaft der Byzantiner-Christen unter dem Halbmond allein zu begreifen und zu entschuldigen. Im Gegentheil, die einzige Zeit der innern Ruhe, des friedlichen Gedeihens, der fruchtbaren Thätigkeit, des wachsenden Capitals und der steigenden Bevölkerung in Hellas schreibt sich von der türkischen Machtperiode her, die im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts dem geplagten Griechenvolke ein wahrer Segen schien und als die einzige Abhülfe wider die unerträglichen Uebel des christlich-kaiserlichen Regiments von den Verzweifelnden selbst gierig herbeigerufen wurde.

Genau als dieselben Griechen, wie sie damals von der Schaubühne traten, sind sie heute wieder heraufgekommen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie in Unbotmäßigkeit und in politischer Schlechtigkeit, Dank der türkischen Zuchtruthe, noch nicht ganz auf den Standpunct gekommen sind, auf welchem sie in den letzten Jahrhunderten unter ihren „christusliebenden“ Autokraten von Konstantinopel, Mistra und Chalandritza standen.

Das griechische Verderbniß in seiner staatlichen Erscheinung — wir reden nicht vom Individuum — mit Gewalt in Schranken zu halten, ist möglich; es zu bessern und durch freie Selbstbestimmung auf die Bahn der Ehre und des Gesetzes zu lenken, vermag Nichts und Niemand mehr. Den ganzen Klimax der Züchtigungen hat das griechische Volk schon längst durchlaufen, das strafende Fatum selbst ist müde und gibt griechischer Unbotmäßigkeit gegenüber sein Spiel verloren.

Hat sich einmal in den maßgebenden Kreisen der abendländischen Politik die Ueberzeugung festgesetzt, daß die an Sitte und Sprache verschiedenen, sich untereinander tödtlich hassenden, überall entgegengesetzte Zwecke verfolgenden, eines gemeinsamen patriotischen Gedankens unfähigen und hauptsächlich nur am Küstensaume zu beiden Seiten des ägäischen Meeres haftenden Ueberbleibsel der alten byzantinischen Monarchie wohl als brauchbares Unterthanen-Material eines gerechten und strengen Gebieters Werth besitzen, als selbständige Macht dagegen und als Gewicht in der Wagschale des europäischen Staatenbundes nicht mehr bedeuten, als die elenden, dem großen Canning Leben und Anerkennung schuldenden Republiken in Spanisch-Amerika — wenn, sage ich, diese Vorstellung allgemein zur Geltung gelangt, dann ist die türkische Frage mehr als zur Hälfte, und zwar von den Türken selbst gelöst.

Die Herrschaft über den Orient und zugleich die Mission der Russenabwehr gehören nothwendig dem civilisatorisch sich verjüngenden, europafreundlichen und in jener Weltgegend allein starken und auf eine, an Zahl sowohl als an bürgerlichen Tugenden, an Kraft und Muth überwiegende Nationalität gestützten Regiment des Padischah. So widerlich für christliche Prüderie das Türkenlob auch klingen mag, so muß man es doch in Geduld hinnehmen, weil uns die Griechen in allen unseren Erwartungen auf das

unwürdigste betrogen haben, und die Wahrheit in dieser Sache sich nicht länger durch Schwänke und Scheingründe unterdrücken läßt. Ob sich die siegenden Westmächte entschließen können, ob sie es vermögen, ob es überhaupt möglich ist, die Kraft des russischen Reichs, ohne den Keim der Auflösung in seinem Innern selbst hervorzulocken, bloß durch Schläge von Außen soweit zu lähmen, daß in alle Zukunft eine Störung des Weltfriedens und eine Gefährdung der allgemeinen christlichen Freiheit von dort her nicht mehr zu besorgen ist, kann jetzt Niemand sagen. Wird man aber das Werk, wie mehr als wahrscheinlich, dieses Mal aus Mangel an Beharrlichkeit und Einsicht nur halb verrichten, so wird die alte Arbeit und Noth eher, als man glaubt, von neuem wieder zum Vorschein kommen. Rußland ist jung und in vollem Trieb; Flotten, Heere, Mauern und Feuerschlünde wachsen wie aus der Erde hervor; Zwietracht und Noth des vielessenden Westens mögen schnell die ausgeleerten Truhen füllen und die „rabbia Byzantina“ der Moskowiter kann, wie das sehnsuchtsvolle Selbstbegehren des Narcissus, nur mit dem letzten Lebenshauch des großen Slavenreiches selbst erlöschen,

. . anima moriemur in una.

Man gibt hier keinen Rath, man weiß aber so gut wie alle Welt, daß nur ein starker, niemals schlafender Feind im Süden und ein ebenso wachsamer, kräftiger und unversöhnlicher Gegner am Westrande des Czarenreiches die bösen Gelüste der Russen zähmen werde. Daß aber auf der Südseite diese Rolle nur die Türken übernehmen könnten, ist nach Allem was man von den Zuständen, Neigungen und Wehrkräften der byzantinischen Christenstämme schon früher gemeldet hat, von selber klar. Welches Volk aber zwischen dem finnischen Golf und der Bugmündung die Militärgrenze gegen Moskau bilden und das Feuer des heiligen Krieges unterhalten soll, müssen die Leser ohne nähere

Bezeichnung selbst errathen. Das sind die beiden Hüter der Weltordnung; diesen, nicht dem flüchtigen Schattenspiel am ausgetrockneten Ilissus, soll und muß das Abendland, wenn es ihm mit der Abstumpfung und Unschädlichmachung Rußlands Ernst ist, seine Liebesgaben und seine Sympathien schenken. Dankbarer, kräftiger, nützlicher und besonders wohlfeiler als die intelligenten Piraten des Archipelagus wären diese Schützlinge jedenfalls.

Die Griechen, ohne je irgend etwas zu leisten und zu geben, wollen immer nehmen, und das Geschrei um Geschenke an Geld, Ehren, Privilegien und Länderbesitz schrillt seit dreißig Jahren ohne Unterbrechung fort. Hellas ist wie ein weites Bettlerdepot, in welchem Niemand arbeitet, Jedermann stiehlt, Alles die Hände um Almosen zu den Fenstern herausstreckt und dabei doch immer Hunger und leere Taschen hat. „Seht, ihr abendländischen Gönner," sagt der Grieche, „wir können keine Fortschritte in unsern politischen Zuständen machen und das Land ist mit Räuberbanden bedeckt, weil ihr uns zu dem Uebrigen nicht auch noch Epirus und Thessalien gegeben habt." Und wenn von den mit proconsularischer Unerbittlichkeit und Härte dem Volke abgepreßten Steuern in der Rechnung, wie man sagt, schon mehr als dreißig Millionen Drachmen fehlen und auch das Uebrige man weiß nicht recht wohin gekommen ist, so hat die Schuld der financiellen Unordnung, der für den öffentlichen Landesnutzen allezeit leeren Cassen, der noch immer im Lande mangelnden Straßen und Verbindungswege, sowie des Hinsiechens aller nicht durch Privatwohlthätigkeit genährten Bildungsanstalten einzig und allein Lord Palmerston, weil er vor Jahren die griechische Regierung an Don Pacifico hundert und fünfzig Franken Entschädigungsgelder auszuzahlen gezwungen hat. Privatim sind die Griechen liebenswürdige, geschliffene, gewandte Leute und mit wesentlichen

Vorzügen ausgeschmückt; nur öffentliche Gelder darf man nicht durch ihre Hände gehen lassen, und von der politischen Selbständigkeit und dem obrigkeitlichen Ansehen über Andere einen vernünftigen Gebrauch zu machen, vermögen sie ebenso wenig, als weiland die Kappadocier des Tiberius. Gebt ihnen Epirus sammt Thessalien und seht was dann geschieht. „Um ganz und definitiv ehrlich zu sein, und die erhobenen Steuern pünktlich an die Staatscasse abzuliefern," würde es dann heißen, „müssen wir auch noch Macedonien und Thracien, ja Konstantinopel selber haben." Und wenn die Griechen endlich auch das Alles hätten, würden sie doch sein und bleiben, was sie unter den Paläologen waren und noch heute sind — eine Gattung christlicher Barbaresken, deren lange Ungestraftheit nur aus der kindischen Schwäche des abendländischen Concepts zu erklären ist. Das einzige Mittel, Europa in diesem Puncte gründlich zu curiren und der sinnlosen Hellenenspielerei einmal ein Ende zu machen, wäre gewiß, sich das unausführbare Project, „den gemeinsamen Gravitationspunct des illyrischen Dreiecks — die Türken — wie durch Zauberschlag plötzlich aus Stambul wegzuheben und auf der leeren Stelle die kleine Intriguantenwirthschaft von Athen einzupflanzen", einen Augenblick verwirklicht zu denken. Abgesehen von dem Umstande, daß die Griechischredenden, wenn auch in Masse in der ganzen Türkei zusammengetrieben, nicht einmal das öde Stambul und sein verlassenes Weichbild auszufüllen vermöchten, könnte sich die neu-byzantinische Phantasmagorie sicherlich keine drei Jahre halten, die eigenen Unterthanen, Glaubensbrüder und Landsleute würden wie einst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in ihrer Verzweiflung die Türken zurückrufen und Europa nöthigen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung gegen den rechtgläubigen Dei von Stambul mit Gewalt einzuschreiten.

Um das heillose Chaos der byzantinischen Christenstämme leidlich zu ordnen, und die Furie der inneren Zwietracht zu bändigen, ist der Fortbestand des türkischen Reichs eine absolute Nothwendigkeit, wenn nicht die Westmächte selbst die permanente Polizei am Bosporus übernehmen wollen. Nur wer den unbezwinglichen Widerwillen kennt, mit dem sich die christlichen Stämme der Gräco-Slaven, der Bulgaren, der Serben, der Montenegriner und der wilden Albanier in der Türkei gegenseitig anfeinden, hassen, beneiden, verachten und verfolgen, kann begreifen, warum die Gesammtanstrengungen des Occidents trotz aller Weisheit der Diplomaten, irgend eine neue, außerhalb des Türkenstaates liegende Staatencombination in diesem Lande aufzustellen, bisher immer gescheitert sind. Was uns Abendländer in der orientalischen Sache so tief bewegt, das ist in den Augen der Griechen eine bloße Frage des Geldes, des persönlichen Vortheiles, des Ehrgeizes, der Intrigue, der Procente und der trivialsten Speculation.

In diesen Worten liegt keine Uebertreibung; auch ist, was wir sagen, nicht etwa aus Vorurtheil oder Abneigung gegen das griechische Volk geflossen. Es ist vielmehr die Frucht der Erkenntniß, der Freimüthigkeit und der Wahrheitsliebe, welche die Dinge so schildert, wie sie wirklich sind und nicht, wie man es gerne hört. Könnte das Stillschweigen irgendwie in Förderung des hellenischen Projectes nützlich sein, so hätten wir dem Wort mit Vergnügen entsagt. Nach dem gegenwärtigen Stand der Sache aber ist Schweigen und Vertuschen ebenso vergeblich, wie es die bezahlten Lobpreisungen, die servilen Dienstbeflissenheiten, die Fabeln und die Schwindeleien waren, mit welchen man sich bisher fortgeholfen hat. Niemand in Europa verlangt weiter zu wissen, was sie dort wollen und thun; man möchte einmal die die unzersetzbarsten, die innersten Elemente des Landes und seiner

Bewohner kennen, um sich von den künftigen Möglichkeiten das Facit selbst zu ziehen. Wir sind begierig, wie lange es sich noch verdecken läßt, daß erstens die christliche Verwaltung wie sie in Hellas jetzt besteht, im Volke selbst keine Sympathien hat und haben kann; zweitens daß der Aufstand von der emancipirten Masse häufiger, als man glaubt, mißbilligt und die Abtrennung vom türkischen Staatsverbande als eine Landescalamität betrachtet wird. Diese Erscheinung hat aber auch ihren guten, natürlichen Grund. An staatliche Selbständigkeit des kleinen, ohne die Handelsgunst der Türken zum Hungertode verurtheilten Hellas dachte im Volke Niemand. Nur geordnete Zustände mit Sicherheit der Person und des Eigenthums verlangte man, um unter dem Schirm einer mächtigen Centralgewalt am Bosporus ruhig dem Erwerbe nachzugehen, Capital zu schaffen und Gott zu dienen, wie es das anatolische Dogma will. Den ehrgeizigen und ränkevollen Russen-Aposteln schwebten freilich andere Dinge vor, und hat es je eine erkünstelte, dem Volksinstinct widerstrebende Insurrection gegeben, so ist es die hellenische gewesen. Das völlig zu Grunde gerichtete Land hoffte am Ende, es werde den Verheißungen gemäß mit der neuen christlichen Regierung, wo nicht ein goldenes Zeitalter, doch wenigstens eine der früheren Paschawirthschaft entgegengesetzte Praxis christlicher Gerechtigkeit, intelligenter Schonung und wiederherstellender Billigkeit ihren Einzug halten. Die neue Verwaltung begnügte sich aber einfach und kurzweg in die Fußtapfen der von den Schutzmächten vertriebenen Türken zu treten und den Faden wieder aufzunehmen, wo er den Händen der Wesire entfallen war. Zu den alten Türkenlasten, die man nach Möglichkeit beibehielt, wurden, wie die griechischen Bauern klagen, noch neue christliche hinzugethan, und das war der ganze Gewinn, welchen die Masse des Volkes vom Aufstand zog.

In *** auf der Ostseite des Hymettus hatte, wie man uns an Ort und Stelle selbst erzählte, die türkische Verwaltung wenig Jahre vor der Umwälzung durch einen Gewaltact die besten Gemeindeäcker weggenommen und dem Aga des Dorfes zugesprochen. Der Proceß schwebte nicht ohne Hoffnung gerechter Entscheidung bei der obersten Staatsbehörde in Stambul, als die Insurrection dazwischen trat, und das von christlichen Albanesen bewohnte und noch jetzt nicht griechisch, sondern albanesisch redende Attika zum neuerrichteten Königreiche Hellas kam. In der sichern Ueberzeugung, das verlorene Eigenthum ungesäumt wieder zu erlangen, wendete sich die in ihren Rechten beschädigte Gemeinde *** unter Vorlegung der betreffenden Documente, Besitztitel und Proceßacten an die neue christliche Gewalt, wurde aber mit dem Bedeuten abgewiesen: „In den amtlichen Listen der attischen Grundstücke seien die fraglichen Aecker als türkisches Eigenthum eingetragen und als solches in voller Gültigkeit auf die neue Landesregierung übergegangen, da letztere in alle Rechte der früheren vertragsmäßig eingetreten sei.“ —

Wollte man in Griechenland Umfrage halten, und Kopf für Kopf in aller Freiheit über die Vorzüge der türkischen Landesverwaltung gegenüber der christlichen abstimmen lassen, so würde die orthodoxe Wirthschaft in Athen höchst wahrscheinlich die Stimmenmehrheit nicht erhalten. Wer bei dieser Umfrage in Hellas für Aufrechterhaltung der „christlichen Freiheit“, d. h. der vollen Taschen stimmen würde, braucht man dem Leser nicht zu sagen. In Sitten und Gewohnheiten, in ihrer politischen und religiösen Weltanschauung, so wie in der ganzen Art zu sein und das bürgerliche Leben einzurichten, standen die byzantinischen Griechen von jeher den Mohammedanern ungleich näher, als dem lateinischen Occident; und was man bei uns noch immer von der tiefen Antipathie der griechischen Race gegen ihre tür-

kischen Gebieter glaubt und erzählt, ist eitel Fabelwerk, dessen Ursprung in der Phantasie der europäischen Literaten, in der Beharrlichkeit der russischen Propaganda und im Geschrei derjenigen Classen der Byzantiner liegt, welche zur Zeit der Paläologen in der Verwaltung saßen und den reichen Antheil an den Profiten, die das Regieren (im Orient) gewährt, unter der Türkenherrschaft nicht mehr erhalten konnten. Nicht als Mohammedaner haßt der christliche Bojar die Türken, sondern als Hemmschuh und glücklichen Nebenbuhler in Ausbeutung der öffentlichen Gewalt und der Staatsfinanzen. Für das, was man in Europa „Volkswohl" oder Henri IV. „Sonntags-Huhn im Bauerntopfe" nennt, hat der orthodoxe Magnat so wenig als der niedrigste Verwaltungsbeamte im christlichen Byzanz Herz, Verständniß und Gefühl. Auch um Gesinnung, Charakter, Dogma und Nationalität des Scepterträgers kümmert sich der Große wie der Kleine unter den Mitessern der Gewalt nicht viel, so lange man ihn das Blut des Volkes einsaugen und ungestraft den öffentlichen Pfennig plündern läßt. Doch am liebsten ist und war ihm von jeher gekrönte Schwäche oder ein herz- und gewissenloser Tyrann von nicht gar zu reichem Verstandesmaß, wie man deren eine Reihe der schönsten Exemplare in den byzantinischen Annalen findet. Je weiter er sich von der Autoritätsübung und von der Steuercasse entfernt sieht, um so eifriger und wärmer beginnt der Archont vom anatolischen Kirchendogma zu reden und über Verfall des wahren Glaubens durch die lateinische Häresie zu jammern. Er conspirirt, wie er sagt, für Gottes Ehre, wiegelt die Unterthanen auf und ruft, wenn nichts mehr helfen will, als letztes Mittel die Fremden, ja selbst den Feind ins Land.

Als die Lateiner (1204) Konstantinopel erobert und das griechische Reich zertrümmert hatten, wendeten sich die Großen, Vornehmen und Mächtigen, wie der gleichzeitige Nicetas erzählt,

zuerst an die siegenden Frankenhäuptlinge, boten für Niederhaltung der eigenen Landes- und Glaubensgenossen ihre Dienste, ihre Geschäftsroutine und ihre Regierungskünste sammt ihren Schätzen an Gold und Diamanten unter der Bedingung an, daß sie bei den neuen Gebietern denselben Platz der Ehren und der Macht einnehmen dürften, den sie unter den gefallenen Dynasten hatten. Von den tapfern, aber barbarischen Rittern roh und verächtlich zurückgestoßen, insurgirten sie das unterjochte Land, verbündeten sich mit den altreichsfeindlichen Bulgaro-Wlachen des Hämus, öffneten zu gemeinsamem Ruin den wilden, im Norden der Donau und im südlichen Rußland sich herumtummelnden Reiterhorden der Kumanen die Thore des Landes und ruhten nicht eher, als bis die eingedrungenen und ohne ihr Zuthun regieren wollenden Häretiker des Occidents wieder aus Byzanz vertrieben waren. Dieselben Scenen niederträchtiger Kriecherei und verrätherischen Angebots von Seiten der byzantinischen Großen wiederholten sich nach dem Einzuge Sultan Mohammed's II. in Stambul. Der Erfolg war aber noch weit schlimmer, als einst am Hofe des flandrischen Balduin. Der Padischah, stärker und in der neuen Eroberung fester gewurzelt als die rohen und unwissenden Franken, nahm die als Kaufsumme dargebrachten Reichthümer zu Händen, ließ aber den ehr- und machtgierigen Archonten die Köpfe abschlagen, weil er in der Gerechtigkeit gegen die unterjochte, von ihren eigenen Landsleuten schmählich mißhandelte Volksmasse eine bessere Stütze der Herrschaft, als in der selbstsüchtigen Anhänglichkeit verrätherischer Intriguanten sah.

Von jener Zeit (1453) angefangen bis auf den heutigen Tag waren Verschwörungen und heimlich gesponnener Verrath im Schoße der griechischen Bojaren und des mit dem Interesse derselben auf das innigste verflochtenen orthodoxen Klerus im tür-

kischen Reiche permanent. Und wenn die Sultansherrschaft, der löblichen Anfänge und der vorausgegangenen Verträge ungeachtet, späterhin doch hart, drückend und grausam wurde, so fällt die Schuld aller Leiden und Unfälle der griechischen Orthodoxen viel weniger auf Fanatismus und christenfeindliche Unduldsamkeit der Osmanli, als auf das stupide, im Finstern fortbrütende, durch keine Züchtigung zu ermüdende Bestreben der griechischen Christentrümmer, mit Hülfe des Auslandes die Macht ihrer neuen Gebieter zu untergraben und auf Schleichwegen die Vortheile und die Stellung wieder zu gewinnen, die sie aus Feigheit und Mangel aller socialen Tugenden verloren hatten. Wie soll man sich da noch wundern, wenn das gerade, kräftige, streitbare, in den Sitten einfache und in der Rede ehrliche Türkenvolk eine Nation und eine Kirche endlich verachten mußte, deren ganze Gewalt und Regierungskunst es auf Eigennutz, Unwissenheit, Verrath, Lüge und Betrug gegründet sah? Es wird jetzt wiederholt und mit bedeutungsvollem Pomp die königliche Gesinnung und die treue Anhänglichkeit des Klerus, der Bureaukraten, der Archonten und des Volkes von Hellas an die neue Dynastie gepriesen. Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß es hiermit auch seine volle Richtigkeit habe, wir freuen uns dieser Erscheinung und dieses Tugendtriumphes aufrichtig, können aber im Interesse der neuen Ordnung in Hellas den Wunsch nicht unterdrücken, es möge ja bei fortlaufendem Sinken des moskowitischen Blendwerkes in den Gesinnungen des griechischen Volkes kein solcher Umschwung eintreten, daß der milde und gerechte Padischah seinen christlichen Unterthanen endlich die Vortheile gewähren könne, die ihnen zuerst der Stolz der Frankenritter verweigerte und nachher die Staatsklugheit der Sultane versagen mußte. Das Schicksal Otto's I. wäre in dem Falle einer türkisch-griechischen Fusion nicht lange zweifelhaft; es würde ihm schnell

genug wie seinem moraitischen Vorgänger aus dem Hause Villehardouin ergehen, wenn er nicht gar das traurige Loos des letzten Agilolfingers theilen müßte, der sich, wie man weiß, inmitten seiner patriotischen Bestrebungen für Glück und Unabhängigkeit des Landes vom Adel und Klerus verlassen sah, weil der Frankenkönig mächtiger war und seinen Anhängern reichere Vortheile bieten konnte, als ein Bayerfürst.

Wir äußern diese Bedenken mit aller der obersten Gewalt schuldigen Achtung, fragen aber bescheiden, wo bei fortgesetzten Belegen russischer Unzulänglichkeit die Bürgschaft sei, daß der besagte Zwischenfall nicht endlich eintrete und die Königsburg in Neu-Athen dem Besucher nicht auch einmal das berühmte Distichon ins Gedächtniß rufe, welches Mohammed II. im verlassenen Kaiserpalast in Stambul recitirte.*)

Weiter wollen wir in der Analyse der V. S.'schen Broschüre diesmal nicht gehen, da sie ohnehin, wie man in Frankreich sagt, „occasion plutôt que sujet“ unserer Diatribe gewesen ist. Wozu wäre es auch gut, von politischen Maßregeln und socialen Einrichtungen zu reden, welche V. S. für künftigen Bestand des Orients den Türken und ihren Verbündeten anräth? Das sind ja lauter Dinge, mit denen sich jetzt alle Welt befaßt und über welche heute Jedermann seine eigene längst abgeschlossene Meinung hat. Uns schien es vorzüglicher, die staatlichen Grundelemente rein und durchsichtig darzustellen und nach bestem Wissen

---

*) Perdedari miküned ber Kassri Kaissar ankebut
Bumi nöbet misened ber künbedi Efrasiab.

Es zieht in Kaiserburgen an dem Thor
Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabens Königshallen
Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Hammer I, p. 679.

Aus Fallmerayer's Excerpten

d. H.

vor Allem ein klares Bild der byzantinisch-türkischen Seelenzustände zu entwerfen, weil aller Irrthümer und Verkehrtheiten ungeachtet in letzter Instanz auf der Oberfläche der illyrischen Halbinsel doch nur solche Gestaltungen erscheinen und Wurzel fassen, die in den Seelenzuständen der Bevölkerung ihre Existenzberechtigung haben. Steht es beim Leser einmal fest, daß man die türkische Erbschaft, wäre sie auch vacant, in keinem Falle den Russen überlassen darf; ferner daß die Uebernahme derselben durch die Griechen eine erwiesene Unmöglichkeit ist, die Türken selbst aber kräftig, bildsam, im Keime gesund, sittlich wie politisch unendlich höher stehen als ihre christlichen Unterthanen zusammengenommen, so wird die Frage „was künftig mit dem türkischen Reiche geschehen soll" keiner weitern Antwort mehr bedürfen.

Die Türken sind durch ihr eigenes Verdienst in den Kreis der christlich-europäischen Großstaaten eingetreten; die Griechen aber im Supplicantenkleide und den Bettelbrief in der Hand stehen noch immer hinter der Thüre und warten auf ihr Viaticum. Statt in gröblicher Unkunde die Türken zu lästern, wie es noch immer üblich ist, soll ihnen der Occident einen feierlichen Dank votiren, weil sie ihn durch heldenmüthige Hingebung und soldatische Tüchtigkeit von einer Aufgabe befreiten, für deren Lösung das christliche Europa weder hinlänglich stark, noch hinlänglich christlich ist. Wer die größte Gefahr mit der geringsten Veränderung des Bestehenden und mit den einfachsten Mitteln zu beseitigen versteht, hat in der Politik von jeher den Preis davongetragen. Wären die Türken im gefahrvollen Moment der russischen Invasion ebenso nichtsnutzig, unbrauchbar und feig gewesen, wie in ähnlichen Conjuncturen die Christen von Byzanz, welchem Schicksale wäre das friedenbegierige, kunstvolle und blühende Europa entgegengegangen? Wo hätten die Vorfechter

der menschlichen Bildung und der christlichen Freiheit den Hebel einsetzen und wie ohne allgemeine Umkehr Europa vor der Moskowiterherrschaft behüten können? Nicht nur werden die Türken in Europa bleiben, sie werden auch noch ferner in der Hagia-Sophia ihr demüthiges Gebet zu dem erbarmungsreichen Allah senden trotz aller widerbellenden Frömmelei ihrer Gegner im Occident

quamvis latrante Lycisca.

Als Feinde des allgemeinen Friedens, der guten Ordnung und der öffentlichen Glückseligkeit müssen hinfort diejenigen gelten, welche den Traum eines hellenischen Kaiserthums auch jetzt noch nach der schimpflichsten Niederlage der Moskowiter und ihrer deutschen Akolythen zu verwirklichen, sich keine Mühe gereuen lassen.

Ich weiß, daß solche Reden nicht überall angenehm sind und daß sie mehr als Einen Lieblingswunsch empfindlich streifen. Allein die eigene Natur nicht weniger, als der Drang der Umstände und die nahende Katastrophe nöthigen hier, die Wahrheit höher als Illusion und Schmeichelwort zu achten: his ego dictu gratiora alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit.

Zur europäischen Politik.

Die deutschen Publicisten und die europäische Pentarchie.

(1840.)

Ein Jahr ist noch kaum verflossen, seitdem uns die Leipziger Buchhändlermesse die europäische Pentarchie gebracht. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug diese Schrift inmitten allgemeiner Sicherheit und fröhlichen Gewühles in die deutschen Gauen herein, und verkündete, mit einer neuen politischen Ordnung Europa's, Dringlichkeit und Bedarf nähern Aneinanderschließens der germanischen Mittelstaaten — unter slavischer Protection — zu Wahrung und Schirm gegen Gefahren, die bei uns Niemand kennt. — Unruhige Bewegung der Geister, Federkampf und Sorge durch Aufzählung aller Bürgschaften deutscher Autonomie, Kraft und Wahrhaftigkeit, verzagte Seelen zu ermuthigen, war eine natürliche Wirkung des literarischen Meteors. Aller Reichthum an patriotischem Geschoß, an Genie, Witz und Kriegstalent wurde in allgemeiner Revue deutscher Nation ausgelegt; nichts entging dem prüfenden Auge, dem geübten, kundigen Sinn der Publicisten. Subsidiarisch wirkten als furchtstillendes Mittel nicht unbedeutend sogar Semilasso's neueste Artikel über die Nilfahrt, und Greverus' Reisebericht aus Griechenland, die um dieselbe Zeit erschienen. Semilasso, wie er uns erzählt, hat ja selbst den Krokodilen getrotzt, und Greverus hat wohl gar durch Heldenmuth die „Hellenen“ erschreckt. Was hätten wir, hieß es, in Deutschland von den Russen zu fürchten, wenn deut-

sche Edelleute ohne Waffen, bloß durch ihr amönes Wesen und ihre Epigramme die Ungethüme Libyens verscheuchen, und ein deutscher Gelehrter schon durch „seine grimmigen Gebärden" vier bewaffnete Hellenen lähmt?*) Sind etwa die Moskowiter grausamer und boshafter als Semilasso's fünfundzwanzig Fuß lange Krokodile oder tapferer und geistvoller als die Hellenen des oldenburgischen Didaskalos Greverus?

Ueberdies hat man in den Beilagen der allgemeinen Zeitung (November 1839) mit Bündigkeit nachgewiesen, daß die Lehre der europäischen Pentarchie „ein publicistisch-politischer Irrthum sei, arg, groß, handgreiflich"; ja, daß es in Europa gar keine Pentarchie gebe, und folglich auch für Deutschland nichts von ihr zu besorgen sei. Andere zeigten mit Schärfe und aphoristischer Präcision, daß die Pentarchie wenigstens keine stätige, bleibende Größe sei und sein könne, daß sie nur durch die Propaganda der Revolution zusammenhänge und augenblicklich zerfiele, wenn erstere erloschen wäre. Die Revolution sei aber auf dem Punct zu sterben unter den Streichen der Industrie und der Handelsmacht, deren Interessen durchweg conservativer Natur und aller Umwälzung von Anbeginn entgegen seien. Die deutschen Mittelstaaten, wenn auch von Preußen und Oesterreich aufgegeben, hätten doch keinen Protector nöthig; der Mauth- und Zollverein sei jetzt deutscher Imperator, der, reich an Feldherrntalent und stark an Kriegerzahl, sich selbst beschütze; denn Deutschlands Mittelstaaten seien anerkannterweise der lebenskräftigste Theil des europäischen Völkerbundes. — Eine Stimme ging im patriotischen Zorn noch weiter und sagte den Moskowitern gerade ins Gesicht, sie sollen es sich vergehen lassen, Cimbern und Cherusker zu reizen, sollen ruhig leben hinter ihren litthaui-

*) Greverus, Reiselust 2c. S. 208.

schen Sümpfen und Nadelhölzern bei Grütze, Quaß und Birkensaft, sollen zuerst Chiwa und die Karakalpaken bändigen und überhaupt dem Genius der Zeiten danken, daß wir uns nicht selbst erheben und — hingerissen vom furor teutonicus — Sebastopol und Kronstadt zertrümmern.

Alles das hat aber den tiefen Eindruck der Schrift nicht ausgelöscht. Es blieb ein Stachel in den Gemüthern zurück, von dem uns noch kein publicistisches Heilmittel befreien konnte. Es muß etwas im Buche verborgen sein, was der gesunde Sinn des Volkes bemerkt, die Gelehrten aber noch nicht gesehen haben. Wäre es daher nicht erlaubt, auf diese Erscheinung noch einen letzten Blick zu werfen?

Daß es hier Deutschland gelte, obgleich der Pentarchist ganz Europa in das Spiel zieht und seiner Diatribe als Folie unterlegt, merkte freilich Jedermann. Für eben das sieht man es auch im Ausland an. Die englische und französische Presse schweigt von dieser Schrift, wie von einer Sache, die sie nicht berührt. Es ist ein Hochzeitmahl, zu dem nur wir Germanen geladen sind. Ebenso herrscht über Tüchtigkeit des Verfassers, über Styl und Kern des Buches unter allen Parteien nur Eine Meinung. „An Männern, deren Persönlichkeit einen solchen Reichthum an Ideen, eine solche Tiefe des Urtheils, eine solche Beherrschung der Einzelnheiten in sich trüge“, meint Giehne, „habe Deutschland keinen Ueberfluß.“ Und doch redet man uns zu gleicher Zeit von eitlem Phantasiestück, von diplomatischem Spielwerk und unreifem Product, und überläßt sich dem Wahn, die Pentarchie sei wurzellos und müsse, trotz scheinbarer Lebensfülle, aus Mangel gesunden Nahrungssaftes ohne Frucht auf eigenem Stängel verdorren.

Die Pentarchie — mit gutem Frieden unserer ehrsamen Landsleute sei es gesagt — ist ein gesundes, lebenskräftig organisirtes

Gebilde, ist aus dem eigenen, tiefen, reich gedüngten Fettboden der neuesten Zeit- und Weltläufte in jugendlicher Frische heraufgestiegen zum Wahrzeichen für die, welche die Zeit nicht kennen. Gestehe man es nur offen, das Buch hat Deutschland mit Recht erschreckt. Es ist wie die unheimliche Erscheinung bei Belsazars Gastmahl. Der Griffel geht tief, die Zeichen sind scharf, der Sinn ist klar.

Sind wir schon so krank, und sind unsere Zustände so verzweifelt, daß man uns von letzter Medicin, von Testament und Codicill im eigenen Hause zu sprechen wagt? Wäre dies wirklich unsere Lage, so könnten Streiche in die Luft und cheruskische Rodomontaden die Katastrophe Deutschlands ebenso wenig abwehren, als das ewige Mahnen an Granson und Murten die hinsterbenden Republiken Helvetiens wieder zur alten Kraft und Bedeutung zurückzuführen vermochten.

Jedermann redet von den Gebrechen der moskowitischen Staatsmaschine; hat aber auch einer den Kern des Werkes herausgeschält und seinen Gehalt im Geiste des Jahrhunderts geprüft? — Was ist die „europäische Pentarchie"? Die „europäische Pentarchie" ist der letzte Ausdruck, die logisch correcte Anwendung des Socialrechts unserer Zeit oder der politischen Erhaltungslehre des Jahrhunderts auf die schwächeren Staaten Europa's überhaupt, und Deutschlands insbesondere. Ueber das Unzulässige und Macchiavellistische der neuen Doctrin sind wir voraus alle einverstanden, weil ungetrübter Fortbestand der gegenwärtigen Ordnung und unbedingtes Zurückstoßen aller revolutionären Neuerung im europäischen Haushalt, von woher sie immer komme, für Jedermann Gesetz und Bedürfniß ist. Aber der listige Pentarchist knüpft den Faden seines Gewebes an den unzerbrechlichen, gleichsam demantenen Ring des allen Creatur-Individuen wie Staaten inwohnenden Strebens, unter dem Vorwande allgemeiner

Ordnung und Sicherheit, den Genuß irdischer Vortheile selbstsüchtig auf die möglich kleinste Zahl, gleichsam hierarchisch zu beschränken. Sträubte sich nicht von jeher die verderbte und unverbesserliche Natur des Menschen gegen die Lehre: daß dem großen Haufen, d. i. dem Geringen, Uncultivirten und Armen, verhältnißmäßig gleicher Antheil wie dem Hohen, Feinen, Reichen und Mächtigen am Genusse irdischer Güter, Rechte und Glückseligkeit gebühre; — daß die Stimme des Schwachen und des Starken in Berathung, Lenkung und Schlichtung allgemeiner Angelegenheiten gleiches Gewicht besitze; — daß hienieden schon Rang, Gradation, Ansehen und vorrechtlicher Genuß erlösche und ein allgemeines Nivellirungsgesetz, wie eine Erdwalze, über die Oberfläche der Staaten hinstreife, alle Erhabenheiten abschlage, und alles Ueberragende unter die verflachte Rinde zurücktreibe? Diese Ausgleichung überläßt man für das jenseitige Leben Gott, für das diesseitige aber den Moralcompendien und der Schultheorie. In Praxi wird sich ihr der Mensch, wie er jetzt ist, freiwillig niemals unterwerfen, und der „Damm wider das Anwogen der Massen gegen die obern Positionen" ist und bleibt die letzte Bedingung, unter welcher sich der schwache Mensch das Beisammenleben im Staatsverbande zu denken vermag. Erbittere man sich nicht über diese Rede. Warum soll man die Menschen besser malen als sie sind? Oder offenbart sich in Europa nicht jetzt mehr als je das unabweisbare Bedürfniß und Streben nach Schranke, Maß und Zügel gegen die ungeordnet und wild operirende Kraft der Vielen?

Die Revolution und der Demos haben die alte Ordnung in Europa unwiederbringlich vernichtet, und sämmtliche Völkerschaften dieses Welttheiles bilden von jetzt an einen gemeinschaftlichen Staatshaushalt mit Gesetzbuch, Familiencodex, Budget, Rangliste und Heer gegen den nivellirenden Furor des Tiers-Etat.

Aber wer ist, und wie weit reicht in der neueuropäischen Gesellschaft der Tiers-Etat? Wer ist Volk? Wer Vornehm, Edelmann, Aristokrat? In der Antwort auf diese Fragen liegt das ärgste Gift und das für Deutsche verdammungswürdigste Argument des Pentarchisten. Seiner Meinung zufolge wären die kleinsten und kleineren Fürsten, die Staaten dritter und letzter Ordnung in Europa, gegenüber den großen Monarchien, Volk geworden, zählten unter den Tiers-Etat, und gälten — wenn es gestattet ist, den ganzen Gedanken unseres Feindes wiederzugeben — als Proletarier, bloßgestellt allen Lockungen des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, der Gierde nach Genuß und Bedeutung, sowie des allen Kleinen angebornen Hanges ihre Stellung zu erhöhen und sich des Vortheils wegen Größeren hinzugeben, wie weiland die übelberathenen Theilfürsten des alten Rurikstaates in der Mongolenzeit. „Wollt ihr den Weltfrieden bewahren, so zügelt die Kleinen und beschränkt das Stimmrecht im großen Familienrath", gilt dem Pentarchisten jetzt als Wahrzeichen unserer Zeit und, so zu sagen, als Feldgeschrei für den Occident.

Hierin erkennt man den Moskowiten und den Alleinherrschafts-Fanatismus einer Nation, die unter allen Völkern des Erdbodens am furchtbarsten durch die Polykoiranie gelitten hat. — Indessen ist freilich auch nicht zu übersehen, wie sich das öffentliche Leben in Europa allmählich vereinfacht, wie correct und natürlich die Bewegung wird, wie sich die Leidenschaften, eine nach der andern, fester Disciplin unterwerfen, und die Bürgschaften der Sicherheit bei Recht und Eigenthum mit jedem Decennium erstarken, weil de facto nur noch wenige Stimmen über öffentliche Dinge zu reden haben. Es war eine Zeit, da ein schlichter Edelmann in Europa den Landfrieden stören konnte. Diese Leutchen wurden endlich zur Ruhe gebracht. Wieder gab es eine Zeit, wo ein kleiner Fürst, getrieben durch die Begierde nach

höherer Bedeutung, den Welttheil in Flammen setzte. Ob dieser Act aber auch schon verziehen und sein Resultat als wirkliches Facit und stehende Post auf ewig im europäischen Lebensbuch eingetragen und anerkannt sei, weiß Niemand, und kann hier nicht besprochen werden. Gewiß aber liegt es in der Zeit, solchen Anomalien auf immer vorzubeugen. Das „goldene Buch“ ist geschlossen. Möge es keinen verdrießen, wenn sein Name darin nicht verzeichnet ist.

Der Pentarchist weiß so gut als es die Gegner wissen, daß die Fünfmächte und Executoren der neuen Ordnung unmöglich eine compacte, stätige, ewig friedlich vereinte Größe bilden, — daß auch sie getrennte Interessen verfolgen, — daß dies Gleichgewicht eine Chimäre sei, und die Sucht sich gegenseitig zu übervortheilen den Großen nicht weniger inwohne als den Kleinen, und die res humanae sich unmöglich — gleich einer Planetenbahn — in mechanische Schranken zwängen lassen. Ohne Zweifel lacht der Pentarchist über solche Präceptoren-Weisheit, weil er sicher ist, daß bei allem Conflict der Privatinteressen die Fünf ihren Bund gegen die anarchische Propaganda des „Demos“, der seine Kraft am liebsten auf dem Gebiete der Schwachen versucht, instinctmäßig auf lange Zukunft bewahren.

Es thut einem leid, gegen den Nationalinstinct seiner Heimat, für Massen und Socialzwang gleichsam das Wort zu reden. Aber die Zeit drängt und das neue Europa, wie es scheint, will unsere Lebensweise nicht länger dulden. „Lo voglio far io“, sagte der selige Kaiser Franz, als ihm die lombardischen Großen ihre Beihülfe im Regimente anboten. Lo vogliamo far noi, „wir sind mündig und stark genug für uns selbst zu sorgen“, rufen auch wir Deutschen den unberufenen Mentoren von jenseits der Weichsel zu.

Häufig macht man jetzt den für die Kleinstaaten höchst un-

günstigen Lehrsatz geltend: ein fester Damm, d. i. eine compacte Ländermasse am Rhein und an den Alpen, hätte 1793 die zerstörende Fluth französischer Demokratie von Europa abgehalten, und der Menschheit alle Greuel und Leiden erspart, welche ihr die in Napoleon incarnirte Revolution gebracht. Nur ächt aristokratische Präponderanz vermöge das wilde Thier, den Demos, zu bändigen und, wie das Ungethüm der Apokalypse, im Abgrunde gefesselt zu halten. Was ist aber ächte Aristokratie? Bei überwiegender Stärke und vollem Bewußtsein der Kraft, Sich-selbst-Maßgeben, und dadurch überall und in Allem der erste sein, ist Aristokratie im ächten Sinn, eine im Wechselspiel irdischen Staatslebens ganz neue Idee, eine moralische Revolution im erhabensten Styl, Schöpfung und Grundgedanke Alexander's I. Kein Eroberer, kein Volk der früheren Zeiten, am wenigsten Napoleon und seine Gallier kannten und begriffen sie. Diese Idee ächt aristokratischer Präponderanz ist geboren, sie lebt in den Gemüthern der Bewohner Europa's. Aber wer möchte chronologisch die Epochen ihrer Kindheit, ihrer Blüthe und ihrer vollen Entwickelung berechnen? Nach der Lehre des Pentarchisten erhebt sie die Action der moralischen Kraft über die physische, will nicht durch Heere und Flotten, nicht durch „drückende Sequestrationen und Embargos", sondern providentiell und gleichsam kirchlich das Böse dämmen. Der Gedanke ist von exuberanter Fülle, ein wahrhaft sociales Christenthum, dehnbar, weich, permanent, und die geheimsten Falten europäischen Staatslebens um so tiefer durchdringend, da er die bankerotte Idee effectiver Volkssouveränetät ersetzt, und in seiner Coincidenz mit dem Evangelium eine unberechenbare Zukunft im Schooße trägt.

Uns Deutsche schreckt nur die zu merkbare Hast der Apostel des neuen Bundes, ihre Glückseligkeitstheorie auf germanischen Boden herüberzupflanzen. Unruhig fragt man, ob die Rolle,

die geistige Tochter des Slaven-Imperators zu schirmen, großzuziehen, und sie als Schirmvogt politischer Gerechtigkeit siegreich im Mittelpunct Europa's zu inthronisiren, durch ein Decret der Vorsehung, wie sie behaupten, wirklich den Moskowiten zugefallen sei? Ideen mit universellem Fruchtkeim, meint man bei uns, könne nur Deutschland hervorbringen und standhaft entwikkeln; Germanien sei ja vorzugsweise das Land der Ideen! „Uncultur, Halbbarbar, Geistesöde, metallisch erstarrter und für Keime ächter Humanität ewig verschlossener Boden" sind unseren Russomanen gegenüber die Lieblingsausdrücke germanischer Philautie. Gerade in diesem Puncte stehen sich die deutschen Urtheile am schroffsten gegenüber.

Rußland ist ein universeller, militärisch-disciplinirter, colossaler Kirchenstaat, eine Buß- und Thränenanstalt zu sittlicher Restauration einer corrupten und im Sumpfe materieller Interessen sich allmählich verschlammenden Welt. Das elende Krämerleben in Europa erzeugt allenthalben Ekel, Lebensüberdruß, Selbstmord und verzagten Sinn bei üppigen Tafeln und vollen Truhen. Seelenleiden, Sorge und Kampf gegen drohende Trübsal und Erschütterung befestigen allein die öffentlichen Charaktere, stählen das Gemüth und bewahren vor gänzlichem Ersterben aller moralischen Kraft. Es ist nun einmal nicht vergönnt, daß der Mensch sorgenlos und glücklich sei!

Nicht Graf Nesselrode und seine Agenten, nicht der Kriegsmeister Paskjewitsch und seine streitbaren Banden, sondern das anatolische Glaubensbekenntniß und die alte Reichsfahne Moskoviens in der Mongolenzeit, mit der Dornenkrone geschmückt, rücken gegen den Occident, und die „europäische Pentarchie" ist das Manifest des moskovischen Apostolats.

Ich glaube nicht, daß die durch und durch säcularisirten Westeurohäer Wesen und Charakter der politisch-religiösen Bewegung

hinter der Weichsel, — daß sie Nerv und Schnellkraft des neuen byzantinisch-russischen Chalifats erkennen. Es ist die große Reaction der morgenländischen Kirche gegen die lateinische Christenheit, deren Angriffe auf russisches Kirchenthum um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als Alexander Newski Großfürst war, auf Befehl des päpstlichen Stuhles durch den Schwedenkönig Erichson am finnischen Meerbusen begannen, durch die Schwertritter in Livland und durch die katholischen Polen auf der langen Strecke zwischen dem baltischen und schwarzen Meere mit Unverstand, Härte und Grausamkeit durch Jahrhunderte fortliefen, und endlich mit einem allgemeinen Heranwälzen des von Napoleon unterjochten lateinischen Abendlandes ihren Endpunct erreichten. Die Invasion von 1812 galt dem frommen Russenvolk wie ein Religionskrieg, und ohne Zweifel hat die Nation nur in der Kraft ihres Glaubens die Gefahr überstanden. Geduld, Märtyrerblut und Heldenthum der altgläubigen Menge haben wider Scandinavier, Polen und Germanen Kirche, Reich und Nationalität gerettet, und aus dem glorrreichen Sieg ist Thron und Dynastie der Romanow hervorgegangen. Daher ein unauflöslicher Cement von Blut, Sieg und Seelenentzücken zwischen geistlichem und weltlichem Regiment dem Reiche Moskovien auf unabsehliche Zeiten Nahrung und Stärkung gibt.

Es liegt in diesem russischen, von innen heraus langsam anwachsenden Kirchencoloß etwas Unabwendbares. Nur kirchlich, d. i. mit denselben Mitteln, die ihn zu Sieg und Eroberung treiben, kann man entgegenstreiten. — Es ist der Kampf der heiligen Stühle von Rom und Byzanz. Auf welcher Seite ist nun Einheit, Kraft, Feuermuth, Klugheit und Disciplin? Bereits hat Michael Cärularius in Litthauen und Klein-Rußland einen großen Sieg davongetragen. Der Kampf ist jetzt an der Weichsel und nähert sich Deutschland. Wie lange wird

und kann dieser weiland classische Boden der Römischen Kirche heute die Sache Leo's IX. vertheidigen? Muß noch einmal die „ewige Stadt" die Geister in Europa zum Widerstand entzünden? Zwingt vielleicht die wachsende Gefahr vor slavisch-griechischem Kirchenthum Westeuropa noch einmal zu einer großen innern Einigung? So viel uns bekannt, hat keine in Deutschland erschienene Diatribe die Pentarchie von dieser Seite betrachtet und den Abschnitt „Rußland" in diesem Sinne geprüft. Sagt der Pentarchist nicht ausdrücklich: „Fundament des russischen Reiches sei die griechische Kirche", in Rußland sei die weltliche Macht — ohne die Insignien abzulegen — kirchlich geworden, übe der Czar — zugleich Pontifex und Generalissimus — eine geheime, die Gemüther in ihren Tiefen ergreifende und erschütternde Macht, sei die Kirche Nation und alles Sonderleben ausgelöscht; man leide, dulde, arbeite und entbehre gemeinschaftlich für das große Nationalziel, Sieg und Triumph der griechisch-russischen Kirche? — Diese Willenseinheit legt sich in Rußland weniger mit Gewalt von außen her auf die Masse, sie quillt von innen heraus, weil den robusten, langgestreckten, homogen erbauten Körper der moskovischen Race Eine Seele belebt, aber eine Seele voll Energie und Intelligenz, voll Heiterkeit und leichten Sinnes. — In Moskovien gilt die Maxime: der Mensch, besonders die arbeitende Classe, sei nicht des Vergnügens wegen auf der Erde. Der Spruch trifft aber ebenso gut die Privilegirten, insbesondere den Czar und die Instrumente seiner Macht. Vom kaiserlichen Prunksaal bis zur ärmlichsten Hütte herab — dessen sei man überzeugt — genießt in Rußland so zu sagen kein menschliches Wesen in Ruhe seines Schlafes oder ergibt sich sorglos den Freuden des Mahles,

tantus amor florum et generandi gloria mellis!

Selbst die dem Menschen zu Hülfe und Nutzen beigesellten Haus-

thiere theilen Zucht und Disciplin, und jenes hastige, aufgeregte, stürmische, uns langsamen Germanen so innig verhaßte, eilfertige und unermüdliche Wesen der Moskowiter.

Wort und That, Theorie und Praxis, Schein und Wesen standen sich einst in Rußland und Polen, heute aber, da das katholische Polen Todes verblichen, stehen sich dieselben Elemente in Rußland und Deutschland feindlich gegenüber.

Wir sind das „Herz Europa's", das große Ideenmagazin und zugleich die Träger des lateinischen Christenthums und seiner Bildung. Niemand (weder Mensch noch Gedanke) ist bleibend Sieger und Herr von Europa, wenn er nicht über Deutschland zu gebieten hat.

Germanien, voll blühender Städte und kriegerischer Kraft, mäßig, arbeitsam, tapfer, empfindsam, methodisch, aber kirchlich und politisch unheilbar zerrissen, soll jetzt hoch auf der Weltbühne gegen das Tafelland von Moskovien, dieses unermeßliche Soldatenhaus mit schweigsamen Feldern, Birkenalleen, Föhrenwald und hölzernen Herrenhäusern, das Conglomerat gegen die engverschmolzene Einheit, das müde Rom gegen das sieggekrönte, jugendlich aufblühende Neu-Byzanz die Frage des Jahrhunderts entscheiden.

Der Pentarchist sagt es unumwunden, die griechisch-gläubigen Russen wollen über Deutschland regieren, zwar friedlich, wohlthätig, unmerklich, verlangen gar nichts für ihre Mühe, wollen sogar noch bezahlen, und wenden sich mit Klugheit zuerst an die Vielen, an die Kleinen, um mit ihrem Beistande zuletzt den Großen zu imponiren und gleichsam ein europäisches Austrägalgericht im Herzen Deutschlands zu errichten.

Niemals wird und kann ein unbestochener Mann den Mittelstaaten rathen, freiwillig „das slavische Heldenvolk" zum Hüter ächt deutscher Freiheit herbeizurufen. Ob sich aber das „slavische

Heldenvolk" dieses Amt nicht selbst zutheile und ungebeten übernehme, oder vielleicht gar schon übernommen habe und ausübe, ist eine Frage, die sich hier nicht wohl erörtern läßt. Es ist eben nicht nöthig, daß man auf dem Frankfurter Bundestag Sitz und Stimme habe, um sein Gewicht in die Wagschale Deutschlands zu legen. Sagt nicht irgendwo der Biograph: . . . quod Darii regno ipsorum niteretur dominatio . . .? Hinter den Germanen, in der civitas magna abyssi, lauert die Revolution, der Geist der Zerstörung, „suchend, wen er verschlinge." Und seit dem unvergänglichen Triumphe von 1812 können sich Fürsten und Völker Deutschlands des Gedankens nicht mehr erwehren, daß gegen die Nachstellungen des höllischen Dämons, gegen die grausame und unerträgliche Herrschaft der von Gallien ausgehenden Demokratie, in letzter Instanz nur durch den frommen, altgläubigen Imperator von Moskovien Schirm und Abwehr zu hoffen sei. In Europa haben die Russen allein die letzte und fürchterlichste Probe bestanden: sie haben Napoleon und in ihm den Continent von Europa überwunden. Dieß ist eine Thatsache, die weder Mißgunst, noch Patriotismus, noch Zeit je verwischen kann. Fraget nicht lange, ob die Russen auch Talent und Macht besitzen, die übernommene Rolle bis auf die letzte Consequenz durchzuführen. Gegen die unabhängigen Chanate am Oxus schickt man Perowskij mit Kameelen und Kirgisen; gegen die unabhängigen Chanate am Rhein aber die Pentarchie mit Syllogismen, Dilemmen und Kettenschluß. Ueberall weiß der Russe die passenden Waffen zu brauchen.

Schon der Gedanke, dieses rührsame Volk mit seinem Einheitsinstinct, seiner mönchischen Zucht und Casernendisciplin in der Nähe zu haben, hat für die Deutschen etwas Unerträgliches. Unser Element ist Trennung, Sonderleben, Waldeinsamkeit,

stiller Genuß, Schultheorie, schwärmerisches Gefühl und universelle Menschenliebe mit poetischem Entzücken. Jeder Einzelmensch bildet hier gleichsam ein abgeschlossenes Reich mit souveränen Prätensionen. Der Mensch, sagt die Kantische Philosophie, ist Selbstzweck, und nach Hegel ist er gar ein incarnirter Gott und „versöhnt den Kampf zwischen der Ganzheit und Getrenntheit.“ Diese theoretische Zersplitterung hat bei uns eine solche Ausdehnung erreicht, daß man, nach den Vorwürfen gallischer Gegner, in Deutschland mit Mühe zwei Anhänger desselben Systems, ja kaum ein Individuum finden kann, welches nicht mit sich selbst im Widerspruch stände. — Die Russen dagegen, als ächte Mowahhidin*), drängen sich zusammen, erwärmen sich gegenseitig und gehorchen in guten und bösen Tagen dem Willen des Einen um Gotteswillen —

omnibus una quies operum, labor omnibus unus.

Mit Unrecht beschuldigt man den Pentarchisten der Ironie und der diplomatischen Doppelzüngigkeit, wenn er das russische Cabinet gegen den Vorwurf unersättlicher Ländergier vertheidigt, und die Europäer überreden will, Rußland sei kein erobernder Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. man habe in Deutschland noch nichts von russischen Garnisonen und Steuerbeamten zu fürchten, und die Russen wollten nicht, wie Dschingischan, wie Napoleon und die gallischen Demokraten, blind fortrennend, gleich einem Waldstrom, sich über nahe und ferne Reiche ergießen, um nach erschöpfter Kraft ohnmächtig im Sande zu versiegen. — Ohne Zweifel ist man an der Newa von dem Geiste besessen, der in Italien die „rabbia papale“ heißt. Man kennt daselbst aber auch ebenso gut das Geheimniß aller wahren Größe und aller dauernden Macht: Sich-

*) D. i. Einheitler, eine mächtige Dynastie in Mauritanien.

Selbst-Maßsetzen, sich Freude und Genuß versagen, Dulden und Entbehren, um andern seinen Willen als Gesetz aufzulegen. Will der Mensch aus seiner Stellung materiellen Vortheil ziehen und in vollen Zügen die Frucht seiner Mühsale schlürfen, so verfolgt ihn alsbald Sättigung, Rückschritt und Verfall. Nach der alten Weltansicht ist die Gottheit auf das Glück der Sterblichen neidisch und richtet gern Verwirrung an, *τὸ θεῖον πᾶν ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες.* — Einerseits das Erkennen und Festhalten dieser Maxime, andererseits aber die geographische Lage und der Volkscharakter erklären uns vollständig Rußlands Weltstellung, Größe, Macht und Zukunft. Weder publice noch privatim wird je ein Russe eingestehen, daß ihr Land auf Eroberungen sinne. Von Peter I. bis zum Imperator Nikolaus, sagen sie, „wollte und mußte Rußland nur die von Gott angewiesene Position einnehmen, um die Aufgabe seines Daseins zu lösen." Dieses Lebensthema aber besteht, nach der Definition des Pentarchisten, in Erlangung einer vermittelnden Stellung zwischen dem Westen und Osten, zwischen Europa und Asien. Wer aber zwischen Europa und Asien vermittelt, d. i. die streitigen Interessen beider Welttheile versöhnt und ihre Zerwürfnisse ausgleicht, der übt das oberste Schiedsrichteramt und muß in der öffentlichen Meinung als praeses orbis terrarum gelten.

Die Russen gehen offen zu Werke und sind viel redlicher als andere Mächte, die auch „Positionen" und weiß Gott was alles nehmen möchten, ihre Absichten aber sorgfältig bis auf den günstigen Augenblick verbergen. Es erregt ein eigenes Gefühl, wenn man liest, wie jener Feldherr im Alterthum die Kundschafter seines Gegners selbst im Lager herumführte und ihnen ohne Rückhalt seine Streitkräfte zeigte.

Nach dem Wortsinn des Pentarchisten soll der russische Staats-

körper, um sein hohes Amt mit Nachdruck zu üben, in allen seinen Gliedern naturgemäß ausgebildet und abgerundet, stark und lebenssaftig dastehen, mit klarem Sinn, sehnichten Armen und reichgefüllten Taschen, damit er schwache Nachbarn schirmen, unkundigen politisch rathen, dürftigen von seinem Ueberflusse mittheilen, überall aber für Ordnung und Sicherheit, für stilles und ehrsames Betragen wachen könne, besonders aber die deutschen Mittelstaaten vor aller Ungebühr der größern, so wie der Propaganda, der Demokraten, Ideologen und Metaphysiker zu bewahren vermöge.

Geographisch, meint er, sei das Haus jetzt ausgebaut, und die Russen hätten nichts mehr zu thun, als ruhig darin zu wohnen, die Wirthschaft zu besorgen und Hochzeit zu halten, damit sich die leeren Räume füllen, damit es überall wimmle und gähre und bei künftiger Arbeit nirgend an Lebensbedarf, an Leuten, an Uebung und schicksamen Wesen gebreche. Und in der That, die Politik der beiden Imperatoren Alexander und Nikolaus zeigt klar genug, daß der Pentarchist, wenigstens was Europa betrifft, die volle Wahrheit sagt. Seit Karl XII. und Napoleon I. hält man das russische Land für unangreifbar, und seine Bevölkerung wächst jedes Jahr um eine Million. In Folge dieses Anschwellens an Volk, sittlicher Kraft und Industrie wird es seine Kriege, wie es zum Theil schon jetzt geschieht, bald ohne „Pulver und Kugel" führen und Siege erringen ohne die Hand aufzuheben, wie der unbewaffnete Achilles vor Troja. „Allen entfiel der Muth

— *πᾶσιν ὀρίνϑη ϑυμός* —

als mitten im Schlachtgetümmel der fürchterliche Ruf vom Mauerwall erscholl." — Sonderbar wenn die Welt ihren Frieden den Moskowiten verdanken müßte! — Diplomatische Feldzüge, Uebergriffe und Bedrückungen ärgern und demüthigen wohl die Für-

sten, lassen aber die Völker, deren Taschen bei solchem Spiel verschont bleiben, gewöhnlich ungerührt und frostig. Man beschwert sich vielleicht nicht mit Unrecht über die Meisterschaft der Russen im diplomatischen Intriguenspiel. Sie ermüden und erschöpfen, heißt es, durch endlose Unterhandlungen, im Labyrinthe inextricabler Wortmanöver, sowie durch Künste teuflischer Art zuletzt Geduld und Spannkraft aller Gegner, überlisten Freund und Feind, und zwingen die europäischen Cabinette durch Unruhen und Furcht auf Rußlands Neigung und Abneigung, wie auf die Veränderung der Magnetnadel, zu achten. Selbst die entfernt liegenden Staaten wüßten sie in fortwährender Gährung zu erhalten. Ist dieser Vorwurf gegründet, wie man es bei der schwachen Abwehr des Pentarchisten beinahe annehmen darf, so ist Rußlands Aufgabe, wie man sie seit Peter I. versteht, ihrer Lösung nahe und ein allgemeines Prätorium ist constituirt, vor welchem Völker und Fürsten zu Recht stehen. Nennt den russischen Imperator „Wladimir" oder „Dschehanghir", es wäre dann jedenfalls ein „Herr der Welt".

So viel ist entschieden, und der Pentarchist gesteht es indirect selbst ein, daß Rußlands geheime Macht über Europa und Asien nicht in furchtbaren Armeen, die über die russische Gränze kämen, sondern im gewandten und raschen Gebrauch weniger zertheilten Haufen*), hauptsächlich aber in der genauen und persönlichen Kenntniß der sämmtlichen Staatselemente des Morgen- und Abendlandes liege. Wie kein anderer Staat hat Rußland die auswärtigen Verhältnisse nach allen Ursachen und Wirkungen hin durchforscht. Es kennt den politischen Werth oder Unwerth der einzelnen Notabilitäten fremder Reiche vollkommen richtig,

*) Niemals sind mehr als 50,000 Russen über die Donau gegangen. Und ist nicht 1813 Kutusow mit 45,000 Mann in Schlesien erschienen?

und verschwendet deßwegen auch je weder eine Drohung noch eine Belohnung umsonst. Der Russe berechnet das Maß des Widerstandes, den der Nachbar zu leisten im Stande wäre, immer treffend und gründet auf diese richtige Rechnung seinen politischen Principat. Beweist uns Stand und Gang der diplomatischen Verhandlungen in Sachen des Orients, vom Ausbruch der griechischen Insurrection bis auf die gegenwärtige Stunde, nicht unwiderleglich die Wahrheit vorstehender Charakteristik? Wollt ihr aber die Russen tadeln, daß sie sich durch eigenthümliches Cohäsionsvermögen in fremden Ländern Sympathien schaffen, weder Geld noch kluge Reden, weder politische noch kirchliche Mittel sparen, und durch Gewandtheit oft selbst ihre Neider und Gegner, wie bei Navarin, ihren Zwecken dienstbar machen, so thut es ihnen nach, bekämpft sie mit denselben Waffen, habt auch Talent, seid auch klug, listig, glatt, verschlagen und Eines Sinnes, säet Gold zur rechten Zeit, gönnt euch keine Rast, seid gottesfürchtig, singet Litaneien, und fastet sieben Monate im Jahre, zimmert Flotten und recrutirt die Heere und sterbt für euern Glauben und euer Vaterland mit derselben Hingebung wie die Russen, und ihr werdet dieselben Erfolge haben, die ihr jetzt an den Nachbarn so ungern seht und mit solcher Bitterkeit verdammt. Die Herrschaft hat allzeit dem Klugen, dem Standhaften, dem Starken und Thätigen gehört. Vergleicht man aber auf der andern Seite Summe und Art des Widerstandes gegen russische Suprematie, und bedenkt man, wie bisher alles Abmühen der westlichen Höfe, das Anschwellen der Weltlawine zu hemmen, ohne Frucht geblieben ist, und es auf allen Seiten bald an Kraft, bald an Muth, allzeit und überall aber an Geschick und Einsicht fehlt, so glaubt man zuletzt, ein Staatsmann des Alterthums habe mit prophetischem Sinn vorhergesagt: wenn einmal alle Scythen von einer gemeinsamen

Idee begeistert seien, könne ihnen weder in Europa noch in Asien Jemand widerstehen.*) Diese gemeinsame Idee ist aber in unsern Tagen lebendig geworden.

Cato sagte von den Großen seiner Zeit, Cäsar allein habe gewußt, was er wolle, und sei nüchtern ad evertendam rempublicam accessisse. Mancher wäre versucht, diesen Spruch auf das nun in die zwanzig Jahre sich fortschleppende Interveniren der Europäer in die türkisch-griechischen Angelegenheiten zu beziehen. Wie abweichend Russen und Deutsche die res humanas beurtheilen, wie nüchtern und tactfest die einen, wie candid und kindlich-einfältig die andern eingreifen, hat sich am auffallendsten bei der griechischen Revolution gezeigt. Wer z. B. rechnet heute noch auf Verwirklichung der hellenischen Träume, welche damals die Einbildung des Occidents erhitzten und zu den abenteuerlichsten Projecten und Hoffnungen trieben? Ist der Bankerott nicht vollständig und fällt der blinde Enthusiast nicht nothwendig zuletzt dem Nüchternen als Beute in die Hand?

Während wir glühten, schwärmten und uns besteuerten, blieb der Moskowit kalt und berechnete ruhig, welcher Gewinn für die orthodoxe Kirche und für russisches Uebergewicht im Orient aus den hellenischen Verzückungen der Westländer zu ziehen sei. Man merkte uns schnell ab, daß sich bei Nennung des Worts „Hellene" nicht nur unser Herz, sondern daß sich auch unsere Truhen und Casernen öffnen. Schnell ordnet der Moskowit sein Spiel als Mitgenosse, und nimmt, uns zu Gefallen, das Zauberwort in den Mund, ohne deßwegen unsern Begriff damit zu verbinden. Was denkt sich der Russe unter Hellenen? Unter Hellenen denken sich die Russen Leute, die zu Schiff nach

*) *Οὐχ ὅτι τὰ ἐν τῇ Εὐρώπῃ, ἀλλ' οὐδ' ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἔθνος οὐκ ἔστιν, ὅ,τι δυνατὸν Σκύθαις ὁμογνωμονοῦσι πᾶσιν ἀντιστῆναι.* Thucyd. II. 97.

Taganrog und Odessa kommen, mit Sardellen und Caviar handeln, den römischen Papst verabscheuen, ihr Vertrauen nächst Gott auf St. Spyridion und St. Dimitri setzen, den rechtgläubigen Imperator von Moskovien als ihren natürlichen Herrn erkennen, zu Mittag Oliven essen und im Handel dreihundert Procent Interessen nehmen. Diese Vorstellung ist freilich nicht poetisch. Setzt nun dieselbe Frage an einen deutschen Gelehrten und er wird euch alles Große und Schöne der Vorzeit, vom trojanischen Krieg bis Philopömen herab in begeistertem Redeschwung ins Gedächtniß rufen, wird euch mit Dichtern, Feldherrn, Tugendhelden, Künstlern und Weisen betäuben, und zum Schlusse jedesmal hinzufügen, dieß Alles sei heute noch auf Morea und in Rumelien augenblicklich zu haben, wenn man nur das nöthige Geld zusammenbringe, um jedem einzelnen Hellenen eine seinem Rang und Stand angemessene Leibrente zu bezahlen. Wir gaben reichlich, wimmerten und bettelten durch ganz Europa, um „die genialen, tapfern, tugendhaften" Hellenen zu retten. Aber die Führer dieser modernen Sokratesse und Phocione steckten die Gaben in ihre Tasche, verkauften die aus Europa hingeschafften Lebensmittel gegen baare Bezahlung an die Türken*), lachen heute noch über die Gutmüthigkeit der „Franki", rufen die orthodoxen Russen an und wollen uns als Ungläubige gar noch aus ihrem Lande vertreiben. Das soll uns aber nicht verdrießen. Die gute Handlung verliert nichts an ihrem Werth, und von jeher und überall war für den Deutschen nur der Aufwand und die Arbeit, für andere aber die Ehre und der Lohn: sic vos non vobis fertis aratra boves.

Mögen immerhin andere in Griechenland ernten, was wir

*) „J'ai entre les mains la preuve matérielle que la catastrophe de Mesolonghi n'est que le résultat de malversations semblables," sagt Kapodistrias in seiner von Bétant herausgegebenen Correspondenz I, 508.

gesäet, und mögen die Russen in ihren Büchern, so oft sie wollen, von „stillen und melancholischen Germanen“, von „arbeitsamen, phlegmatischen Deutschen“ reden. Uns kümmert das eben so wenig, als wenn Paskjewitsch's Unterlieutenants, die Kars gestürmt und die Festungswälle von Akhalziche mit Leichen ausgefüllt haben, das empfindsame deutsche Volk mit dem Titel „geräucherter Schmerz“ beehren. Wir wissen doch besser als diese Russen, wie sich die Partikel εἰ von der Partikel ἄν unterscheidet und wann ὅπως den Conjunctiv regiert. Das ist uns Lohnes genug, und mit dieser Summe denken sich die deutschen Mittelstaaten zuletzt auch der russischen Protection zu erwehren, mit der uns der Pentarchist bedroht. Man hat bei uns nichts dagegen, wenn die Russen da und dort im freundlichen Deutschland guten Rath ertheilen, schützen, helfen, wehren wider gallische Arglist und einheimischen Demokratenschwindel. Die Hülfe muß aber auf Begehr, rechtzeitig, kurz, nachdrucksam und vor Allem gratis geleistet werden. Dafür geben wir, so lange die Arbeit dauert, gute Kost und behäbiges Quartier, und lassen die Russen als harmlose, gefällige Nachbarn sogar in unsern Geschäften mitreden, wenn sie für gemeinsames Wohl etwas Verständiges zu sagen wissen. Vormundschaft aber wird verschmäht und Alles erhöbe sich in unsern Landen gegen das Ansinnen, deutschem Volksleben Einheit der Bewegung mit Zucht und Schritt der Preobraschenskischen Garde aufzunöthigen. Lasse sich ja etwa kein moskowitischer Archidamus in den Sinn kommen, wir seien bei unserer Vorliebe für das Griechische auch der Meinung „daß es den schönsten Anblick und die größte Sicherheit gewähre, wenn sich eine aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengefügte Masse nach Einem Tact bewege.“ Dergleichen wäre in Deutschland unmöglich. Im Gegentheil ist und bleibt es bei

uns wie in Afghanistan, wo, nach Elphinstone, jeder das Erzeugniß seines eigenen Feldes ißt, seiner Wege geht und Niemand irgend etwas mit seinem Nachbar zu schaffen hat.

Patriotische und talentvolle Männer haben in diesen Blättern, und auch anderswo, mit viel Einsicht und Geschick deutsche Kraft und Rüstigkeit gemustert, so daß es unnöthig wäre, noch einmal von unserer Stärke in Abwehr fremden Unglimpfes zu reden. Nur in Einem Puncte, aber in einem wesentlichen, ist man mit Verlaub nicht ganz der Meinung jener ehrenwerthen Vorgänger und Herolde deutscher Kraft. Die Herren, fürchte ich, schätzen, wenn auch nicht uns selbst etwas zu hoch, jedenfalls die Hülfsmittel der Gegner etwas zu gering. Sie blicken auf die Prätensionen des Pentarchisten bloß deßwegen mit Achselzucken herab, weil in Rußland die Casernen gewöhnlich besser besetzt sind als die Schulbänke, und weil an Conjugationstabellen und gelehrten Abhandlungen über die Rangordnung der Buchstaben im Alphabet das große moskovische Reich jährlich kaum so viel hervorbringt, als der kleinste Staat des deutschen Bundes. Die Otroschenko, die Yermoloff, die Eriwanski, die Ostermann, lauter siegreiche Feldherren der Russen, beurtheilen ohne Zweifel mit mehr Talent eine militärische Position, als das feingebürstete Compendium eines Leipziger Magisters. Daß wir aber unter diesem Titel allein schon allzeit und überall, in Verhandlungen wie im Krieg, die Stärkeren seien und gar nichts zu besorgen haben, wäre ein gewagter Schluß. Gelehrter sind wir freilich als die Russen. Die alten Hellenen hatten aber auch keinen Mangel an scharfsinnigen Grammatikern, an Recensenten und geschwätzigen Staatsphilosophen, die sogar Hannibal, den Veteran vom Trasimen und von Cannä über Feldherrnkunst belehren wollten, aber mit all' ihrem Wissen die Heimat dennoch nicht gegen die Ser-

tius Ligustinus und Genossen, lauter unwissende, aber handfeste Bauernjungen aus Latium, zu bewahren vermochten. Man enthält sich aller Vergleiche und Anspielungen, räth aber zu etwas mehr Klugheit und Vorsicht, weil erste Bürgschaft des Erfolgs überall in richtiger Schätzung der feindlichen Partei besteht.

Die Lage.

(1852.)

Was über den Pariser Staatsstreich die einen an Lob und Ehrenpreis, die anderen an Tadel und Verdammniß zu sagen wußten, hat die Presse im Laufe der letzten acht Wochen bis auf die Neige aufgetischt, und über die Metaphysik dieser beispiellosen, nur etwa mit der Janitscharenvesper und der Pariser Bluthochzeit vergleichbaren That etwas neues vorzubringen, könnte selbst dem beweglichen Ingenium und der zungenfertigen Geschwätzigkeit eines gallischen Sophisten nicht mehr leicht gelingen. Karl IX. und Louis Napoleon haben ihren Pocal mit Menschenblut gefüllt und berauscht von der grausenvollen Lymphe Bruderschaft getrunken. Was hat aber das Reden dafür und dawider bisher genützt? Was Napoleon Bonaparte gethan, hat offenbar nicht mit dem machtlosen Europa-Wort, es hat mit der Nemesis abzurechnen — einer Gottheit, die nie verzeiht, wenn du Böses thust, bei der aber nur das Gute und das Rechte meistens unvergolten und fruchtlos vorübergeht. Die Fragen „Was nachher?“ „Was soll jetzt geschehen?“ „Was wird uns die Zukunft bringen?“ sind nur in Europa möglich. „Oladschághini kim bilir, wer kann die Zukunft wissen?“ würde der phlegmatische Osmanli sagen und seine Sorgen dem Verhängniß überlassen. Daß menschliche Weisheit aus eigener Kraft und unabhängig von höherer Gewalt irgend etwas Bleibendes zu schaffen und dauerhaft zu

begründen vermöge, hat man im philosophisch-stolzen Occident zuerst geglaubt. Aber das Fatum macht auch in Europa Propaganda und wäre es auch nur möglich, daß der Gedanke je völlig ersterbe und auch noch der letzte Nerv freien Thuns erlahme, wahrhaft, die unerhörten Täuschungen der letzten Jahre hätten selbst den standhaftesten Muth niedergebeugt und die beinahe lächerliche Unmacht des Ingeniums der blinden Nothwendigkeit gegenüber auch dem Ungläubigsten demonstrirt. Daß der sittliche Werth einer Handlung im Großen wie im Kleinen für die meisten Menschen von jeher im Erfolge lag, hat man oft genug gesagt, und hätten einst die ausgehungerten Sulla-Banden, die wüsten und bankerotten Gesellen des Sergius Catilina, ihr verzweifeltes Spiel gewonnen und die corrupte Republik in ihrem Sinne reformirt — ihr möget es glauben, der Führer jener Sittlichkeitshelden, welche der große Staatsredner „latrones Italiae" nennt, wäre im Urtheil nicht etwa bloß der Parteigenossen und Pfründenträger aller Epochen ein großer Mann und eine „Herrscher-Natur", er wäre selbst dem Flamen Dialis und dem heidnischen Pontifex der Romuliden ein Freund und Günstling der Olympier gewesen, ja für ein auserwähltes Instrument des Götterrathes, um Gesetz und Ordnung im verrotteten Gemeinwesen wieder herzustellen und die lästigen Staatsschwätzer auf dem Forum Romanum stumm zu machen, hätten ihn die Acta diurna proclamirt. Eine böse Handlung zu tadeln, wenn sie uns keinerlei Nutzen bringt, haben Manche schon den Muth gehabt; aber den Gewinn zu verschmähen, wenn er auch aus der unreinsten Quelle fließt, hat noch kein Vespasian gewagt. Wie man es unter andern Himmelsstrichen treibe, wissen wir nicht; aber in Europa hat das Sittengesetz im Kampfe mit der Parteileidenschaft, mit dem Zorn, mit der Rache und mit der Herrschsucht über das Herz der Sterblichen alle Macht verloren, und

wenn die Gewaltigen nach so vielen Proben, daß sich „die Götter (wenigstens in unserem Sinne) um die menschlichen Dinge nicht kümmern", endlich den Spruch des Tragikers:

„nam si violandum est jus, regnandi gratia
violandum est; aliis rebus pietatem colas"

im Occident als Potentaten-Symbolum auf eherne Säulen graben, von uns Geringen aber in allen Dingen Gerechtigkeit, Pietät und Achtung vor dem Gesetze heischen, so soll sich Niemand wundern. Sie thun nur, wozu wir sie durch unsere Erbärmlichkeit selbst herausfordern. Den Druck der Gewalt können wir überall ertragen, nur die Herrschaft der Vernunft, des klugen Wortes, des Maßes und der Billigkeit ertragen wir nicht.

Die Europäer mit ihrer Wissenschaft, mit ihren Kunst- und Musentempeln, ihren Professoren und ihren Katechismen verächtlich zu finden, hat heute Jedermann das Recht; an der Zukunft verzweifeln aber und die Tugend selbst verhöhnen dürfte nur ein engherziger Pessimist. Nach dem Vorgang napoleonfeindlicher Journale den „frommen Decemberhelden", der die Sonntagsfeier verschärft und dem Cultus das Pantheon zurückgegeben hat, in seiner rabbia imperiale als einen verschuldeten, meineidigen, desperaten Verschwörer neben Sergius Catilina hinzustellen und Saint-Arnaud's blindgehorchende Schaaren, hätten sie auch wirklich im Branntweinrausch auf den Boulevards de Paris in die leeren Fenster hineingeschossen und friedliche Menschen niedergemetzelt, als eine rohe, gold- und blutdürstige, gegen die höheren Gesellschaftsclassen und gegen alle humane Bildung in blinder Furie losgelassene Soldatesca zu erkennen, wäre unter solchen Umständen ebenso unklug, als tactlos und ungerecht. Wenn die französischen Soldaten und ihre Führer im December 1851 auf Satory und am Seinestrand anders dachten und handelten, als die brittischen Krieger auf der Hounslow-Haide im Herbste 1688,

was wollt ihr machen? Im Regimente Lightfield meinten sie, Jacob II. wolle die Soldaten durch Gold und Schmeichelreden zu gesetzwidrigen Handlungen verlocken, und sie hatten — zum unvergänglichen Ruhme des brittischen Volkes sei es gesagt — Seelengröße und Kraft genug, den eigenen Vortheil dem öffentlichen Heil unterzuordnen und dem Meineid und der Tyrannei ihren Beistand zu versagen. Die Britten, scheint es, sind ein viel besseres Volk als die Franzosen. Seht dagegen, was bei ähnlicher Veranlassung die Chasseurs de Vincennes gethan! Heldenmüthig und selbst menschenfreundlich, wie der französische Krieger immer ist, hat er doch mit leichtem Sinn und um geringen Lohn an kluge Speculanten in Einer Stunde alles verkauft, was die Nation mit Strömen von Blut, unter Thränen, Kampf und Noth in sechzig Jahren errungen und seiner Hut übergeben hatte. Und was noch viel bedeutungsvoller ist und in Europa gewiß von den Wenigsten vermuthet wurde, Väter und Brüder jener soldatischen Traficanten haben dem blutigen Handel mit Applaus ihre Bestätigung zugejauchzt. Wenn nun der listige Käufer, wie jener Shylok in der Tragödie, sein Recht und seinen Vortheil unerbittlich und schonungslos verfolgt, wer will ihn tadeln, wer will ihn hindern, so lange seine Geiselhiebe nur auf die Schultern des französischen Volkes niederrauschen? Schläge, sagte unlängst ein berühmter Bochara-Wanderer, seien oft eine heilsame Medicin, Schläge reizen die Seele zu Entschlüssen und den Körper zu frischer Rührigkeit. Das mag vielfach richtig sein. Nur hat man bisher in Europa noch nicht gewußt, daß selbst die „große Nation“, die Nation des kitzlichsten Ehrgefühls, diese Peitschen-Thesis auf ihre eigenen Kosten in den neuen Code Napoleon aufgenommen hat. Wandert jetzt nur mit euren Penaten flüchtig in fremde Zonen und befruchtet den dürren Nukahaiwastrand mit eurem Thränenthau; Europa schweigt zu eurer

Noth, weil ihr in langer Herrschaft und in ununterbrochenem Glücke wenig oder eigentlich nichts gethan habt, um dem öffentlichen Wohle im eigenen Lande eine dauerhafte Unterlage zu schaffen und durch humane Kunst die wilde Bestie zu zähmen, die jetzt eure Habe frißt, euren Credit bei den Fremden vernichtet und euren theuer erkauften Ruhm in Schmach verwandelt hat.

„Allzeit der erste sein und hervorragen über andere“ war euer stolzer Spruch. Der Blitz fuhr aus der dunkeln Wolke, und wie die Giganten der Fabelwelt lieget ihr unter dem Schutt eurer eignen That begraben. Vae victis! hat weiland euer Brennus ja selbst am Fuße des Capitols gesagt, und es ist von euch nun mit Geduld zu ertragen, wenn von allen Winkeln des enttäuschten Continents dieser Ruf wiederhallt und der Fremde, statt in seiner Bedrängniß noch länger auf euch zu rechnen, sich selber zu helfen sucht. Wie gering war aber auch die Mühe und wie schwach die Kunst, die machtlosen Bewegungen eurer Assemblée und ihr unerquickliches Gesumme zur Ruhe zu bringen! Ein wenig Pulverstaub, wie der Dichter sagt, hat alles abgethan,

hi motus animorum atque haec certamina tanta
pulveris exigui jactu compressa quiescent.

Der brausende Decembersturm hat ein flackerndes Lämpchen ausgelöscht und der Lebendige, sagen sie, hat nach dem Gesetze der Natur einen Todten fortgeschafft. Konnte und durfte sich der „reparator generis humani“, wie jener Ninive-flüchtige Seher im alten Bunde, einer von Gott selbst auferlegten „Mission“ entziehen? Beneiden kann man sein Loos, darüber sich freuen aber wahrlich nicht, besonders wenn man, wie die Deutschen, zwischen zwei Wiederherstellern als hülf- und willenloses Thätigkeitsmaterial in der Mitte liegt. Macht und Glück sind indessen die einzigen Idole, vor denen Europa noch die Kniee beugt, und man sieht es ja an den viel geschmähten Russen, wie mit jedem

Schlage, den sie dem „versumpften Occident" versetzen, der Protest kleinlauter wird und der Respect vor dem Czar sich mehrt. Gegen das Unvermeidliche mit tragischer Hartnäckigkeit sich aufzulehnen, ist unsere Zeit — ich weiß nicht — zu philosophisch, zu religiös oder zu schwach. Geschehenes schweigend hinzunehmen und vor der Wucht des Augenblickes sich in Demuth niederbeugen, ist in Europa bis auf diese Stunde die Summe aller Staatskunst, aller politischen Wissenschaft. Wenn Feigheit und Unverstand irgendwo das Spiel verlieren, sagt jedesmal der zufällige Gewinner: „das hat meine Intelligenz gethan." Unter den vielen Besprechern der December-Woche wird gewiß Konstantin Franz mit seinen Antithesen in Deutschland am meisten willkommen sein. „Die Engländer", sagt er, „weil sie gründlich denken und von Natur schweigsam sind, dürfen reden und haben ein Parlament. Den Franzosen dagegen, die bekanntlich seichte Köpfe und interminable Schwätzer sind, ist diese Wohlthat ex fato nicht vergönnt. Und wenn den Britten bei ihrem lebendigen Rechtsgefühle die Hand an das Steuerruder des eigenen Landes zu legen gestattet ist, so gebührt den Franzosen zur Strafe ihrer politischen Liederlichkeit die Zuchtruthe bonaparte'scher Dictatur."

Sobald in einer sittlich verkommenen Gesellschaft, wie man heute vielleicht nicht mit Unrecht die französische nennt, sanfte Mittel und gesetzliche Kraft die Quelle des Uebels zu verschütten unvermögend sind, dann tritt das Eisen ein, dann brüllt der Vulcan und sauset der Wirbelwind. Wie aber aus dem Bösen am Ende doch Gutes erblüht und auf den finstern Sturm heiterblaue Lüfte folgen, so wird im Sinne imbeciller Sterblicher am Ende selbst das sittlich Verwerfliche legitim.

Wollte man aus übelverstandenem Gerechtigkeitssinn in Europa mit allem brechen und zugleich alles vernichten, was im

Aufruhr, in gesetzloser Gewaltthat und in der Ungerechtigkeit seine erste Quelle hat, was von allem in Europa heute politisch zu Recht Bestehenden würde dem Verdict entgehen und unerschüttert bleiben? Die legitimste und bis in die dunkelsten Anfänge hinein lauterste Gewalt wäre in diesem Falle auch wieder nur im Kremlin. Selbst St. Petri Stuhl wäre vom Vorwurf weltlicher Usurpation und des rebellischen Beginnes nicht zu retten. Gäbe es aber heute wirklich einen Günstling der Gottheit, ein weltbewältigendes Herrschergenie, so wäre es nicht der Handstreichglückliche von Paris, der erst noch seine Probe zu bestehen hat; es wäre der Moskowiter-Czar, vor welchem rathlos um Hülfe flehend der alte Continent im Staube liegt. Am schlimmsten erginge es bei dieser phantastischen Sühne sicherlich jener politischen Macht, welche als Renegat ihres ursprünglichen Glaubens und innersten Wesens heute am lautesten mit ihrer Bekehrung prahlt. Denn um mit der Revolution wirklich und vollständig zu brechen, wie man sich laut und selbstgefällig zu rühmen nicht müde wird, müßte man vor allem reuevoll und zerknirscht die eigene Geburt verdammen und, um wahre Früchte der Buße zu bringen, augenblicklich aufhören zu sein, was man seit hundert Jahren ist und in hartnäckiger Verstocktheit auch noch lange bleiben will. Bis zu diesem Extrem vorzuschreiten und altes Unrecht so gründlich abzuthun, kann man sich, wie es scheint, bei allem Reuigthun dennoch nicht entschließen und spricht, um die Profite früherer Sünden nicht zu verlieren, die Wohlthat der Verjährung an. Wenn aber aus Unrecht durch Verjährung doch Recht werden kann, warum declamiren die Gerlach und die Stahl mit solcher Heftigkeit gegen den „Seine-Usurpator und Gesetzverletzer Napoleon"? Regt sich vielleicht in Berlin das böse Gewissen und fürchtet man, Gott könnte in seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe mit der neuen Zuchtruthe alte Staatssünden und

alten Aufruhr gegen gesetzliche Obrigkeit strafen lassen? Wahrscheinlich aber lacht der siegende Bonaparte über die sittliche Entrüstung wohlbezechter Staatsphilosophen von „Trandabul“. Und ist er wirklich der „homme miliénaire“, wie ihn seine schmeichelnden Parasiten preisen, so wird er durch Weisheit, Glück und große Thaten die Makel seines Ursprungs in kurzer Frist verwischen.

Die Hydra der Revolution, wie man sagt, endlich zu ersticken und den Sturmdrang des menschlichen Geistes nach Fortschritt und Verbesserung auf immer zu dämmen, was, im Vorbeigehen gesagt, vom Anbeginn der Dinge bis zu dieser Stunde noch keine menschliche Kraft vermochte und nach der Apokalypse nur den letzten Zeiten des Weltalls vorbehalten ist, hält Louis Napoleon, weil ihm der erste Wurf gelungen, für ein leichtes Spiel. „Wie ein Dieb in der Nacht ist er gekommen, um sich der Beute zu bemächtigen, während ihr schliefet.“ Und aus diesem nächtlichen Einbruch in Paris soll nun die neue Staatsordnung des Occidents, die Aera der Glückseligkeit, der Gottesfurcht und des öffentlichen Friedens erblühen! Haben etwa Monsieur le Duc de Prâlins und Robert Macaire ihrer Zeit in Frankreich die christliche Moral gehoben und den Plutokraten von Paris menschenfreundlichere und edlere Gesinnung eingeflößt? Indessen muß man im Urtheil behutsam sein und nicht gleich sagen, in Frankreich sei heute noch weit entschiedener als selbst unter Louis Philipp die Geldcasse, nicht die Wehrkraft, das unterscheidende Merkmal der bestehenden Gewalt. Man kann ja nicht wissen, ob sich das große französische Heer, einst der Besieger Europa's, von jetzt an wie weiland die Legionen im orthodoxen Byzanz mit der bescheidenen Rolle der Steuer-Gensdarmen und der Stockjobber-Domestiken der Pariser Börse in die Länge begnügen werde.

Das Problem, „ob sich Europa, das Prätorium des menschlichen Geschlechts, der strahlende Lichtquell, der Sitz der Intelligenz, der Hort der höchsten Güter des irdischen Daseins, mit gänzlicher Beseitigung des geistigen Elementes und der öffentlichen Sittlichkeit bloß durch brutale Gewalt, durch rohe Massen und beutelüsterne Söldner in die Länge mechanisch niederhalten lasse,“ ist jetzt aus den Abgründen socialen Verderbens zur Lösung heraufgestiegen. Seht nur, wie einfach, wie ruhig, wie schweigsam und wohlbedacht der neue „Octavian“ regiert. Auf die Schlechtigkeit der Menschen haben schon viele Ehrgeizige mit mehr oder weniger Geschick ihre Berechnung gestellt. Aber die instinctmäßigen und beinahe thierisch-correcten Maßnahmen unseres Decemberhelden als geniale Blitze und als Ausflüsse höherer Begabung anzustaunen, ward den kleinen Geistern unserer kleinen Zeit vorbehalten. Gelingt ihm indessen der Versuch und läßt sich das eifersüchtige, das ehrliebende und jähzornige Volk der Franzosen die Demüthigung endgültig gefallen, so ist es eine neue Weltepoche und werden die übrigen Gewalthaber des Abendlandes nicht bloß seine folgsamen Discipel, sie werden und müssen seine willenlosen Knechte sein, weil er allein weiser als sie alle zusammen war, weil er als tollkühner Schiffer — wie ein zweiter Columbus — das verlorne Paradies der Könige mit den lauen Lüften und mit den längst vergessenen Süßigkeiten kunst- und sorgenlosen Regiments wieder aufgefunden hat. Nur die Leichtigkeit des Unternehmens erregt gegen Bestand und Ehrenhaftigkeit desselben allmählich Verdacht, und nicht mit Unrecht wird besorgt, das gelungene Abenteuer könnte zuletzt auch minder glückliche Speculanten in dieses dynastische Gold-Australien locken und in Europa eine Erschütterung aufregen, deren Folgen nicht zu berechnen wären.

In Frankreich stützt sich die neue Gewalt ausschließlich auf

die „vile multitude", d. i. auf jene unwissenden, armen und rohen Bevölkerungsschichten, die man in Europa als Revolutionsmaterial am meisten fürchtet und niederzuhalten sucht. Gar so weit Unrecht hat Riehl vielleicht doch nicht, wenn er alles was verkommen ist, was wenig oder nichts besitzt, in jedem Falle aber mehr braucht als es hat und um jeden Preis das Deficit auszufüllen sucht, zum Proletariat und folglich zu den Feinden der bisher in Europa gültigen Ordnung zählt. „Pauperes implevit bonis et divites dimisit inanes" hat jener witzige Priester im Beginne der Revolution vor sechzig Jahren gesagt. Haben und Wissen sollen jetzt zu gleicher Zeit in Europa den Besitzer wechseln, um für Napoleon Bonaparte's Macht eine feste Unterlage zu schaffen. Die Jahre 1517 und 1789 waren nur gleichsam Vorspiel, die wahre Revolution beginnt erst jetzt, wo nicht mehr sociales Unrecht, wie früher, sondern das Wesen der menschlichen Gesellschaft, die Tugend und die humane Sitte vernichtet werden sollen, nunc virtutem ipsam exscindere tentavit Nero.

Leugnen wird es freilich Niemand, das Wissen, wie es die classischen Studien und die Reformation in Umlauf gebracht und wie es bisher zur gedeihlichen Besorgung der Staatsgeschäfte als wesentlich und völlig unentbehrlich gegolten hat, ist seines Zaubers entkleidet, ist in den Augen der Machthaber Europa's soviel als bankerott und besonders wegen seiner Unfähigkeit, die große Frage zu lösen, d. i. den Königen bequem Macht, den Völkern ohne Arbeit Reichthum und Genuß, der corrupten Welt aber Glück und Frieden wie durch Zauberschlag zu geben, mit Recht verachtet. Wie sollte aber auch die Gewalt hinfüro noch ehren und auszeichnen, was sie nicht mehr fürchtet und von dem sie nach ihrer Meinung nichts mehr zu hoffen hat?*) Wenn nur

*) Cortés had to learn, that the gratitude of a Court has reference to the future much more than to the past. Prescott.

einmal, dachten im Vormärz selbst hohe Mäcenaten, der Dahlmann, der Biedermann und der Bassermann in den Geschäften wären, dann würde es schnell mit den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes besser gehen. Sieh da! die Sturmwelle des Jahres 1848 hat die Dahlmann, die Biedermann und die Bassermann wirklich und leibhaftig in die Geschäfte gebracht; aber in Deutschland ist es nach ihrer Erhebung eher schlechter als besser gegangen, und man mußte in kurzer Frist, um nicht alles zu verlieren, die gelehrten Staatskünstler wieder vom Steuer jagen und zur alten Routine seine Zuflucht nehmen. Talent, Geschick und Muth, scheint es, gebrachen dem populären Phaëthon in gleichem Maße, und die strebsame Unzufriedenheit aller Zonen blickte nach so vielen getäuschten Hoffnungen und erlittenen Niederlagen nur noch auf die Pariser Volkskammer als auf die Triarier der Revolution. Das plötzliche und ruhmlose Verstummen der letzten Tribunen des neuen Weltgedankens hat Freund und Gegner nicht bloß überrascht, es hat in den europäischen Gemüthern zugleich eine Leere, eine Abspannung und eine Unzufriedenheit zurückgelassen, wie sie nur beim Entfliehen einer langen Täuschung oder beim Ernüchtern aus einem tiefen Opiumrausch einzutreten pflegt. Die zärtliche Neigung der einen und die Furcht der andern wurden durch die Schwäche einer stark geglaubten Partei in gleicher Weise beschämt. Ueber den Sieg am meisten erschrocken sind aber gewiß die Sieger selbst, weil sie sich nach Zertrümmerung des gemeinschaftlichen Feindes plötzlich mit ihren alten Leidenschaften und mit ihren traditionellen Eifersüchteleien in voller Rüstung einander gegenübersehen.

Das December-Ereigniß — jetzt sieht es freilich Jedermann — hat alle Stellungen in Europa verschoben und die Aussichten auf bleibende Zustände von neuem getrübt, weil für den Zusammenstoß der beiden unversöhnlichen Kräfte des menschlichen Staates erst

Bonaparte's That die Schranken geöffnet hat. Glücklich, stark und tugendhaft ist der Mensch nur so lange er fürchtet, kämpft und strebt, und mit der Gefahr ist noch jedesmal auch die moralische Kraft, die Eintracht und der Friede verschwunden. Glaubet es nur, der erste Gast, der sich beim Freudenmahl zur Seite der Sieger niedersetzt, ist die Langeweile, der Uebermuth und die Verachtung der eigenen That. Stillstand ist unmöglich und erst wenn uns ein Humboldt verkündet, die rollenden Himmelssphären haben ihren Lauf eingestellt, glaube ich an dauerhafte Ruhe auf der Erde. Auf Ebbe folgt die Fluth und umgekehrt. Dem allgemeinen Frieden und der heilsamen Consolidirung der Fürstenmacht hat Louis Napoleon einen schlechten Dienst erwiesen, weil er die Staatsgewalt in trügerische Sicherheit eingewiegt und ihr Kräfte angedichtet hat, die sie nicht besitzt. Und wenn die Potentaten ihren eigenen Vortheil verstehen und wirklich das Beste wollen, wie sie jetzt überall sagen, so müßten sie dem erschöpften und niedergeworfenen Gegner nicht bloß das Leben gönnen, sie müßten ihn, wenn er gestorben wäre, sogar von den Todten auferwecken, damit es an einem nicht gar zu kraftvollen Gegenstande ihres gemeinsamen Widerwillens in Europa nicht gebreche, und sie ja nicht in die gefährliche Nothwendigkeit gerathen, das in der Bedrängniß Versprochene wirklich zu thun. Denn wer in Europa glaubt jetzt noch an die Möglichkeit, den boshaften und unverständigen großen Haufen durch Gerechtigkeit und weises Maß im Zaum zu halten? Zum Glück hat aber die Welt nicht nöthig, unbedingt auf Weisheit und Mäßigung der siegenden Partei zu rechnen. Nur die Träger, die sterbliche Hülle, die Vorfechter mit ihren schlechten Künsten sind verdientermaßen zu Boden gefallen, die Sache selbst ist nicht erstickt; sie athmet leise, stirbt aber nicht wie der tödtlich getroffene Hektor vor Troja, und ehe man es sich versieht, flammt das halbentflohene Leben

zu frischer Blüthe auf. So lange aber dem besiegten geistigen Elemente aus seinem eigenen Schooße kein Hildebrand entsteht, ist und bleibt es mit Recht der blinden Gewalt verfallen und unterthan. Denn das Stärkere, sei es gut oder böse, hat in der Welt noch allezeit triumphirt und erst, wenn das Ueberwiegende sich selber abgenützt hat und der gepeinigten Trägheit kein Ausweg zum Heile übrig bleibt, ermannt sich der Sinn und tritt die gründliche Verwandlung ein. Die Kunst Siege klug zu benützen und durch weises Maßhalten dem gewonnenen Machtbesitz ewige Dauer zu schaffen, ist noch unentdeckt, und ich glaube nicht, daß sie ein Sterblicher überhaupt je zu erlernen vermag. Sollte sich aber die siegende Gewalt auch diesesmal nicht überall erproben und im entscheidungsvollen Moment wieder eine falsche Wendung machen, so hat die Gegenpartei doch nur wenig Recht zum Tadel, weil sie selbst in ihrem Glücke noch viel unfähiger gewesen ist und noch viel größere Thorheiten verrichtet hat. Beide Theile haben zu häufig vergessen, daß große Umwälzungen, politische wie kirchliche, niemals Kinder flüchtiger Willkür und despotischer Launen, sondern daß sie Schöpfungen langer, unerbittlicher, grausamer Nothwendigkeiten sind, denen der Mensch allein gehorcht.

Das productive Genie der neuesten Staatskunst anzurühmen, bedarf es einer eigenthümlichen Bonhommie. Vermuthlich hat aber selbst das Christenthum seinen Triumph über die Götter des Capitoliums nicht so fast der Göttlichkeit seiner Lehre, als dem stupiden Despotismus des kaiserlichen Regiments zu danken. Denn ohne die sociale Verzweiflung der alten Welt wäre die vom Himmel herabgestiegene Doctrin heute doch nur eine philosophische Secte, das Erbtheil einer weisen und tugendhaften Minorität, aber nicht die Religion des Fortschritts und der allgemeinen Völkerbeglückung. Sich der Gottheit selbst und ihrem

providentiellen Thun freventlich zu widersetzen, war seit Anbeginn der Dinge für die menschliche Creatur die höchste Lust. Die Cäsaren hat man bald wegen ihres die Menschheit entwürdigenden Despotismus, bald wegen ihres hartnäckigen Ankämpfens gegen eine unwiderstehliche Strömung des Weltgeistes oft genug und natürlich auch mit Recht geschmäht; nur von dem niederträchtigen Wesen und von der feigen Schlechtigkeit ihrer Unterthanen hat selbst Tacitus kaum ein Wort gesagt. So lange man nur die Vortheile der Gewalt beneiden und ihre Mißbräuche tadeln kann, nebenher aber selbst bleiben will, was man ist und von jeher war, so lange hofft der Mensch vergeblich auf Verbesserung. Und eben weil diese Ueberzeugung im Drange der Zeiten Terrain gewinnt, werden „die Ritter vom Geiste" allmählich das Vademecum des deutschen Volkes.

Die Einzelheiten sowie die Chronologie der nächsten Ereignisse vermag menschliche Weisheit nicht vorauszubestimmen, das Endergebniß der großen europäischen Bewegung aber, zu welcher der 2. December den Anstoß gegeben, ist im Ganzen nicht zweifelhaft und auch ohne besondere Sehergabe vorherzusagen. Ein Compromiß, eine Versöhnung, ein Ineinanderfließen der absoluten Fürstenmacht mit der Revolution zu einer neuen Form des staatlichen Daseins, das weder das eine noch das andere der beiden separaten Elemente ist, wird in Europa Resultat des Decembersturmes sein. Wie die kirchliche Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts nur durch ihre enge Allianz mit den dynastischen Interessen Bestand gewann, ebenso kann auch die politische Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts nur im Einverständniß mit den bestehenden Erbgewalten Wurzel fassen und die künftige Wohlfahrt des abendländischen Continents begründen. Das Gute ist ja allezeit aus dem Uebel hervorgequollen, und statt den Proxenos der europäischen Glückseligkeit mit

leidenschaftlichen Phrasen anzulassen, wie es hie und da Sitte ist, sagen wir fromm und geduldig: „o felix peccatum“, o glückliche Sünde, die zu einer solchen Sühne führt! Zum Glück ist der Preis, um welchen Europa den Frieden und die innere Consolidirung erkaufen muß, zur Stunde noch unbekannt. Möchte ein gütiges Geschick den wonnevollen Täuschungen des Augenblicks und dem bräutlichen Schwelgen sinneberauschter Hochzeitsgäste ja noch lange Fristen gönnen,

o temps! suspens ton vol: et vous heures propices,
suspendez votre cours!
laissez nous savourer les rapides délices
des plus beaux de nos jours!

Gegenwart und Zukunft.

Zur Kritik des modernen Staatslebens mit Rücksicht auf Eötvös: der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat.

I.

(1852.)

Was im Sinne der Orientalen das Wort „Franke“ (Firenk) bedeutet, weiß Jedermann. Weniger geläufig ist es in Europa schon, daß der Magyar in seiner National-Redeweise das große deutsche Volk vorzugsweise „Schwaben“ nennt und daß er von diesen „Schwaben“, von ihrer geistigen Beweglichkeit und von ihrem kriegerischen Ungestüm von jeher nicht so vortheilhaft denken wollte, als wir es in gerechter Eigenliebe wünschen mochten.

Von seinem Einzug in Europa bis auf den heutigen Tag — also nahezu tausend Jahre — hat dieses numerisch schwache Magyarenvolk, obgleich mitten unter feindliche Elemente hineingeschleudert und von seiner asiatischen Heimat völlig abgeschnitten, doch das ursprüngliche Nationalgepräge in seiner ganzen Schärfe und in seiner vollen Eigenthümlichkeit bewahrt, während bei den deutschen Weltbezwingern der angeborne Typus nicht einmal im Urland selbst ungeschwächt zu erhalten war, in den einst eroberten Ländern aber schon längst verschwunden ist. Ist es ein Wunder, daß man uns jetzt in Europa kaum noch bemerkt, dagegen alle Blicke auf das Magyarenland gerichtet sind? Wahrhaft, man darf es den Oesterreichern gar nicht verargen, daß sie ihre

letzte Kraft daran setzten, dieses merkwürdige Volk von den Irrwegen des Jahres 1849 zurückzubringen und wieder in ihre eigene Planetenbahn hereinzuziehen. Daß der Magyar, wie der Centaur in der Fabelwelt, mit seinem Pferde gleichsam verwachsen ist und die Wissenschaft vom Schwerte in vorzüglichem Grade besitzt, haben die „Schwaben" schon im zehnten Säculum gewußt. Daß aber diese uralischen Reiter, von männlichem Stolz und Hochsinn fortgetrieben, im Gegensatze zu andern Nationen Ruhm und Herrschaft höher als das Leben selber achten, hat man nicht ohne viele Beschämung erst nach und nach bemerkt. Den Vorzug, für ihren Nationalstolz herzhaft in den Tod zu gehen, wollten wir gernlebenden Teutonen den Ungarn wohl vergönnen, wenn nur nicht auch die beiden glanzvollsten, in Deutschland gerade bei der letzten großen Bewegung, wie es heißt, so völlig vermißten Naturgaben, Feldherrngenie und Staatskunst, im neuesten Magyarensturm wider alles Vermuthen auf die Oberfläche gekommen wären. Zum Glück für das zahme Germanenthum waren die Ungarn mit ihrer genialen Bescherung dieses Mal doch auf falsche Bahn gerathen und haben statt des gehofften Nutzens am Ende nur den empfindlichsten Nachtheil als Lohn gehabt. Zur Unzeit und in verkehrter Weise genial zu sein, ist eben auch kein Gewinn, und die loyalen Deutschen sollen aufrichtig Gott danken, daß er uns in diesem Puncte vor aller möglichen Gefahr behütet hat.

Dagegen gibt es aber auch für abgewitterte kleine Seelen nicht leicht einen süßern Trost, als die Mächtigen und Starken auf ihrer Bahn straucheln zu sehen. Hat man denn nun auch die Magyaren für ihre großartigen Ueberhebungen und für ihr soldatisches Wesen, wie billig, hart gestraft, so ist dieses Unerfolges ungeachtet der Stachel der Eifersucht über fremde Begabung und eigene Dürftigkeit doch in der deutschen Brust zurück-

geblieben und wird dieser Stachel durch das vorgenannte Buch des Herrn von Eötvös an seiner Schärfe nicht viel verlieren. Hätte dieses Buch irgend eine Celebrität der deutschen Staatsgelahrtheit zum Verfasser, so würde sich bei dem in Deutschland massenhaft aufgestapelten Wissensvorrathe Niemand über die vorzüglich gute Leistung verwundern, und könnte einer höchstens gegen die technische Gliederung der Schrift, sowie gegen ein Paar eigenthümliche Sprachwendungen des Verfassers etwas zu bemerken finden. Auffallen aber muß es, wie trotz der ungünstigen Culturverhältnisse im Ungarlande und mitten im Wellenstrudel materieller Glückseligkeitsbestrebungen, in denen wir uns die Söhne Arpad's bis auf den heutigen Tag vorzugsweise befangen dachten, ein Geistesproduct von solcher Reife und von so viel männlicher Tüchtigkeit zum Vorschein kommen konnte.

Der Verfasser scheint aber auch ein vorzüglich begabter Mann zu sein, und wäre sein Opus in französischer Sprache und besonders mit dem französischen Werken eigenthümlichen Tact geschrieben, so könnte man es füglich dem Esprit des lois im Allgemeinen an die Seite stellen, in vielen besonderen Dingen aber diesem berühmten Werke sogar noch vorziehen, weil Herr v. Eötvös seine Ideen am Erfahrungsreichthum eines großen Jahrhunderts abklären und erproben konnte und nebenher in der Kenntniß und in der Auslegungskunst sowohl antik-heidnischer, als urchristlicher Specialdocumente dem berühmten gallischen Cultur-Philosophen nicht selten überlegen ist. Sintemal aber das magyarisch geschriebene Original außerhalb Ungarn wenig verstanden wird, hat es der gelehrte Verfasser eigenhändig in das Deutsche übersetzt, und das Urtheil über den Inhalt des Buches sowie über die Darstellungsgabe seines Verfassers muß sich im Auslande nach dieser deutschen Uebersetzung richten.

Das Buch indessen ist nicht etwa bloß auf Deutschland be-

rechnet, es sucht seine Leser mit Recht in der ganzen civilisirten Welt. Ob aber deutsche Staats- und Socialstimmen unter den gegenwärtigen Umständen auf dem großen Welttheater besonders willkommene Klänge seien und durchzuschlagen die Kraft besitzen, will man hier nicht entscheiden. Gewiß aber ist nur, daß den meisten Menschen, wie der Dichter sagt, „der Verstand zu schwer ist“ und daß in doctrinären Schöpfungen beim Anblick langgestreckter, endloser Paragraphen selbst das inhaltschwerste Buch, selbst der glänzendste Ideen-Reichthum, selbst die schärfste Consequenz im Gedankenspiel die Lesekraft des neunzehnten Jahrhunderts nicht vor Ermüdung schützt. Der ungekünstelte, rauhe Wissensfanatismus der Reformationszeiten und ihr orthodoxer Ungeschmack haben in Europa gewissermaßen einer jonischen Milde, einer sybaritischen Gedankenweichheit, einer heidnischen Eleganz Platz gemacht, und erst die Form gibt heute der Substanz den vollen Werth. Lange Capitel gehören in den Roman, und in Gutzkow's neuestem Werke ginge mehr als der halbe Reiz verloren, wenn man den breiten Blumenteppich seiner zaubervollen Bilder in kleine Streifen zerschneiden wollte. Hr. v. Eötvös schreibt aber keinen Roman: Hr. v. Eötvös ist Staatsphilosoph, und wo mit völligem Brachliegen der Phantasie die Verstandeslogik allein regiert, da bewege man sich wo möglich in kurzen Abschnitten und in schneidenden Sentenzen und nehme Montesquieu oder W. H. Riehl zum Muster. W. H. Riehl mit seiner markigen Rede, seiner Gedankenfülle und seiner Antithesen-Kunst hat durch seine letzte Kundgebung über „die bürgerliche Gesellschaft“ formell alles geleistet, was bei uns in diesem Zweige der Literatur erwartet werden kann. Was wir hier anrathen, ist aber in der Ausführung viel schwieriger als man glaubt. Es läßt sich ja in der Art, seine Gedanken darzustellen, ebenso wenig als in dem Charakter des Denkers selbst willkürlich irgend

ein wesentlicher Zug verwandeln. Dennoch darf Hr. v. Eötvös versichert sein, daß wir seinem zweiten Bande, und sollte er auch ganz im unbeholfenen Kleide des ersten erscheinen, doch mit der lebhaftesten Spannung entgegensehen, weil er das Räthsel des Jahrhunderts wo nicht vollständig zu lösen, doch jedenfalls für Rettung der Staatsgesellschaft aus den gegenwärtigen Bedrängnissen neue Mittel und Wege anzudeuten versprochen hat.

Hr. v. Eötvös will uns sagen, was man jetzt in Europa thun soll, um die Revolution zu besänftigen, um der socialen Noth zu steuern, um dem hereinbrechenden Verderben zu entrinnen und endlich einmal den sehnsuchtsvoll erwarteten Zustand bleibender Glückseligkeit und Ruhe herzustellen. Um aber seinen Spruch mit Gründlichkeit zu thun und das wirksamste Heilmittel für die Zukunft anzuordnen, muß der Verfasser zuerst ein treues Bild der Gegenwart entwerfen, muß in scharfer Analyse die herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts schildern, muß mit einem Worte vor allem sagen, was bisher in Europa für zweckmäßige Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft geschehen ist. Die Antwort auf diese Vorfragen, ein für sich bestehendes abgeschlossenes Thema, enthält der erste Band vorgenannten Buches. Eine ärztliche Diagnose unserer politischen Gesundheitszustände ist gewiß das erste und größte, was die Literatur heute noch bringen kann. Um den Bericht gründlich zu stellen und das Bild in allen Theilen künstlerisch auszumalen, wäre über das Werk des Hrn. v. Eötvös eine Arbeit nöthig, wie man sie nur im Quarterly Review und in der Revue des deux Mondes niederlegen kann. Aber wie die Zeiten diesseits des Rheins heute sind, läßt uns „Penny wisdom" und „German wretchedness" über einen flüchtigen Journalartikel nicht hinüberkommen, weil die zehntausend deutschen Literaten mit all ihrer Gelahrtheit bisher weder ein Quarterly Review noch eine Revue des deux

Mondes zu Stande brachten. Sylbenstecherische Streitigkeiten, wie sie unsere Zeit über alten Schutt und über zweifelhafte Phrasen liebt, haben in der Wissenschaft sicherlich ihr Gewicht; aber noch weit bedeutungsvoller und für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes noch weit förderlicher, als die kunstvollen Responsorien unserer Alterthümler, ist das Eötvös-Thema mit dem wohlgetroffenen Bilde, welches der geistreiche Verfasser über den politischen Ideengang der europäischen Staatsgesellschaft von den Zeiten ihrer Begründung durch das lateinische Kirchenthum bis auf den heutigen Tag entwirft.

Man verstehe uns wohl! Nur die Staaten in Westeuropa, d. h. die vorzugsweise vom lateinischen Kirchenbegriff durchsäuerten Völkerschaften, mit Ausschluß jener Gegenden unsers Welttheils, wo man byzantinisch denkt und anatolisch gegliedert ist, sind Vorwurf dieser Schrift. Ohne es deutlich zu sagen, ja ohne es vielleicht selbst zu wollen, stellt Hr. v. Eötvös die beiden großen Gegensätze von Rom und Byzanz in den Vordergrund. Alle Achtung für unsere Bric-à-Brac-Staatskünstelei, ihren Kleinverkauf und ihren Hogarthisch eingeengten Blick! Wer für unsere politischen Zustände den letzten Ausdruck nicht in der lateinischen Kirchenfrage und ihrem anatolischen Gegensatz erkennt, mag in seiner beschränkten Sphäre zwar nützlich und brauchbar sein, im großen Heils-Consilium der Gegenwart mitzureden ist er aber nicht befugt. Niemand soll indessen für momentane Geltung und Profite fürchten! Das Buch, welches diesen zarten Punct berührt, ist unter den Gesetzen des Belagerungsstandes in Wien selbst gedruckt und wird, ob es gleich seinen Weg frei und unbeengt verfolgt, doch keiner politischen Richtung Grund zur Beschwerde geben. Bittere Wahrheiten, wenn sie mit Würde und Geschick auf die Bühne treten, hört selbst der Gewaltige in Geduld.

Wenn Hr. v. Eötvös gleich in der Einleitung sagt, man habe in Europa früher (bis zur Februar-Revolution) nur über Regierungsformen gehadert, jetzt aber seien Regierung und Gesellschaft selbst in ihrer Existenz bedroht, wird ihm Niemand widersprechen. Sieht er aber die gegenwärtige Gefahr nicht so fast in den revolutionären Angriffen auf die bestehende Ordnung, als in den Ansichten und Handlungen der „conservativen Regierungs-Majoritäten", welche Anno 1848 das Bestehende zu vertheidigen nicht den Muth besessen haben, weil sie selbst an ihr Recht nicht glaubten, so weiß ich nicht, was man in ** von dieser Magyaren-Phrase denken wird. Nicht die Stärke des Angriffes, sondern die Schwäche der Vertheidigung sei die Quelle des Unheiles von Anno 1848 gewesen, wie es ein Blick auf den ruhigen und wohlbefestigten Stand der Dinge in Belgien, in Großbritannien und selbst in Irland zeige. Im Selbstgefühl des Unrechts und ihres corrupten Regiments seien damals die Gewalthaber ohne Kampf in die Flucht gegangen. „Werden sie es künftig besser machen? werden sie in einer zweiten Versuchung stärker sein?" Die materielle Bewegung, den Aufruhr in den Straßen habe man freilich überall niedergeschlagen; doch in den Gemüthern sei der Aufruhr in Permanenz, weil die Ursache der jüngsten Ereignisse noch nicht gehoben sei und früher oder später dieselben Wirkungen erzeugen müsse. Daß in Westeuropa alle Staatseinrichtungen im innersten Kern faul und angefressen seien, so daß selbst wiederholte Siege der Ordnungspartei über ihre Gegner nichts mehr nützen und die Gefahr, wenn auch momentan beschwichtigt, doch immer von Neuem wiederkehre, meint Herr v. Eötvös, wisse und fühle Jedermann. Diesem allgemeinen Uebel der Zeit müsse natürlich auch etwas allen Staaten Gemeinsames als Ursache zu Grunde liegen und diese Ursache, dieses gemeinsame Etwas, sagt der Verfasser geradezu, habe man bisher

nicht erkannt, und es deswegen auch nicht richtig zu behandeln und nachdrucksam zu bewältigen verstanden.

Ein so kühnes Wort verräth dem Leser schon zum voraus, daß Hr. v. Eötvös in seiner Staatsklinik eigene Wege geht und die Quelle der europäischen Staatskrankheit irgendwo zu finden glaubt, wo sie bisher Niemand suchte. Was nicht etwa bloß speculirende Frömmelei, sondern auch redlich conservative und wohlwollende Männer über das abendländische Pandämonium denken, hat man in Europa seit mehr als sechzig Jahren oft genug gehört, und muß es noch bis zum Ueberdruß täglich in Zeitungen und Broschüren lesen. In der Voraussetzung, man sei selber gesund und weise und nur der sociale Körper sei krankhaft angethan, predigt und doctrinirt man im entgegengesetztesten Sinne, zerschlägt auf der einen Seite in gerechtem Zorn die Pressen, schließt die Schulen, belohnt nicht selten neben dem wahren Verdienste auch die Ignoranz, den Wankelmuth, die politische Schlechtigkeit und curirt, um es nur mit einem Wort zu sagen, kreuz und quer im Land herum, während sie auf der andern Seite mit gleicher Wuth gegen die ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, gegen Eigenthum und Familie declamiren und in der Auflösung aller gesetzlichen Ordnung gegen die Unordnung Hülfe suchen. Und doch wird das Uebel mit jedem Jahre schlimmer und zeigen sich bereits in vielen Gemüthern hoffnungslose Zweifel an der Wirksamkeit jeder politischen Medicin.

Hr. v. Eötvös ist nicht so extrem, noch so kleinmüthig und verzagt, er meint geradezu, man habe die Sache noch nicht von der rechten Seite angegriffen und es sei folglich durch gründlicheres Einsehen noch Hülfe möglich. Muß denn aber auch — scheint er zu fragen — das vorgenannte allen westeuropäischen Staaten gemeinsame „Etwas“ ein ursprünglich übles sein? kann

bei mangelhaftem Verständniß und bei verkehrter Behandlung nicht auch das an sich Gute in seinem Gefolge Schlimmes erzeugen, und ist letzteres nicht namentlich in Westeuropa jetzt der Fall? Unmittelbar auf diese Frage hin wird über den Ursprung der westeuropäischen Staatsgesellschaft eine Meinung aufgestellt, die vielleicht nicht Jedermann gefallen wird. Man mag indessen die Sache wenden wie man will, man mag sich gegen die Thesis des Verfassers auch noch so heftig sträuben, es ist und bleibt dennoch wahr, dieses Westeuropa ist seinem innersten Wesen nach eine Schöpfung der lateinischen Kirche, des heiligen Stuhles, des römischen Pontificats. Alles Denken, Bewegen und Handeln, ja das ganze Sein der lateinisch geschulten Staaten Europa's verräth von der Kindheit ihrer Existenz bis auf diese Stunde, woher wir gekommen sind,

et documenta damus, qua simus origine nati.

Das Papstthum hat alle Völker, über die es einmal geherrscht, gewissermaßen geistig umgewandelt, und in ein jetzt nicht mehr ausscheidbares Ganzes zusammengeschmolzen. Gregor VII. und Innocenz III. waren mächtigere und größere Eroberer, Gesetzgeber und Staatenbildner, als selbst Carolus Magnus und Napoleon. Nur das christliche Rom hat eine Universal-Monarchie im vollen Sinne des Wortes zu Stande gebracht, und ein gemeinschaftlicher europäischer Gedanke ist erst durch die Staatskunst der römischen Päpste nach unserem Welttheil gekommen. Dieser europäische Gedanke ist unsterblich. Selbst die Reformation hat ihn nicht erstickt, hat dieses gemeinsame Band, wie der Verfasser sagt, nur äußerlich und materiell zerrissen: innerlich und geistig seien die einzelnen Nationen des Occidents doch verwandt geblieben, d. h. der Begriff eines legalen, wenn auch passiven Widerstandes der geistigen Gewalt gegenüber der materiellen Willkür ward diesen Völkern

zuerst vom heiligen Stuhle eingeimpft und mit diesem Angebinde zugleich im Herzen aller lateinischen Staaten der Keim bürgerlicher Freiheit und guter sittlicher Ordnung unaustilgbar angepflanzt. Die Ideen, welche in ihren Sendschreiben Gregor VII. und seine großen Nachfolger auf Petri Stuhl über Ursprung, Natur und Tendenz aller weltlichen Gewalt unter die Völker Europa's geschleudert haben, leben und blühen noch heute fort. Aller Häresien, aller geistigen Ungleichheit, alles Wissensstolzes und aller Feindschaft ungeachtet sind Geistesrichtung und Gesittungsbegriffe im weitesten Sinn allen einst und jetzt katholischen Völkern doch gemeinsam geblieben und fürwahr, die Beredsamkeit eines lutherischen Oberconsistorialrathes hat in letzter Instanz mit der salbungsvollen Homilie seines katholischen Amtsbruders ganz und gar dasselbe Ziel. Ob heute das Wort in Erlangen und Berlin, oder ob es in München und Salamanca gesprochen wird, wer fände da noch einen Unterschied? Das Bedürfniß, den innern Trieb sich dem Byzantinismus zu widersetzen, der blinden Materie den Geist, der eisigen Erstarrung die Bewegung, der Finsterniß das Licht, der Rohheit die Politur und der brutalen Willkür das Gesetz entgegenzustellen, könnt ihr nicht mehr zum Schweigen bringen. Und wird auch der Schlachtruf jener mittelalterlichen Heroen politisch-sittlicher Freiheit jetzt in Europa nicht mehr gehört, so saust der Sturm und rollen die Donner, wenn auch im Capitol verstummt, bald aus einer andern Himmelsgegend, weil sich der Frevel am Heiligthum vergreifen und die ewige, von Gott selbst eingesetzte Ordnung stören will.

Welcher Mittel, um diesen jetzt vielfach lästigen Geist des sittlichen Widerspruches wieder zu bannen, man sich seit den Tagen St. Dominic's bis auf die neueste Zeit selbst auf Seiten derjenigen bediente, die ihn zuerst heraufbeschworen, wissen wir alle, und eben jetzt hat man nicht etwa bloß gegen die schädlichen

Auswüchse — was allgemein zu billigen wäre —, sondern gegen alles, was dem irdischen Dasein Reiz verleiht, in Europa als letzten Trumpf den Byzantinismus ausgespielt. Wo immer der Byzantinismus als Lebens- und Staatsprincip zu voller Geltung kam, wie einst am Bosporus, hat materielle Willkür und brutale Kraft den Widerstand der geistigen Gewalt nicht bloß übermannt und niedergedrückt, er hat ihn vollständig erstickt und an seine Stelle eine Staatsform hingestellt, welche die Völker des Abendlandes mit ihren gemeinsamen Civilisationsbegriffen niemals ertragen werden.

Aber wie? denkt vielleicht mancher Leser, wäre also die europäische Staatskunst in ihrem Wesen heute überall byzantinisch und antichristlich? Die Beantwortung dieser Frage, ja die Frage selbst liegt nicht im Ideengang des Verfassers. Hr. v. Eötvös bleibt ganz auf dem Wege der Erfahrung, der Wirklichkeit, des Thatbestandes und stellt seinen Lesern in frostiger Ruhe folgendes Dilemma hin: Entweder sind die allen Westeuropäern gegenüber der materiellen Gewalt gemeinsamen Gesittungsbegriffe falsch und ist der ganze Entwicklungsgang der christlich-abendländischen Civilisation nur eine lange Verirrung und diese in ihrem Endergebniß nicht zu verwirklichen, oder Wissenschaft und Staatskunst haben sich getäuscht, haben die herrschenden Begriffe nicht verstanden und die Lösung ihrer großen Aufgabe, den Staat vernünftig einzurichten, auf falschen Wegen versucht. Das erstere, meint Hr. v. Eötvös, sei offenbar unmöglich, und folglich müsse die Schuld der gegenwärtig den ganzen Occident umschlingenden Bedrängnisse am zweiten liegen. Sind bei uns die Fortschritte in der Wissenschaft der Natur colossal, so sind sie dagegen in der Wissenschaft des Staates das Gegentheil und wird alles, was man bisher auf diesem Gebiete gethan und geschaffen hat, durch ein allgemeines Gefühl des

Mißbehagens verdammt. Was soll man also thun, um die Staatspraxis mit den herrschenden Begriffen und mit den sittlichen Bedürfnissen unserer Zeit in Harmonie zu bringen? Nach der Meinung des Verfassers soll man nicht etwa, wie es nur zu häufig geschieht, den unglücklichen Versuch machen, die im Occidente herrschenden Staatsbegriffe, dieses nothwendige Ergebniß der Vergangenheit, selber zu ändern, was der Einzelne zu vollführen auch nie vermöchte, sondern man muß nur diese im Occidente herrschenden Begriffe in ihrer Anwendung berichtigen und folglich die alten Staatsschulgötzen vom Throne stoßen. Mit trockenen Worten will Hr. v. Eötvös geradezu sagen: „Ihr müsset das Staatenconstruiren erst lernen, weil ihr es noch nicht könnt."

Was etwa die liberalen Staatspraktiker und Revolutionsphilosophen neuesten Gepräges bei diesem magyarischen Syllogismus denken, ist freilich noch ungewiß. Das Heilmittel selbst aber will der Verfasser nicht in der philosophischen Speculation des Abendlandes, nicht im blinden Glauben auf die Lehren eines Hobbes, eines Rousseau, eines Pufendorf und Helvetius, sondern gleich den Naturwissenschaften mit Verschmähung aller Metaphysik und transcendentalen Theorie bloß in der Erfahrung suchen, wie sie in Europa eine zweitausendjährige Geschichte schon fertig darbietet. Der erste Theil des Eötvös-Werkes ist wesentlich retrospectiv und daher vom größten praktischen Interesse. Untersuchungen über den Ursprung der gesellschaftlichen Zustände und des Staates hält er für ganz nutzlos, weil Gesellschaft und Staat, selbst in großen Dimensionen, schon in der Natur des Menschen liegen und deswegen nothwendige Formen unserer Existenz seien. Hr. v. Eötvös will in seinem Buche eigentlich nur zwei Fragen erörtern:

Erstens ob die herrschenden Zeitbegriffe (Freiheit, Gleichheit

und Nationalität), sowie man sie jetzt versteht, unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Civilisation, ohne das Bestehen größerer Staaten unmöglich zu machen, in Europa verwirklicht werden können? Und wenn dieses nicht geschehen könne, ob zweitens für Hebung des zwischen den Zeitbegriffen und den Staaten der Gegenwart herrschenden Gegensatzes nicht eine neue Form des Einklanges zu finden sei, und im bejahenden Falle welcherlei Modificationen in diesen Staaten eintreten können, ohne sie aufzulösen, und eintreten müssen, um den herrschenden Zeitbegriffen zu entsprechen und endlich eine dauerhafte Ordnung herzustellen?

Dem ganzen Unternehmen des Verfassers liegt die richtige Ueberzeugung zu Grunde, daß in Europa an bleibende Ruhe und an wahre Befriedigung der Gemüther nicht zu denken sei, so lange die wichtigsten durch den Staat bedingten Verhältnisse des Daseins mit den Ueberzeugungen aller im Widerspruche stehen.

Zur größten Freude theorien-müder Leser will also Herr v. Eötvös nicht die früheren Staats-Utopien durch ein neues Phantasiegebilde vermehren und eine Staatsform erfinden, welche dem philosophischen Ideal menschlicher Gesellschaft am vollkommensten entspräche. Von solchen Thorheiten ist Niemand weiter entfernt, als der Verfasser; er will nur auf eine für die Verhältnisse, wie sie heute sind, zweckmäßige Einrichtung des staatlichen Daseins hindeuten — und zwar nach den Lehren, die man aus der christlich-europäischen Vergangenheit ziehen kann; er will mit einem Worte für die Staatswissenschaften das werden, was Baco von Verulam seiner Zeit für die Naturwissenschaften gewesen ist.

Alles nähern Eingehens in den Inhalt selbst will man sich vor der Hand lieber ganz enthalten, weil mehr als eine dürre Gedankenskizze doch nicht zu dulden wäre.

Uebrigens wird diese Schrift des Hrn. v. Eötvös vermuthlich eine bedeutende Zukunft haben, und wir möchten sie geradezu einen politischen Oedipus nennen, wenn wir nicht die Eifersucht ähnlicher Bestrebungen scheuen müßten. Ein Zeitspiegel, ein Daguerrotyp der Gegenwart voll überraschender Gedankenwendungen und Ansichten ist sie gewiß. Ebenso gewiß ist aber auch der melancholische Eindruck und der bittere Nachgeschmack, den sie im Gemüthe blindgläubiger, factiöser, überschwänglicher und süffisanter Geister durch ihre Färbung überhaupt, durch ihr eilftes Capitel aber insbesondere zurücklassen wird. Oder ist es nicht schon traurig, wenn wir glauben sollen, daß sich die Ideen der Freiheit und Gleichheit unter einander selbst aufheben, die Idee der Nationalität mit den beiden genannten in flagrantem Widerspruche stehe und daß es unmöglich sei, ohne in das Chaos zurückzukehren, d. h. ohne Auflösung aller bestehenden Staaten, die Begriffe der Freiheit und Gleichheit, wie sie jetzt in Europa verstanden werden, je zu verwirklichen?

Wie in vielen andern Dingen wird das hoffnungsloseste Horoskop auch in der Nationaleinheitsfrage wieder dem deutschen Volk gestellt, weil bei den germanischen Stämmen „die Kräftigung des Kaiserthums als höchster monarchischer Gewalt immer als erste Grundbedingung der Nationaleinheit betrachtet worden, das größte Hinderniß aber, an dem alle Versuche, diese staatliche Form zu erzielen, gescheitert seien und in Ewigkeit scheitern müssen, immer in der (durch die Zeit geheiligten und jetzt unzerstörbaren) monarchischen Gewalt der Regenten der einzelnen Theile zu suchen sei."

Das Schlimmste in der Sache ist aber der in den beiden Capiteln sechs und sieben durch den Verfasser gelieferte Beweis, daß selbst die Verwirklichung der drei Lieblingsprincipe, der Freiheit,

Gleichheit und Nationalität, wenn sie in dem jetzt geltenden Sinne möglich wäre, der europäischen Menschheit doch keine Befriedigung gewähren könnte. Natürlich werden neben den übrigen Weltverbesserungsversuchen der neueren Zeit auch die republikanischen Bestrebungen der letzten sechzig Jahre, wie es scheint, nicht ohne gutes Recht, mit dem gemeinsamen Anathem trostloser Unfruchtbarkeit geschlagen. Arena sine calce, sagte Caligula von gewissen Schöpfungen lateinischer Literaten, und Hr. v. Eötvös meint, eine Masse Schutt, ob man sie nun als Kegel oder als Pyramide häufe, vermöge den Einflüssen des Sturmes und des Regens nicht lange zu widerstehen. Diesen Satz praktisch und aller Welt faßlich bewiesen zu haben, sei unleugbares, aber auch einziges Verdienst der Februar-Revolution.

Auf die Frage „welcher Zukunft wir entgegen gehen" lautet die trockene, wohlbegründete und so zu sagen unwiderlegliche Antwort: Der Impuls, die Strömung der Begebenheiten führe die europäischen Völker, wie sie jetzt sind, überall und zwar mit Riesenschritten zur absoluten Herrschaft eines Einzigen, gleichviel ob der Communismus oder sein Gegensatz, der Conservatismus und das Eigenthum in Europa siege. Der Verfasser sagt nicht, daß man im Occident eine besondere Vorliebe für despotische Staatsgewalten habe, wohl aber ist er überzeugt, daß die Völker größerer Staaten selbst auf der höchsten Bildungsstufe niemals zur Ausübung der Herrschaft fähig seien und folglich im Despotismus der Einzelgewalt allein gegen Anarchie und Verzweiflung Hülfe finden. Dagegen schaudert der Verfasser vor dem Communismus nicht nur nicht zurück, wie es jetzt bei den Schwachen der Zeit üblich ist; es wird dem Communismus gleiche Berechtigung mit dem neu entstehenden Christenthum selbst zuerkannt und sogar sein Triumph in der

Form des vollendetsten Despotismus nicht für unmöglich erklärt. Selbst den Umsturz der Verfassung in Frankreich durch das Heer rechnete der scharfsinnige Magyar schon vor bald einem Jahre nicht zu den Unmöglichkeiten. Und wider alles Vermuthen haben die neuesten Ereignisse diese Voraussicht vollständig bestätigt und den Credit dieser Schrift bedeutend erhöht.

Es ist ein neuer Cultus in der Welt und von den Altären der alten Götter — seht ihr es denn nicht? — flieht es massenhaft. Alles was leere Taschen hat, was rechtlos und bedrängten Herzens ist, „quorum est infinita multitudo", nimmt den neuen Glauben und seine Leidenschaften an. Kampf auf Leben und Tod ist das Losungswort, und an friedlichen Vergleich der feindlichen Elemente soll Niemand denken, weil die einen alles nehmen, die andern nichts lassen wollen. Selbst Sieg oder Niederlage der Dränger ist in der Wirkung gleich; beides wetzt, stachelt, reizt den Heißhunger, den Zorn und die Begier. Und sobald die Nichtbesitzenden streitgewandter und stärker sind, als die welche haben und nicht geben wollen, wird kein Diocletianus unserer Zeit die Umwälzung zu verhindern die Macht besitzen.

Ihr könnt noch Tausende von Chateauneuf erschießen und nebenher die öden Nukahiwaklippen mit zahllosen Exulanten füllen, das Blut, die Thränen, das Elend, die Verzweiflung werden immer neue Kräfte des Widerstandes schaffen! Und eben weil die Gewalt auf keiner Seite mäßig, gerecht und weise ist, sind wir zwar nicht verzagt, aber doch hoffnungslos. Im Glauben an eine Möglichkeit des Besserwerdens und des friedlichen Verlaufes sind wir zwar freilich mit Hrn. v. Eötvös in Harmonie, aber, um es ihm nur gleich vorweg zu gestehen, seine Zuversicht, den tief eingefressenen Zwiespalt der Zeit durch Aufstellung einer neuen Wissenschaftsformel thatsächlich zu heben

scheint uns beinahe märchenhaft. Hat denn die Vernunft heute eine größere Macht über die menschliche Leidenschaft als in der Vergangenheit? Den Sturmwind in seiner Furie könnt ihr hemmen, aber die rollende Strömung des Jahrhunderts durch Weisheit und Ueberlegung in eine andere Bahn zu lenken, seid ihr durch eigene Schuld unvermögend. Beweist uns Hr. v. Eötvös in seinem zweiten Bande das Gegentheil, so ist er ein Wiederhersteller Europa's und hält Hüon's Wunderhorn in seiner Hand.

II.

(1855.)

Der kurze Bericht, den wir über den ersten Theil des obengenannten, in seiner Art merkwürdigen Werkes vor etwa drei Jahren im „Deutschen Museum" erstattet haben, wird im Gedächtniß der Leser und Gönner staatswissenschaftlicher Schriften hoffentlich nicht ganz erloschen sein. An flüchtigen Umrissen zu einem Conterfei des Verfassers, seiner Nation und seiner literarischen Thätigkeit durfte es bei jener Gelegenheit natürlich nicht gebrechen. Und was den Inhalt des vorausgegangenen ersten Theils selbst betrifft, hat man es an der redlichsten Bemühung, den Gegenstand und die Substanz der magyarischen Lucubration auf möglichst engen Raum zusammenzudrängen, gewiß auch nicht ermangeln lassen. Wie schwer es aber sei, über ein mit unanfechtbarer Gedankenconsequenz geschriebenes Buch von 448 Seiten kurz und bündig zu referiren, wird man Sachkundigen nicht zu sagen brauchen. Viel durfte man aber in der Sache schon damals nicht mehr bringen, weil gelehrte Untersuchungen über Politik im Allgemeinen und besonders über die Kunst, wie man den Staat einzurichten habe, daß Jedermann darin glücklich und zufrieden werde, seit dem Frankfurter Parlament bei dem deutschen Publicum, ich will nicht sagen in Mißcredit gefallen, aber doch gewiß im Preis bedeutend gesunken waren. Ja, so weit ist es

bereits gekommen, daß Schriften über das Regierungswesen bei den meisten Lesern als nutzlose Spielereien angesehen und zum Gebiet der politischen Archäologie gerechnet werden. Wenn Staatsgeschäfte jener Czarin schon in Praxi Langeweile machten, wie soll man erst von der Doctrin, von der Metaphysik und von den unfaßbaren Abstractionen dieser edlen Wissenschaft auf Platon, Thomas Morus und Rousseau hin in Europa noch viel Unterhaltung hoffen? Zwar gleicht in Deutschland und in Ungarn nicht Jedermann jener trägen Moskowiterin, am wenigsten aber würde Hr. von Eötvös selbst im Bewußtsein, daß er auf solider Unterlage stehe, mit den Ausdrücken „Metaphysik" und „unfaßbare Abstractionen" zufrieden sein. Indessen finden wir doch Alle ein Capitel des fruchtbarsten und genialsten der gegenwärtigen deutschen Romandichter, z. B. den Fortunaball oder Schlurck's Lebensgang und Ende, unendlich reizender als die lehrreichste, schärfste und nützlichste Deduction über das Ein- oder Zweikammersystem oder über die Resultate der administrativen Centralisation, ja sogar über die wichtige Frage, „ob gegen den Absolutismus der Staatsgewalt Selfgovernment wirklich die einzige Schutzwehr sei."

Wenn dem Leser aus dem ersten Theile dieses Werkes nur die feste Ueberzeugung geblieben ist, daß die Begriffe Freiheit, Gleichheit und Nationalität, wie man sie im Occident bis jetzt verstanden hat, sich gegenseitig zerstören, daß ihre Verwirklichung nothwendig zur Auflösung aller größeren Staaten führen müsse und daß die Menschheit durch Verwirklichung dieser Begriffe keine Befriedigung finden könne, so hat sich der gelehrte Verfasser bisher nicht umsonst bemüht. Alles dieses vorausgesetzt, könnten wir im Vertrauen auf die Gedächtnißtreue des Lesers ohne viel Bedenken zum Inhalte des zweiten Theils übergehen und in der Analyse desselben wo möglich noch gedrängter, noch kurzsylbiger und noch lapidarischer als beim ersten sein. Doch darf man, um

Ansehen und Credit des Hrn. von Eötvös in den Augen des Lesers noch zu vermehren, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die kurz nach der Ausgabe des ersten Theils in Frankreich eingetretenen großen Ereignisse die Ansichten des Verfassers über den Einfluß der herrschenden Zeitbegriffe auf den Staat vollkommen bestätigt haben. Sagt und beweist nun aber Hr. von Eötvös, daß der Gegensatz und der nicht zu lösende Conflict zwischen den Einrichtungen des Staats und den Grundsätzen unserer ganzen Gesittung die wahre und einzige Quelle aller Leiden und aller Unruhe der Gegenwart sei, so wird ihm in Folge der eindringlichen Mahnungen des Augenblicks jeder Freund der Wahrheit Beifall zollen. Zeigt sich aber als Hauptgedanke seiner Schrift, daß zwischen der Richtung des Staats und zwischen der Richtung, in welcher sich alle übrigen Beziehungen des Lebens entfaltet haben, jetzt wieder derselbe Gegensatz eingetreten, wie einst zwischen den Ideen des Christenthums und der antiken Civilisation, so glaube ja Niemand, er habe einen Mann des Rückschritts, einen Gerlach oder Leo mit ihren mittelalterlichen Wiederherstellungen vor sich. Wenn man das Naturnothwendige, das Berechtigte und Wohlthätige einer Richtung hervorzuheben versteht, meint einer nicht auch zugleich die Verirrungen, die Mängel und die verwerflichen Aussprünge derselben zu vertheidigen. Wer immer das Werk des Verfassers im Zusammenhange gelesen und seinen Gedankengang Schritt vor Schritt begleitet hat, wird rasch erkennen, daß durch die Alternative, „entweder ganz zu den Grundsätzen des Alterthums zurückzukehren, oder die Grundsätze der christlichen Gesittung auch im Staate zu verwirklichen", selbst für das exclusivste protestantische Bewußtsein keine Störung zu besorgen sei. Oder ist etwa die Idee der geistigen Freiheit des Individuums im Gegensatze zur absoluten Gewalt des Cäsarismus nicht durch das Christenthum in die Welt gekommen? Und

wem hat man es zu verdanken, wenn die geistigen Zustände des lateinischen Occidents heute nicht wie im orthodoxen Byzanz und in Rußland sind? Sieht der Verfasser in der Freiheit der Kirche die höchste, die einzige, unerschöpfliche, moralische Garantie, welche die Selbständigkeit der einzelnen Theile des Staats der materiellen Gewalt der Gesammtheit gegenüber besitze, so soll und wird diese Thesis Niemand mißverstehen, wenn nicht engherzige Parteizwecke mehr als die Wahrheit gelten sollen. Hat aber die Allmacht der Kirche des Mittelalters die Reformation, oder hat das meisterhafte Institut des Jesuitismus in Europa etwa die Revolution verhindert? Daß aber nun Hof-Eunuchismus und Censur stärker als diese beiden Gewalten seien, scheint Hr. von Eötvös auch nicht zu glauben. Folglich muß die Bewegung, in deren Mitte sich jetzt der Occident befindet, entweder zur Vernichtung unserer auf das Princip der individuellen Freiheit begründeten Civilisation oder zur Verwerfung jener Grundsätze führen, welche die Hofphilosophen des Tiberius gelehrt und ihre Meinungsgenossen bis auf den heutigen Tag in Europa verfochten haben.

Ich weiß nicht, ob schon vor Hrn. v. Eötvös irgend ein Staatswissenschaftler erkannt und bewiesen hat, daß man das Princip absoluter Gleichheit zwar als den herrschenden Begriff der Schule und der Journalistik, nicht aber als den herrschenden Begriff des neunzehnten Jahrhunderts betrachten könne. Durch diese einzige Thesis, fürchten wir, hat der freisinnige Verfasser Gunst und Beifall der gesammten deutschen Staatsscholastik verscherzt. Widerspruch und Ungunst werden aber noch entschiedener hervortreten und eine noch viel drohendere Miene annehmen, wenn man erst einmal merkt, daß der Verfasser nicht von einer vollkommenen Unterwerfung des Individuums unter eine Gesammtheit ausgeht, sondern das Princip der individuellen Freiheit auch als Regel für die Einrichtungen des Staats aufstellen und auf diesem

Wege die socialen Uebel und Gefahren der Gegenwart beschwören will.

Im Sinne des Verfassers hätte also die Staatswissenschaft, wenn sie diesen Namen verdienen will, Mittel und Wege anzudeuten, wie dieses Ziel zu erreichen und der Gegensatz zwischen den Forderungen des absoluten Staates und den Bestrebungen aller Einzelnen aufzuheben sei. Ob aber Georg Beseler und L. Stahl ihre Aufgabe auch so verstehen, wollen wir unbesprochen lassen. Zugleich aber ist mit dieser Definition auch der Inhalt des Ganzen 550 Seiten starken zweiten Theils in nuce angegeben. Bei aller innern Wichtigkeit sind lange Verhandlungen über diesen Gegenstand eingestandenermaßen von einem Beigeschmacke trockener und ermüdender Eintönigkeit unzertrennlich. Hr. von Eötvös jedoch hat sein Thema mit einem solchen Aufwande dialektischer Gewandtheit, Begriffsschärfe und praktisch-reifer Einsicht, Belesenheit und Arbeitskraft behandelt, daß man ihm wie einem sichern und wegeskundigen Führer durch das unabsehbare Labyrinth der Argumente gern und willig bis an das Ende folgt.

Wenn der Verfasser dabei einerseits das Bestehen größerer Staaten und einer starken, d. h. absoluten und concentrirten Staatsgewalt als gemeinsames und unabweisbares Bedürfniß der Gegenwart erkennt, andererseits aber doch das Princip der individuellen Freiheit als ebenso unerläßliche Zeitnothwendigkeit im Staate verwirklicht sehen will, so wird man auf die Wendung begierig sein, durch welche der magyarische Staatsphilosoph den innern Widerspruch der beiden Thesen zu überwinden und auszugleichen denkt. Offenbar liegt das Wesen des ganzen Buches in der genügenden Beantwortung der Frage, „wie, ohne die Erhaltung größerer Staaten und den Bestand einer kräftigen Regierungsgewalt zu gefährden, die individuelle Freiheit zu begründen sei?“ Wird — fragen wir — im Buche des Hrn. von Eötvös

die Ausgleichung der Widersprüche aus dem rein idealen Standpunct construirt, oder wird von einer praktischen Möglichkeit und einer Norm geredet, nach welcher sich Völker und Reiche des lateinischen Occidents gesund und kräftig bewegen und einer naturgemäßen Entwickelung entgegenreifen können? Im erstern Falle wären die sechsthalbhundert Seiten des gelehrten Freiherrn mehr als überflüssig; man ist in Europa nach langen Irrsalen und vielen Täuschungen der müssigen Utopien und des unpraktischen Schulgeredes endlich überdrüssig, und die unzufriedenen, in ihrem Lebensprocesse gelähmten Staaten des Occidents „aus der Tiefe des Gemüths" zu reconstruiren, wäre jetzt wahrhaft nicht mehr an der Zeit.

Wenn nun Sicherheit der materiellen und der moralischen Güter aller Einzelnen der Zweck des Staates überhaupt ist, und wenn folglich der Verfasser im Bestehen des Staates die erste Garantie der individuellen Freiheit erkennt, so wird ihm in diesen beiden Puncten Niemand widersprechen.

Daß aber der Staat, um anderen Staaten gegenüber seine Selbständigkeit zu erhalten und im Innern die Güter der Einzelnen machtvoll zu schützen, eines bedeutenden Maßes von Kraft bedürfe, ist auch nicht anzufechten. Kraft aber, meint Hr. von Eötvös, sei nur da möglich, wo Ein Wille und zugleich die Macht, diesen einen Willen in Thaten umzusetzen, vorhanden ist. Bei einer Vielheit aber, wie es der Staat ist, sei Einheit des Willens und der That nur durch Centralisation zu erzielen. Also, lautet der Schluß, könne der Staat nur insofern seinem Zweck entsprechen, als bei Gründung desselben das Princip der Centralisation überwiegend ist.

Liest einer im zweiten Theile etwa nur die beiden ersten Bücher und vom dritten bloß die fünf ersten Capitel, so könnte er glauben, Hr. von Eötvös wisse zum größten Verdrusse Lord Palmerstons

gegen die Uebel der Zeit auch kein anderes Heilmittel als die absolute Gewalt, wie sie das kaiserliche Rom und das orthodoxe Byzanz verstand. Unser Verfasser ist aber von der Schule jenes Nerva Cäsar, welcher „res olim dissociabiles miscuit: principatum et libertatem.“ Ob nun das Principat einem Einzelnen, oder Mehreren, oder Allen übertragen sei, mache keinen Unterschied. Daß aber die Freiheit des Einzelnen gegen die absolute Gewalt des Staats unter jeder Form gewisser Garantien bedürfe, das ergebe sich von selbst, weil der Wille des Staats immer nur der Wille der Mehrheit sei. Dieses Bedürfniß individueller Freiheitsgarantien begreift unsere Zeit allerdings leichter, als jener allmächtige Cardinal mit seinem „je n'en vois pas la nécessité.“

Wie aber denkt nun der Verfasser diese Garantien zu beschaffen und den Ausschreitungen der absoluten Staatsgewalt Grenzen zu setzen? Etwa durch Theilung der Gewalten, wie man es seit Jahrhunderten in Europa gelehrt und zum Theil vollzogen hat? Da seiner Doctrin zufolge die Einheit des Staats und mit ihr das Bestehen desselben in keinem Falle gefährdet werden darf, so kann er seine Garantien begreiflicherweise nicht in der Theilung der Gewalten suchen, weil diese Theilung, wo sie immer thatsächlich verwirklicht wurde, überall die Vernichtung der Staatsgewalt nach sich gezogen hat und folglich das Heilmittel noch schlimmer als das Uebel selber gewesen ist. Allen diesen Uebelständen, meint Hr. von Eötvös, sei nur durch eine Organisation der Staatsgewalt zu entgehen, durch welche man, ohne die Einheit derselben zu zerstören und ohne die absolute Gewalt, deren sie bedarf, zu gefährden, dafür gesichert wird, daß die Gewalt des Staats nur im Interesse des Staats selbst gebraucht werden könne. Diese Sicherheit aber sei lediglich nur unter der constitutionell-monarchischen Staatsform zu erreichen.

Der geehrte Verfasser scheint zu vermuthen, es könnte mancher Leser mit Hindeutung auf die Dinge vor Sebastopol und auf so vieles Andere, was in den jüngsten Zeiten in Europa geschehen ist, sein Freiheitsrecept weniger neu, weniger überraschend und vielleicht auch weniger drastisch finden, als man auf den ersten Theil des Werkes hin erwartet habe. Wie die Morgenländer in der Medicin, so sind wir Abendländer in der Politik. Beide verlangen und erwarten von dem Heilkünstler augenblickliche Hebung der Uebel, aber ohne eigene Mühe, ohne Schmerz, ohne Kosten und besonders ohne Störung in den täglichen Angewöhnungen und in den altererbten Vorurtheilen. Diese Kunst scheint nun aber auch Hr. von Eötvös nicht zu besitzen, und er fügt deswegen die sehr verständige Bemerkung hinzu, Freiheit und Wohlfahrt des Einzelnen könne auch durch die zweckmäßigste Einrichtung der Staatsgewalt nie vollkommen gesichert werden. Etwas Geduld, scheint es, muß man mit den Gewaltigen immer haben, und vermuthlich wird es auch noch lange beim Spruche des Apostels bleiben: Gehorchet ihnen um Gotteswillen, wenn sie es auch so schlecht als möglich machen.

Beschränkung des Kreises, innerhalb dessen der Staat seine absolute Gewalt ausübt, wäre also das große Recept, um den Einzelnen ihre persönliche Freiheit zu garantiren.

Ist aber eine so wirksame und nachhaltige Beschränkung der öffentlichen Gewalt auch möglich? Das Gewicht dieser Frage fühlte Hr. von Eötvös selbst am besten und er verwendet den Inhalt des ganzen höchst wichtigen und lehrreichen vierten Buches, um nicht etwa auf dem Wege dürrer Speculation, sondern der Erfahrung die Möglichkeit dieser Beschränkung darzuthun. Der gelehrte Verfasser sucht in diesem vierten Buche zu beweisen, daß alle jene Gründe, welche man für das in Frankreich befolgte System starrer Centralisation anzuführen pflegt, auf Irrthümern

beruhen und daß durch eine Beschränkung der Staatsgewalt auf dasjenige, was nur den Staat betrifft, oder nur durch den Staat geleistet werden kann, weder die Macht des Staats, noch die Freiheit der Einzelnen, noch der Fortschritt des Ganzen gefährdet werde. Beredt und warm wird demonstrirt, daß alle jene Gefahren, welche die bürgerliche Gesellschaft in unserer Zeit bedrohen, daher entstanden sind, daß man dem Staate eine Aufgabe gestellt, welche größere Staaten niemals zu lösen vermögen. Das einzige Mittel denselben zu begegnen, liege daher seiner festen Ueberzeugung nach darin, daß wir eine Bahn verlassen, die mit jedem Schritte, den man auf ihr fortgerückt, in allen uns bekannten Staaten statt Ruhe und Befriedigung nur eine Reihe von Umwälzungen oder wenigstens eine immer zunehmende Opposition gegen den Staat zur Folge hatte. Für die Kraft aber, durch welche der Verfasser die absolute Macht des Staates auf einen gesetzlich bestimmten Kreis beschränken und gleichsam festbannen will, hat er von der brittischen Schule den Ausdruck „Selbstregierung (Selfgovernment)“ entlehnt und er ist nebenher von der unfehlbaren und souveränen Wirksamkeit dieses Heilmittels so innig überzeugt, daß er es geradezu als das einzige erklärt, durch welches sich größere Staaten gegen jede Despotie und gegen jede Revolution schützen können.

Centralisation in Allem, was den Staat als Ganzes betrifft, und Selfgovernment in allem Uebrigen, d. h. zwei von Natur aus feindliche Kräfte nebeneinandergestellt und in schönster Harmonie, sind von nun an das Losungswort des Zeitgenossen!

Durch welche Gesetze und organische Einrichtungen aber der Friede, das Gleichgewicht und das harmonische Zusammenwirken der beiden sich gegenseitig befehdenden Principien herzustellen und dauerhaft zu erhalten sei, sucht der Verfasser in den beiden letzten Büchern (5 und 6) seines Werkes erschöpfend und mit vollstän-

diger Sachkenntniß eines gewandten Staatsmannes auseinanderzusetzen.

Etwas durchaus Originelles und vor ihm noch nie Gesagtes wird und kann der Leser zwar auch in den staatswissenschaftlichen Corollarien dieses fünften und sechsten Buches nicht finden; der gelehrte Verfasser hat aber auch nicht die Prätension, überall Neues und Unerhörtes vorzubringen. Dagegen gebührt Hrn. von Eötvös mit Recht das Lob, an die Stelle der speculativen Staatswissenschaft, die in Europa seit sechzig Jahren so großes Unheil gestiftet hat, eine Staatswissenschaft der Erfahrung gesetzt zu haben. Es ist ja, wie wir Alle wissen, unleugbare Thatsache, daß im letzten europäischen Sturm eben jene Staaten, in welchen man die durch die neuere Staatswissenschaft aufgestellten Grundsätze befolgt und streng an dem Princip der Centralisation festgehalten hat, die größten Umwälzungen erlitten haben, während andere in eben dem Maße von diesen Gefahren freigeblieben sind und sich eines allseitigen Fortschrittes erfreuen, als man in denselben das Princip der Selbstregierung mit den Bedürfnissen des Staates zu vereinigen verstanden hat.

Wie erklärt ihr nun diese Erscheinung? fragt Hr. von Eötvös nicht ohne Selbstzufriedenheit, und die Antwort kann allerdings nur zum Vortheil seines Systems lauten. Hätte plötzlich eine Sündfluth die gegenwärtigen Bewohner des europäischen Continents mit allen ihren ererbten Ideen weggeschwemmt und wäre, wie durch Zauberschlag, Alles neu zu machen und mit neuen Menschen wieder einzurichten, so wäre für die politischen Anschauungen des gelehrten Freiherrn gewiß ein herrliches und gesegnetes Feld eröffnet. Ob aber die in Europa jetzt lebende Menschenrace die Tugenden der Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung, der Besonnenheit, der Uneigennützigkeit und der unterwürfigen Geduld in einem Maße besitze, daß sie ohne allgemeine

Erschütterung und Umkehr aller bestehenden Verhältnisse friedlich, freiwillig und so zu sagen am Gängelbande der Philosophie auf ihre theuersten Angewöhnungen verzichte und ohne Zwang das Gegentheil von dem werde, was sie bisher gewesen ist, das kann allerdings noch manchem Bedenken unterliegen. Vielleicht ist aber auch Hr. von Eötvös selbst nicht der Meinung, daß eine politische Reform, wie er sie lehrt, ohne Erschütterung in Europa durchzuführen sei. Jedenfalls wird es aber der noble Verfasser nicht übel nehmen, wenn die gute Meinung, welche er von den europäischen Völkern hat, nicht Jedermann theilen kann, und wenn nicht alle Welt so beruhigt und hoffnungsvoll, wie er, in die nächste Zukunft blickt. Diese schwermüthigen Gegenerinnerungen sollen keineswegs als Einwürfe gegen die in diesem vortrefflichen Werke gepredigten Staatsdoctrinen gelten oder ihren Werth auch nur im geringsten schmälern. Wer auf die Tugend und auf die Weisheit der Völker speculirt, ist des Gelingens nicht überall gewiß. Erkennt aber der Verfasser im Zwang und in der Nothwendigkeit die einzigen Lehrmeister der Menschen, und ist er überzeugt, daß selbst die allgemein erkannte Wahrheit erst nach Erschöpfung aller erdenklichen Irrwege und boshaften Widerstrebungen zur Geltung komme, so sind wir ganz derselben Meinung. Wird aber die Welt in dieser Sache jemals klug, was freilich noch nicht entschieden ist, so wird sie es allerdings nur auf dem Wege, den uns Hr. von Eötvös zeigt.

Deutschland.

Aus Berlin.

(August 1844.)

Nur unbesorgt! Datum und Ort der Zuschrift sollen Sie nicht erschrecken. Ob ich gleich zwei Tage nach dem 26. Juli schon wohlbestallt unter den Linden wohnte, bringe ich doch keine neue Betrachtung, keine posthume Threnodie über den preußischen Sündenfall und das verlorne Paradies. Die Ansichten über die Begebenheit waren ja gleich Anfangs in ganz Europa ungetheilt und Patriotismus mit nimmersatter Pietät hat den Gegenstand schon längst bis zur Hefe ausgeschöpft. Was ist es also? Vielleicht Wanderscenen jüngster Zeit, Ergüsse unruhvollen Gemüths, Bilder aus Berlin, Skizzen aus Walliserland, von Chamouny, vom Lemaner See, vom Baseler Schützenfest, vom Cölner Dom, aus Holländisch Venedig, aus der launigen Zuidersee und der fluthenden Strömung des deutschen Meeres um die Sandeilande Schelling, Norderney und Wangeroge?

Ungeheurer Bogen! Nimmersatte Wanderlust! Flüchtig zwar wie Orestes bin ich fortgeeilt, aber heitern Sinnes, weil ohne Schuld und unverfolgt von den Eumeniden, obwohl die Leute wissen wollen und es sogar in Zeitungen sagen, ich hätte die gemeinschaftliche Mutter Germania — soviel an mir ist — mit slavischem Dolche umgebracht und auch den Lebenstrieb teutonischer Saat in Griechenland in unerklärlicher Verstocktheit durch allerlei

Medusenköpfe erkältet und gelähmt. Doch von diesen Dingen später, denn an Stoff zu mancherlei besserer Rede gebräche es einem wahrlich nicht, wenn der Kiel des schön gezimmerten Bremerschiffes kundig durch die weite Wesermündung beugend am neugegrabenen Hafen, an den geräuschvollen Werften in Vegesak, an den grünbuschigen Uferhöhen vorüberstreicht, wenn die zierliche Hansestadt mit dem alten Sachsendom und der wiedergewonnenen Freiheit, mit der eleganten Jugend und den milden Sitten — ein germanisches Damaskus — aus heitergrünem Laubwaldgürtel dem Schiffenden entgegenwinkt. Was könnte man erst von Hamburg sagen und von seiner Phönixpracht? was vom dänischen Altona, vom großen Alleenkranz, von der romantisch bewaldeten Nekropolis, vom mächtigen Elbestrom, seinen Weideninseln und seinem Mastenwald? was vom duldsamen, behäbigen, weltlich abgeschliffenen Sinn des großen deutschen Emporiums und von der Sicherheit, mit welcher die Kraft des Feuers den Wanderer den breiten Strom hinauf in die wasserreiche Havel führt, und am alten Slaven-Branibor vorüber zuerst in das „Ohnesorgen" des Preußenkönigs und vollends auf dem Schienenweg wie im Zauberflug an das langersehnte Reiseziel — in das große wundervolle Berlin versetzt? Wahrhaft, wandern gewährt in unserer Zeit allein noch Lust und schirmt das Gemüth vor dem größten aller Uebel, der Langenweile und dem Ueberdruß! Leider haben fremde Zonen — wer leugnet es? — auch ihre Schattenseite und nicht umsonst wird geklagt, durch immerwährendes Ziehen und täglich Neues sehen verliere sich am Ende der Respect vor Althergebrachtem, lerne man in falscher Philosophie die Kraft des Menschengeistes überschätzen und leide sonst noch vielfach an Körper und Seele Schaden, z. B. wenn man im Julimonde zu Hamburg Austern ißt, den lutherischen Candidaten M. an der Weser predigen hört oder sich gar ohne

Segen und Amulet auf die häretisch-üppigen Ruhebetten in Holland streckt. Dieses Mal habe ich sorglich Acht gehabt und an mir selbst gefunden, daß die fromme Besorgniß nicht ganz ungegründet ist. Wenn ich zum Exempel des Morgens mit weltlichen Gedanken auf der Bremer Börse oder im Alster-Pavillon der großen Elbestadt beim aromatisch duftenden Decoct ächt indischer Bohnen saß und das herrliche Getränke und die blendend weiße Sahne mit der lauen Cichorienbrühe der heißbetenden Isarstadt verglich, schien die Wahl zwischen Andacht mit Cichorien und ächtem Kaffee mit etwas irdisch-lauem Sinn nicht einen Augenblick unentschieden. Wahrhaft, werden Sie denken, das wäre ja bald noch über Esau's Handel um das Linsenmus!

Noch mehr! Selbst Dr. List's musterhafte Zollrhetorik verliert die Hälfte ihrer Kraft, wenn der Hanseständter an ein Münchener Frühstück denkt. Wenn ich sonst von der Beredsamkeit des Mannes hingerissen an nahen Anschluß der freien Städte glaubte, so habe ich jetzt alle Hoffnung aufgegeben. „„Sehen Sie einmal das lebendige Treiben, die freie Regsamkeit, wie das schafft und verkehrt, ein- und ausgeht, bringt und weiter führt ohne Schau, ohne Hemmniß, ohne Gebühr, alles ächt und recht aus der ersten Quelle! Wie sollten wir uns dem Zollverein und seinen Lasten unterziehen?““ So lautete die erste Bemerkung auf souveränem Gebiet der Bremer Bürger. Anschließen, meinen sie, wäre Rückschritt auf der Freiheitsbahn, die doch der Deutschen fürnehmstes Bestreben sei. Warum sich Deutschland nicht lieber ihnen anschließe zu gemeinsamer Abschüttelung gegenseitiger Plage und Fesseln? Patriotisch gedacht ist das freilich nicht, auch bringt dergleichen Logik gemeiner Sache Deutschlands wenig Gewinn, aber die Gedanken der Hanseleute sind nun einmal so. Jetzt, werden Sie denken, ist die Erzählung auf rechten Wegen: Zoll, Dampf, Canäle, Havelschleusen, Cölner Dom,

Preiscourant und hinter saalhohem Spiegelfenster frohe, einförmig-gleiche, theewarme holländische Gesichter, das wären schicklichere Themen für die Zeit, als lange Malereien aus Kolchis und aufreizende Zwiegespräche aus Thessalisch Turnowo. Gottesfürchtige möchten wissen, wie weit sich ihr frommer Gulden zu Cöln in Gestein verwandelt habe. Die Wasserfälle des Yssel-stromes, die Amsterdamer Course auf Hamburg und Berlin, ob man die Credite in holländischem oder in französischem Golde nützlicher verwerthe, was etwa an der Kieler Eisenbahn zu verdienen sei und wieviel im Ganzen ein anständiger Dampfbootplatz von Straßburg bis Bremen koste, wäre Speculanten, Actienträgern und reiselustigen Studenten willkommene Kunde.

Andere und zwar sehr viele, vernähmen lieber etwas Medisance aus Berlin, viel Schlimmes über (angebliche) Unsitte und theure Kost, über Mangel an Kunst, Andacht, Glauben und Gemüth, aber Ueberfluß an Hegel'schem Sinn, an Flugsand und aufgeblasenem Wesen. Wer einige Wochen im Parke wandelt, die schlanken Garden defiliren sieht, durch die schön gepflasterten breiten Straßen schlenkert, auch eine lateinische Komödie sieht, Cäsars Büste bewundert und die höflichen Ankündezettel der Docenten liest, hat noch kein Recht über Pracht, Politik, Gehalt, Tugend und Majestät des geistigen Mittelpunctes deutscher Nation zu Gericht zu sitzen. Wahr ist es allerdings, Berlin mit seinen Baumwipfeln, seinem Blumen- und Gartenflor, seinen hohen Domen, seiner Kirchhofstille und soldatisch strengen Zucht macht ganz den Eindruck einer Islamsstadt im Morgenlande. Die Tempel sind immer geschlossen, die Glocken allzeit stumm: noch hörte ich keinen Klang, kein Angelus, keinen Bittgesang, keinen Morgengruß, keine Absolution, nicht einmal die Thurmuhr verkündet laut die Zeit, und die andachtsglutdurchfurchten, erbaulich zerrissenen, teufelaustreibenden Fastengesichter von ***

fehlen ebenfalls. Berlin ist entweder ohne Cultus, denkt der südliche Christ, oder es betet heimlich und verschlossen im stillen Kämmerlein. Selbst Abd-ül-Medschids Abgesandter, wenn er nicht in die Antikensäle geht, merkt wohl kaum, daß er nicht in Stambul ist. Wie, fragen Sie vielleicht, gibt es hier etwa auch Antiken, Bilder, Vasen, Gemmen, Sinn für Kunst, schönen Baustyl, Fronton, Freske und Ornament? Vielleicht mißfiele es jenseits des Thüringer Waldes allgemein und hüben Sie in eng patriotischem Eifer zuerst Steine auf, wenn ich laut gestände, welche Wunder ich hier gesehen, was ich hier gelernt, angestaunt, empfunden habe, wenn ich die Kunstreichthümer aufzählte, die man hier angehäuft, wenn ich beschriebe, wie verständig und sinnvoll man die Schätze geordnet und hingestellt, und wie genial und heiter einem Schinkels architektonische Schöpfungen erscheinen, wenn man sie mancher klumpfüßigen Nachahmung in Derwischabad gegenüberstellt. Was würden Sie erst zum Geständniß sagen, daß die vorjährige Bemerkung des alten, langmagern, mumienhäutigen Preußen-Majors mit der gerümpften Nase und der fahlen Perrücke im Grunde doch nicht so ganz unrichtig und selbstliebig falsch sei, wie wir im Aerger dachten. „Man muß gestehen“, sagte der alte Major mit der fahlen Perrücke, „Berlin gegenüber ist München doch eine hübsche, artige, kleine Stadt.“

Weit entfernt so arge Verstöße wider den guten Geschmack unbedingt zu billigen und zum alten Aergerniß noch ein neues hinzuzufügen, thue ich sogar für etwaiges Wanken auf dem Pfade des Rechten ungesäumt Amende honorable und frage, wie sich der stillstehende, den Berliner Thiergarten todtumschließende, schwarzfaule Schilf-Cocytus und seine luftverpestenden Dünste mit der Alpenfrische, dem Nelkenduft und der jugendlichen Lebendigkeit des musikalisch-rauschenden Wogenspiels im Münchener Schattenparke messen könnten? Wie die interessant-welken,

geometrisch-kühlen, fischaugematten Contouren an der Spree mit dem reinen Ebenmaß, mit den weichen Schwellungen, mit dem südlich warmen Blick der zaubervollen Bürgerwelt an der Isar um die Palme ringen sollten? An Theater-Orthographie dagegen, Gewerbsamkeit und Verdienstesfülle stehen wir Südlichen weit zurück; denn in Berlin ist ungefähr Jedermann — versteht sich wohlverdient — mit Ehrenzeichen geschmückt; hier gibt man „Hamlet Prinzen von Dännemark“ und begehrt für einen Pfirsich nur sieben und einen halben Silbergroschen, was Sie gewiß äußerst billig finden. Gestehen Sie nur, wie klug ich seit einiger Zeit geworden bin. Ich will es mit Niemand weiter verderben, rede nur vom Obstmarkt und Theaterzettel, sage nichts von preußisch-deutscher Politik, nichts vom Nil und der blühenden Tschiftliksmusterglückseligkeit, nichts vom Zollverein, auch von Hengstenberg und Neander nichts, nichts über Philosophie und über die Vorstädte, nichts über die Gewerbeausstellung, nichts über Flottwells und Lachmanns amtliche Beredsamkeit, nichts, gar nichts über Krolls Zaubergarten und die Berliner Studentenwelt, obgleich allerlei Ergetzliches zu berichten wäre. Die Leute sind eben gar zu empfindlich, und wer steht einem dafür, daß sie nicht in jeglicher Bemerkung, im heitersten Scherz absichtliche Kränkung und bösen Spott erblicken, wie neulich im Fragment aus Turnowo? Es muß freilich eine verdrießliche Sache um diese „Fragmente“ sein, da das Ungewitter auf drei Seiten fast zu gleicher Zeit dagegen losgebrochen ist, zuerst in Ihrem Blatte, dann in den Cölner Miscellaneen und am Ende auch noch in der Leipziger Allgemeinen; jedoch mit Ernst, mit Würde und im guten Styl nur am erstgenannten Orte und von einer Seite, die in Deutschland etwas zu bedeuten hat und an deren endlichem Beifall man der schlechten Aussichten ungeachtet noch nicht verzweifelt. Wenn man dagegen zwischen der Cölner Mis-

cellaneenstrafpredigt und dem Fragment aus Turnowo keine nähere Beziehung, als zwischen der Königin Pomare und der diesjährigen Weichselüberschwemmung entdeckt, so nehme man es ja etwa nicht für geistige Verschrobenheit, für Unvermögen, des Cölner Homileten fremde Gedanken richtig zu verstehen und aufzufassen. Beileibe! es ist nur Malice, liberaler Logogryph, Cölner Windmühlenwitz, um die Leute in Verlegenheit zu bringen und den Gegner aller Erwiderung zu entheben. Wie werden sie in . . lachen, wenn die vorzüglichsten Organe des freisinnigen Deutschlands den Vorredner über Trapezunt in die Wette als bezahlten Apostel und blinden Alguazil des Moskowiterthums verschreien!

Offenbar hat sich ähnlicher Verdacht auch Ihres trefflichen †.† Correspondenten bemächtigt. Hätte er mir nur, wie der Leipziger „Polemarch“, in gewohnter Weise Irrthum, schiefes Urtheil, Schwäche der Logik, Widerspruch, ja freiwillige Verblendung und einseitiges Auffassen der Thatsachen vorgeworfen, so wäre er vollkommen in seinem Rechte und ich hätte nichts weiter dagegen einzuwenden, denn ich erlaubte mir ja auch hie und da ein Wort. Was berechtigt ihn aber zur wenig verblümten Anspielung, daß ich „für die Moskowiter schreibe“? Sollte meine Thesis den Russen wohlgefällig oder sollten ihnen meine Phrasen gar von einigem Nutzen sein, desto besser für sie, denn es sind gewiß die einzigen, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Ist es nicht dem also und nehme ich wirklich Sold, wie es meine Feinde aller Verneinung ungeachtet wiederholt zu verstehen geben, so überweise und beschäme man mich öffentlich, denn wie könnte heute noch etwas verborgen sein? Ja, die Russen selbst sollen es thun, wenn sie es vermögen! Ich denke ja von ihnen nicht besser, vielleicht gar noch um einige Procente schlimmer, als meine Gegner und Ankläger, weil ich den Charakter ihrer Herrschaft, weil ich ihre Tendenz und ihre Mittel so gut als Jemand und

am Ende gar noch besser als irgend einer meiner Sphäre kenne.

Will man noch kräftigere Bürgschaften und noch deutlicheren Compromiß gegen das Russenthum, so bin ich sie zu geben bereit; nur verlange man nicht, daß ich je mit den politischen Börsenspeculanten Chorus mache zu Lob und Preis einer im Keime bankerotten Entreprise! Man leert uns — seht ihr es denn noch immer nicht? — mit byzantinischen Kniffen die Taschen aus und heftet uns nebenher das lange Eselohr an den Aermel, die guten Deutschen aber lächeln bei der Manipulation voll Seligkeit und meinen es sei eine Decoration. Was gewänne auch die gute Sache, wenn ich beim lauten Widerspruch der Ereignisse, ohne Ueberzeugung und bloß den Gegnern zu gefallen, verhehlen wollte, welche Kräfte, welche Aussichten auf Erfolg im Allgemeinen und welches Fatum das slavische Princip insbesondere auf homogenem Boden Griechenlands besitze? Umsonst beruft sich der gewandte Widerpart auf die geringe Neigung der Griechen zum russischen Despotismus und hebt dagegen ihre offenkundige und warme Liebe politischer Unabhängigkeit, sowie das enorme Tugend- und Eintrachtscapital der Klephtenhäuptlinge und die im Lande für Einpflanzung und Sicherstellung des edlen Guts blühenden Anstalten mit glänzenden Farben hervor. Die Selbständigkeits-Velleitäten der Byzantiner hat ja Niemand bezweifelt, oder welches Volk hätte je den Wunsch geäußert, freiwillig fremder Herren Knecht zu sein? Frei sein möchte Jedermann, Nation wie Individuum, der schwarze Afrikaner zu Matanzas und San Domingo, wie der Grieche zu Lewetzow und Kamenz auf Morea, wenn es nur auch so hinginge und wenn es mit dem bloßen Wollen schon gethan wäre!

Ego quoque volo liber esse: nequidquam volo.
hic postulet frugi esse: nugas postulat —

heißt es irgendwo*) in der alten Komödie. Erfassen möchten sie es allerdings das köstliche Gut, aber sie wollen es ohne den National-Untugenden, ohne den moralischen Unfähigkeiten, ohne den Sonderinteressen und corrupten Praktiken der Byzantinerwelt im Mindesten zu entsagen, nequidquam volo, nugas postulat, „ihr Wille ist Albernheit, ist Träumerei!“ Ach wäre ich nur auch so glücklich und könnte die von Ausländern (Bavaresen, Franzosen, Engländern) auf griechischer Außenseite angeklebten Ornamente gläubig und gutmüthig, wie die Gegner, für innerlich herausgewachsene lebenskräftige Gebilde halten! Leider ist aber das alles nur Blendwerk, verdorrt, fällt das alles weg oder verwandelt sich in fressende Polypen, sobald die Hand entflieht, welche sie hingeklebt.

Den schwärmerischen, aber tröstlichen Glauben an endlichen Sieg des Bessern über das Schlechtere, den Glauben an ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit und des allgemeinen Glaubens — Hoffnungen der Tiberius Gracchus, der Attilius und Lucilius und der Studenten — habe ich nach und nach gänzlich abgelegt, halte in Masse und beinahe auch im Einzelnen das Schlechte immer für stärker als das Gute (großes Compliment für die Russen!), lobe zwar und theile den Kampf, gebe aber das Spiel voraus verloren, nicht etwa weil aller Sieg an sich unmöglich, sondern weil die Massen allzeit imbecill, weil Heilkünstler und Medicin, mit Verlaub zu sagen, überall schwächer als das Uebel sind. Was soll man, fragen Sie vielleicht, am Ende thun und was bleibt dem Menschen unter solchen Umständen noch übrig? Was ihm übrig bleibe?! Dem großen Haufen die Geduld, dem Bethörten die Reue, dem Verständigen die Seelenruhe und das — Epigramm. Nicht Jedermann ist berechtigt — ich weiß es wohl — von den Menschen im Allgemeinen und

*) Plaut. Trin. 436. A. d. H.

von ihrem politischen Thun insbesondere so trostlos und geringe zu denken. Warum aber ich mir diese Freiheit nehme und warum ich um ein zweifelhaftes Gut (bona fama apud posteros) die Gunst des Augenblicks so ganz verscherze, wäre eine frische Dissertation, von der Sie natürlich nichts hören wollen. Auch weiß ich ebenso gut, daß Sarkasmen nichts verbessern und Spott die Sachen oft noch schlimmer macht. Aber was würde es nützen, wenn man auch mit Sanftmuth sagte „dies und jenes müßt ihr thun", „so und so stellt es an, damit es euch gelinge!" Es geschähe ja dennoch nicht. Darum mag ich kein Phrasen-Weltverbesserer sein, wie die gelehrten Widersacher, und kenne, weil ich doch nicht schweigen will, als Waffe gegen das Uebel nur Verneinung und Ironie. Wenn aber diese Rede in Deutschland lästig wird und sogar verderblich scheint, so greift zu derselben Rüstung oder, insofern doch der Friede besser ist, sagt lieber gar nichts mehr, ignorirt mein Bemühen, wie der gelehrte Deutschenhasser Schafarik in seinem dicken Prager Buch. Das wäre am Ende noch die beste Medicin. Sie sehen, daß ich die „slavischen Alterthümer" meine, das erstaunliche Concept, das man in Deutschland allgemein bewundert, aber wenig liest. Gerade aus diesem Grunde und weil ich Waffen gegen mich selbst verheiße, könnte eine kurze Analyse dieser großen Slaven-Apokalypse vielleicht nicht unwillkommen sein.

Von der Eisak.

(December 1845.)

Ueber die unduldsame und krankhafte Reizbarkeit, mit der man hier zu Lande allen in Journalen wie in Broschüren zeitweise auftauchenden Besprechungen tirolischer Zustände durch Nicht-Tiroler entgegentritt, haben Sie in Ihrer Stellung natürlich selbst Erfahrungen in Menge und nicht allzeit in der wenigst verdrießlichen Art gemacht. Jedenfalls könnte über diesen eigenthümlichen Zug unseres Nationalcharakters der vor allen fremden Rhätia-Touristen wohlbegabte und geistreiche Verfasser der „Fernerfahrt im Oetzthale“ gutes Zeugniß liefern. Geschichtlich, sittlich, geistig und politisch — meinen wir — könne Tirol nur von Eingebornen richtig aufgefaßt, verstanden und gezeichnet werden. Wie die Russen ihrerseits, haben auch wir in keinem von fremder Hand auch noch so täuschend-ähnlich gepinselten Conterfei unser Bild erkannt. Schmollende Abgeschlossenheit und hartnäckiges Insichverharren inmitten des europäischen Geisterschwindels ist unser Element. „No quiero caminos de hierro,“ sagte neulich, wie Espagñol versicherte, der Pontifex, und dieses kluge Wort fand in unsern Thälern lauten Wiederhall.

Wenn aber die Einsamkeit, nach Plato, schon an und für sich Stolz, Eigensinn und hartnäckiges Wesen im Gefolge hat, so treten diese Eigenheiten doppelt scharf hervor, wenn ihnen auch

noch das Selbstbewußtsein, kirchlich frömmer und dogmatisch gerechter als die Nachbarschaft zu sein, als Unterlage dient. Keine weltliche Politur, kein Schicksal, weder Tarnowitz noch Arnold Ruge schleifen das grobe Relief im Gepräge tirolischer Gemüther glatt. Und eben weil wir uns mitten im Gewirre deutscher Wellenbewegung und zerfließender Nebelbilder allein für das Bleibende, für das Continentale halten, urtheilen wir über die Phänomene fremder Wissenschaft und Politik mit derselben Ruhe und Unbefangenheit, wie über die Dinge des Heimatlandes. Nur die Eitelkeit, zuweilen auch von unsern Bergen zu reden und wohl gar dem unzufriedenen Murrsinn rhätischer Weltanschauung breitere Geltung zu gewinnen, haben wir mit den Leuten außerhalb der norischen Alpenkette gemein. Leider muß man aber die Frage stellen, warum diese geschämigen Eisak=Lucubrationen in Ihrer Gunst bisher so weit hinter dem breiten Wassersprudel der pommer'schen Kartoffel=Muse zurückgeblieben sind?

Freilich die Eisak, ob sie gleich alpenfrisch und zürnend ihre klare Welle an Kastanienbäumen und Rebgeländen vorüber durch das Tiroler Tempe wälzt, stirbt doch viel zu früh, um dem lieblichen Koblenz der Rhätier, dem an Geld und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken so armen, an Gottseligkeit aber und Psalmenklang, an exotischem Blumenschmelz und romantischen Scenen so reichen Brixen im Tumult des deutschen Lebens auch nur Einmal des Jahres Gehör zu schaffen. Selbst unsere rüstige Bundesgenossin, die Augsburger Postzeitung, gedenkt tirolischer Frömmigkeit nur gar zu selten in ihrer politischen Psalmodie. Oder entwickelt sich in unseren „katholischen Blättern" etwa ein geringeres Maß von Weltpraxis, Duldsamkeit, Gedankenschwung und Styl, als in Ihrer Doppel=Sion und im Münchener theologischen Archiv?

Zu dieser geistigen Geringschätzung durch die eigenen Freunde

gesellt sich noch der physische Ruin des Landes durch fremde Industrie. Wälsche Gewinnsucht und Holznoth in Algier und Athen rauben uns in die Wette den alten Wälderschmuck, und schon blickt, statt des saftvollen Birkengrüns der Jugendzeit, ausgedorrter Glimmerschiefer in die andächtigstille menschenleere Stadt herein. Aber wozu die Klage über verwelktes Birkenlaub und gelichtete Waldpartie, während außerhalb das Greulichste geschieht, der Czar wie ein anderer Maximin die Bräute Christi tödtet und die Vorwerke des Vaticans zerbricht, Feuerbach im Bund mit Ruge aber die alte Gottheit selbst demoliren will, und der betagte Görres mit seinen verzweifelten Adepten allein noch für den alten Glauben ficht? Was wird aus dem mühvoll lebenden Tiroler werden, wenn die neue Wissenschaft mit ihrer „Dialektik", mit ihrer „ewig fließenden Kritik" in unsere Berge dringt? wenn mit der Religion, die ihr „die Theorie der Ignoranten" nennt, auch noch die letzte Hoffnung des Unglücklichen, der letzte Trost des Gedrückten, wenn mit dem Schall der Abendglocke der einzige uns gegönnte Freudenton „im Aether des reinen Denkens" verrinnen soll?

Doch wohin verirrt sich das ängstliche Gemüth? Hier ist nicht mehr der Ort zu Lamento und Fehdebrief wider die philosophische Wissenschaft, noch zu Anathemen über die „Zwei Jahre in Paris". Beides käme schon zu spät und wäre vergebliches machtloses Gewimmer im Augenblick, da Sie selbst den Rüstzeug gegen die Communisten angethan, und nebenher noch Diomedes D.......r, Schirmdach wankender Orthodoxen, mit frischen Streitkräften und „mit dem Charakter der Originalität in jedem Zuge" wider die Unholde des freien Gedankens unmittelbar vor unserem Alpenwall in Schlachtordnung erschienen ist.

Während das Blut der neuen Philosophengötter seine gewaltige Lanze färbt, psalliren wir mit Inbrunst gegen die Wuth des neuen Diocletian, wandeln bei schönem Herbste aus der Ves-

per in die ländliche Nachbarschaft und bringen in frisch gekeltertem Traubenmost, Gottes Segen preisend, sogar dem Tschetschenzen Schamyl-Beg, dem Schwerte Gottes, das die Russen niedermetzelt, ein frommes Lebehoch. Andachtsübung und neuer Wein — vielleicht wissen Sie es nicht — sind die Pole, zwischen denen sich das stille Eisakleben scheinbar friedlich hin und her bewegt. „Scheinbar friedlich" sage ich nicht ohne Grund; denn Gebet ist ein zaubervoller Talisman, der schon im Thale Rhaphidim große Heere niederwarf, und erst neuerlich wiederholt seine Kraft bewies. Reden Sie immer von Weiberränken, von politischer Erbärmlichkeit und von Frankengeld! Wir haben bessere Begriffe und wissen gar zu gut, welcher Gewalt der Espartero und der Ochsenbein erlegen sind. Das Eisakcontingent — gönnen Sie uns den stillen Ruhm, — hat in diesem Kampfe nicht den letzten Preis verdient. Noch mehr! Obgleich mit den Erzeugnissen des hellenischen Genius so viel als unbekannt, haben wir doch mit den alten Republiken Griechenlands und namentlich mit Ephesus unsere Aehnlichkeit. „Ist einer unter uns gelehrt", sagten sie zu Ephesus, „so ziehe er aus und sei es anderswo". Eisak-Gelehrsamkeit und Wissen — wir rühmen uns dessen laut und mit Recht — war von jeher nur, was die Sinne zügelt, den eigenthätigen Willen knickt, Gedankenhochmuth lähmt und die „revolutionäre Kritik" durch Levitenautorität und byzantinisch-unbedingtes Glauben niederschlägt. Wer dieses heilsame Joch nicht tragen kann, wer sich am „Faust", am Childe Harold und am „Romantischen Oedipus" laben will; wer nach Herwegh, nach Freiligrath, gar nach Eugène Sue Verlangen trägt, und nebenher selbst nach Styl und heidnischer Redewendung strebt, der hat sich freiwillig von der Heimat losgeschält; er greife um seiner und unserer Ruhe willen zum Wanderstab. Wir glauben nun einmal nicht, daß freies Wissen schuldlos sei.

Daß es mit dieser Bemerkung zum Theil auf unsern Landsmann, den „Fragmentisten", abgesehen sei, errathen Sie ohnehin. Was wäre auch sonst zu berichten aus der Tiroler Diospolis in die Länder des Zollvereins! Sie verbieten unsere Weine; wir belegen ihre Gedanken mit Bann und Interdict. Die „Fragmente" jedoch sind ohne Gefährde ins Land gekommen wegen ihrer Strenge und ihres correcten Sinnes; denn wer die Tugend der Massen predigt und mit Hintansetzung eignen Gewinnes die Welt hauptsächlich durch Evangelium und Sittlichkeit constituiren und verbessern will, mag immerhin als gemüthlicher Schwärmer gelten und als ungeschickter Speculant; schädlich aber sind solche Medicinen nie, auch wenn etwas Aconit in die Mischung fällt.

In unserer Weise hätten wir freilich auch in dieser Fassung noch mancherlei auszustellen; und namentlich können wir das Meuterisch-Kecke, das Heidnisch-Selbständige, Demuth, Kirchenzucht und zahme Gedankendisciplin übermüthig Verschmähende in Haltung und Anlage des Ganzen schon der Consequenz wegen nicht ohne Rüge lassen. Diese Mängel abgerechnet, freut man sich hier doch heimlich über die Entschiedenheit im Gepräge und über die klare Färbung dieser Schrift. Am Referenten, der mit dem Fragmentisten auf der Schulbank saß, aber standhafter als er bei den Satzungen der Kathedrale geblieben ist, wird etwas Parteilichkeit für den Landsmann doch verzeihlich sein. Das freie Wort, selbst wenn es herbe scheint, wird in Tirol nicht leicht verdammt. Sogar Malice und Ironie wird verziehn, so lange das Urbane und das Gutmüthige, wie in den Fragmenten, das Bösartige und Vulgäre überwiegt. Widerlich ist uns im Grunde nur der laue Magisterton mit seiner selbstgefälligen Heiligkeit und flach-liberalen Psalmodie. Aechter Humor, wie ihn der Tiroler liebt, kehrt den Stachel am liebsten gegen sich selbst.

Wie weit unser Landsmann dieses Lob verdiene und was

von diesen Wanderscenen überhaupt zu denken sei, dürfen wir nicht sagen, weil das im Grunde doch sich selbst loben hieße. Andere mögen es gerechter und besser thun; denn fürwahr an Recensenten gebricht es den Deutschen nicht. Auch hat sich der Fragmentist durch seine nicht weniger freundlichen, als gewissenhaften und für Gelehrten-Dünkel bekanntlich überall so schonungsvollen Kritiken unter den deutschen Literaten warme Freunde und Gönner genug verschafft, um nun auch seinerseits alles Liebe und Getreue zu erfahren, das er ihnen früher angethan. Anschauungs- und Darstellungsweise liefern in solchen Fällen, außer dem Reisetheater selbst, den besten Redestoff. Vermuthlich wird es aber auch in diesem Puncte über den Fragmentisten nicht viel weiteren Geredes bedürfen, weil man das alles, wie Sie selbst sagen, schon aus der Allgemeinen Zeitung zur Genüge kennt, und sich auch im Publicum über die Vorzüge, wie über die Mängel dieser byzantinischen Landschafts- und Sittenbilder bereits eine feste Meinung gebildet hat. Nur aus Kertsch, dem alten Lande cimmerischer Finsterniß, hat sich wenig Gunst vernehmen lassen. Den Russen mißfallen ist in Deutschland schon Verdienst, und wir sagen es dem Fragmentisten unverhohlen, sein cordialer, christlich deutscher und wohl begründeter Abscheu gegen das Bojarenthum entschuldigt und sühnt in seinem Buche vieles, was wir vom Standpunct der Brixener Kathedrale aus unnachsichtlich verdammen müßten. Bei solchem Reichthum „an Haß und Liebe" verständigt man sich noch am leichtesten für gemeinsam nützliche Wirksamkeit. Nur soll man von menschlicher Gebrechlichkeit nicht Uebermäßigstrenges fordern.

Dahlmann steht klüglich noch bei Turgot still und begnügt sich mit dem „Cur non?" des Lafayette. Der Fragmentist greift schon weiter, und erklärt auch gute Gesetze und billige Markung der Gewalten für dauerhafte Sicherung öffentlicher Glückseligkeit nicht für stark genug, wenn die Tugend der Massen fehlt.

heißt das aber nicht Unmögliches begehren und die Aussicht des Besserwerdens auf Romane stellen? Unglücklicherweise merkt man allenthalben, daß der Fragmentist selbst auf die Kraft des Guten, auf die Massen und ihre Gerechtigkeit vorerst nur schwaches Vertrauen setzt, an die Tugenden der Gewaltigen aber gar nicht glauben will. An der Eisak gilt der redliche Pessimist für nicht weniger harmlos, als weiland Maître Pangloß mit seiner besten Welt. Doch hat man eine gewisse Vorliebe für starke Mittelpuncte in Staat und Politik mit Vergnügen an dieser Schrift bemerkt. Freilich redet sie nebenher von allerlei Attributen und Eigenschaften, mit welchen wir Vertheidiger der Faënza-Scenen und der Principien des „Univers" es weniger dringlich nehmen, als der Fragmentist.

Uebrigens sind die beiden Bände keineswegs bloß unveränderter Abdruck der Lieferungen, wie sie die Allgemeine Zeitung theils in den Beilagen, theils in den Monatblättern ohne Plan und ohne Zusammenhang, und auch nicht immer ohne Lücken, vom October 1842 bis Februar 1845 gegeben hat. Wir haben die vor uns liegende Ausgabe mit den zerstreuten Artikeln genau verglichen, und dürfen mit gutem Gewissen sagen, daß in ihrer wahren Physiognomie, in ihrer natürlichen Farbe und Ordnung die „Fragmente" erst jetzt zum erstenmal erschienen sind. Einiges, wie z. B. die Vorrede, das kurze Wort über Konstantinopel, das „Slavische Element in Griechenland", ist ganz neu und unbekannt; anderes, wie man zu sagen pflegt, wesentlich verbessert, erweitert und stellenweise auch mit mehr Sorgfalt ausgeschmückt und gerundet, als im Drang eines ersten Entwurfes zu erzielen ist. Jedoch weit entfernt dieses Streben nach Wohllaut und Glätte des Ausdrucks, nach Musik und Ebenmaß im Satzbau als unbedingt verdienstlich anzupreisen, erkennen wir gerade in diesem buhlerischen Schnörkelwerk eine bedenkliche Schwächung des

katholischen Elements, ein sündhaftes Ausbeugen vom holprichten Pfade christlicher Vollkommenheit, ja gewissermaßen eine Apostasie und Verweltlichung des religiösen Gedankens in häretische Weichlichkeit. Das eben ist die unselige Folge zu freien Umgangs mit den Musterschriften antiker und moderner Heidenwelt, eine wahre Lotoskost, vor deren Berührung unser eifriger ** in ** mit ebensoviel Ernst als Geschmack die Tiroler Landesjugend zu warnen pflegt.*) Auch der Fragmentist (er soll es nicht übel nehmen) würde für eigne und fremde Erbauung besser sorgen, wollte er an die Stelle seines Demosthenes endlich einmal den Lactantius Firmianus setzen, und statt Martial's Epigramme und statt der giftigen Spötteleien Lucians die Kirchenhymnen des Prudentius und die Summa Theologiae des Thomas von Aquino lesen. Schlemmers Schulprogramm verdient ernste Beachtung und hat besonders in Tirol unbedingten Ruf.

Inzwischen will man an der Eisak doch nicht glauben, daß es dem Fragmentisten mit seinen Witzeleien über Hegel'sche Thesen überall Ernst sei. Unser Landsmann täuscht sich entweder selbst, oder er ist ein arger Schalk. Denn ist „revolutionäre Kritik" wirklich innerster Kern des Hegel'schen Systems, wie die Commentarien sagen, und erkennt diese Schule zugleich in der Unfähigkeit „den neuen Geist zu befreien und sich seiner zu bedienen, statt ihn retrograd von sich zu stoßen" die größte Gefahr aller bestehenden Autorität, so fragen wir, welcher Geist denn eigentlich durch die „Fragmente" wehe? Nur ist es nicht recht klar, ob man in diesem Buche auf das Extreme der Theorie gekommen ist und „alles Recht durch die Sitte ersetzbar glaubt."

*) „Leset mir ja den Schiller und den Göthe nicht, diese beiden Schlamper, sie schreiben nur contra fidem und über die Materie in puncto punctorum zum Ruin der Sittlichkeit."

Um die Tugend ist es freilich ein erhaben Ding, aber „virtus laudatur et alget“ haben die Alten gesagt, und unsererseits wünschen wir, der Fragmentist möge mit seiner strengen politischen Tugendlehre, mit seinen Redekünsten und seinem Pessimismus im geistig aufgeregten Deutschland dieselbe Nachsicht finden, wie im zahmgeschulten, aber freundlichen Tirol.

Klagen eines frommen Tirolers

über den häufigen Fremdenbesuch, über L. Steub's „Drei Sommer in Tirol" und über das neue Waldgesetz.

(Von der Eisak. December 1846.)

Ich habe es Ihnen schon öfter geschrieben und wiederhole es heute noch, unser Val di Non, die Seiser Alpe und das Dolomitgebirge mit „König Laurins Rosengarten" bringen Tirol, ehe man sich's versieht, um Credit und Heiligenschein. Die Fremden wollen gar nicht mehr aufhören, das schöne Innsbruck anzupreisen, die romantische Weierburg, den zauberischen Fernblick dem Fluß entlang über Wiesengrün und Waldsmaragd auf die schön geschwungenen Höhenzüge und das abendliche Alpenglühen, und selbst in Büchern, als wären es die Gärten der Semiramis, schreiben sie mit Lob und weltlicher Lust vom Myrtenstrauch, von Lorbeerrosen und sogar von Pontischem Rhododendron lieblicher Terrassenhalden in Südtirol und von blauen Lüften im Sarnthal. O, könnten wir ihn nur trüben, diesen heitern Tiroler Morgenschein! Könnten wir durch Liebigs Künste den feinen Lebensäther, die leichte Lymphe böotisch schwer und düster niederhalten, man wäre in Psalm und Andacht weniger gestört, weniger geärgert durch die weltlichen Gedanken und das heidnische Redewesen unserer Vorwärtsstrebenden! Es girrt und klimpert im Lande ja überall; überall begegnet uns Prosa, Jambus, Pentameter und Lautenklang, wo ein Lorbeerbusch, ein Kastanien-

wald, ein Birkenhain, ein rothblühender Oleanderbusch. Wir an der Kathedrale hätten es schon recht im Sinn. Tirol sollte sein wie einst in Amerika das unschuldige, geistlich regierte Paraguay — von Fremden unbesucht und ungekannt und, wenn möglich, nicht einmal seiner selbst bewußt. Der Ausländer, so verstehen wir das Regiment — soll von Tirol nichts reden, der Eingeborne aber über Tirol nicht einmal etwas denken. Was brauchen wir in Tirol Gedanken? Ist es nicht genug, wenn sie in Meran die Trauben keltern, am Inn die Kühe melken, am schäumenden Hisarcus aber den Alpenspeik auf die Hüte stecken und in sommerlicher Andachtslust durch Wald und Schlucht zur Madonna pilgern auf luftiger Alpenhöhe? Was kümmert uns das Säculum und seine Noth? Lassen wir dem Freiligrath seinen Schmerz, dem Herwegh sein Talent und seinen Uebermuth, seine Polen-Noten dem Palmerston, dem „Robert Macaire" seine politische Redlichkeit und Geldverachtung, dem ** in München seine Treibhausfrömmigkeit, den Diplomaten ihre Krakaukünste und ihre Heuchelei den Uelema. Was sie nur mit ihrem Schleswig-Holstein wollen, mit der sächsisch-bayerischen Eisenbahn und mit dem Zollverein? Wir schließen Mauthvereine für das Himmelreich und fragen, wer der Gottlosigkeit den Pfad in unsere Berge verrannt und das fromme Tirol gerettet habe vor Locomotiv und Schienenweg? Gebet hat es freilich viel gekostet und dazu noch drei Extrafasttage, wie zur Zeit des Espartero, mit schwerer Ladung Laberdan und Forellen vom Silberbach. Doch wir haben es glücklich durchgebracht und möchten nur noch dem wälschen Vanotti das Handwerk legen. Der Mann ebnet unsere Berge und füllt die Thäler aus, und auf den schönen, breiten und üppigen Straßen zieht das Verderben herein, der freie Gedanke, die luftgetünchte Rede vom baltischen Strand, aus York und aus Kopenhagen. Wir sagen es den Leuten wiederholt und jedes

Jahr, sie sollten mit den Fremden nicht gar so freundlich thun und nicht gar so billig die Zeche stellen, es handle sich um Landessitte und ewige Seligkeit. Leider kommen aber der fremden Gäste und der fremden Bücher jährlich mehr, und haben sich zu Hartwigs zahmer Schrift erst neuerlich die „Drei Sommer in Tirol" hinzugesellt — heidnisch berauschender und selbst Gerechte bethörender Sinnennebel im geschliffensten Krystall. Was Sie am Buche preisen, attisch Salz, feine Ironie, Glätte, schmucke Rede, Formeleganz und idyllenhaftes Spiel, das mag für die Adepten eines griechischen Tempels passen, für die Leser des Theokrit, für die Bewunderer des Parthenon; bei uns sind es keine Vorzüge; es ist sündiges Ornament, verpönte Tändelei, ja, Abfall vom Christenthum. In Tirol, wie Pater Burgstaller sagt, stellt die Kritik nur Eine, und zwar jedesmal dieselbe Frage: Was hat für Mehrung, Hebung und Verherrlichung des Katholikenthums in Tiroler Währung das neue Buch Kräftiges und Ersprießliches gewirkt? Denn zuerst, wie dieselbe ehrwürdige Autorität versichert, sind wir Katholiken, dann Tiroler, dann Oesterreicher, dann ich weiß nicht was, und fünftens endlich Deutsche, aber auch dieses letzte nicht in Geist und Färbung der „Drei Sommer in Tirol". Oder glauben Sie, das in Ihrem Sinne mit Recht merkwürdige und bedeutende Buch habe zur Verherrlichung des katholischen Glaubens ebenso reichlich beigetragen, als die neulich ausgegrabene, mit O und Ach und gläubigem Legendenkram gefüllte Lebensbeschreibung einer frommen Roboretaner Nonne im dreißigjährigen Krieg? Sie sehen wohl, daß mein Standpunct nicht die deutsche Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das Leben, sondern die Kathedrale an der Eisak ist, wo St. Gregorius, der Liviusvertilger, höhern Credit genießt als St. Chrysostomus, der Bewunderer und Erhalter des Aristophanes.

Wenn uns die eine Hälfte im Volkserziehungsplan, die hermetische Verschließung des Landes, bei aller Strenge der Fremdenhut doch nur unvollkommen und lückenhaft gelang, so haben wir die andere Hälfte der Aufgabe, die Ertödtung des Nationalgedankens, um so vollständiger und glänzender durchgefochten. In neun Zehntheilen der Bevölkerung lebt nur noch das katholische Bewußtsein; aber nicht jenes heitere und seelenvolle — sagen die Gegner — wie bei Fenelon, sondern jenes melancholische und düstere, wie es geheimnißvolle Furcht, Unwissenheit und künstlicher Apparat erzeugen. Alles Uebrige ist im Volke todt; selbst die Freude, der lustige Muth, die angeborene Unverdrossenheit und der Gebirgshumor ist mit Spiel, Scherz und Schwegelpfeife ausgestorben. La Bruyère's „tristesse évangélique“ ist in den Tiroler Alpen endlich zur Wahrheit geworden. Wein wird zwar noch getrunken, und zwar reichlich, früh und spät; aber man trinkt ihn jetzt schweigsam, in sich gekehrt, andächtig, mit Verbannung weltlicher Fröhlichkeit, wie bei den augendrehenden Whiskyzechern im Puritanerland. Die Leute haben es endlich begriffen, daß Gott allzeit zürne und übler Laune sei, so oft die Tiroler lachen und heiter sind. Je trüber der Blick, je sorgloser der Anzug und je ungraziöser die Außenseite — sagen wir den Leuten — um so holder und wohlgefälliger lächelt die Gottheit auf Tirol herab. Solche Thesen durchzufechten, kostet — besonders jungen Leuten gegenüber — freilich nicht wenig Mühe, und möchten die Fremden über die andächtige Mummerei noch immer gerne lachen. Wer dürfte es aber ernstlich wagen, unser Volk zu verunglimpfen, weil es in religiöser Praxis seiner eigenen Wege geht und nach seiner Art die geistige Freiheit sucht? Die Soldatencapitäne klagen freilich: seit einigen Jahren sei im Volkscharakter eine auffallende Verwandlung wahrzunehmen: der Tiroler Rekrut, früher handsam, frisch, empfänglich, unverdrossen

und wohlgemuth, sei jetzt tückisch, trotzig, finster, mürrisch und ungelehrig. Doch was gehen uns die Launen der Capitäne und ihre Bedenken an, und wer will es uns verbieten, tückisch und fromm zu sein? Uns ist Tirol weniger ein Glied des deutschen Bundes als ein Triangel im „Gottesstaat“, wie St. Augustin die Geographie versteht. Gestehen Sie nicht bald selbst, daß wir Mächtiges geschaffen und die lustigen Deutschtiroler in fromm-trübe Byzantiner verwandelt haben? Unseren eigenen Künsten ganz allein verdanken wir diese Erfolge freilich nicht. Wir riefen, wie Sie als Nachbar schon lange wissen, auswärtige Kirchenmilizen in das Land, und ich gestehe aufrichtig, daß man hauptsächlich diesem streitkundigen Heere des neuern Kirchenthums für den Sieg über den heiterfrohen Tirolermuth verpfändet ist. Denn, im Vertrauen gesagt, der einheimische Klerus hat die Landesnatur selbst nicht sattsam ausgezogen und hat, allen Schrecknissen geistlicher Uebungen zum Trotz, noch zu unverwüstliche Reste von menschlichem Gefühl, verständigem Maß und jovialem Sinn bewahrt, um die Dinge auf eine Höhe zu treiben, auf der sie glücklicher Weise jetzt angekommen sind.

Tirol ist heute, zu Gottes Ehre sei es gesagt, wie eine eroberte Provinz, und es ist uns ergangen gleich den alten Britten, die den Hengist und den Horsa zuerst als Kampfgenossen wider die Freibeuter des Hochlandes zu Hülfe riefen und am Ende als Herren behalten mußten. Die fremden geistlichen Besatzungen wollen natürlich Sold, Brod und Tummelplätze für ihre Thätigkeit; wir aber stellen, statt wie früher bloß zum Kaiserjäger-Regiment, jetzt jährlich unser Contingent auch für das Irrenhaus. Arm und wahnsinnig aus Frömmigkeit ist doch ein hartes Loos für die Leute von „Anno Neun“! Ursprünglich lag uns diese Wendung freilich nicht im Sinn. Bedenken Sie jedoch, man ist niemals zu viel katholisch und für das Himmelreich ist

kein Preis zu hoch. Denn hier läßt man es sich nun einmal nicht nehmen, „wo man denkt und liest, da schwindet der Glaube und steht Alles auf dem Spiel.“ Selbst populäre und gemeinnützige Schriften, die den Menschen sittlich heben und auch im Haushalt fördern, z. B. Anweisungen, wie der Boden ausgiebiger zu bearbeiten, die Wirthschaft verständiger einzurichten und die arbeitfreie Zeit für Minderung schädlicher Vorurtheile und thörichter Geistesbeschränktheit weise und christlich zu benutzen sei, halten wir von Volkeshänden fern. Die Scheu vor Büchern geht bei uns so weit, daß einzelne Geistliche in * * selbst das römische Brevier nicht mehr lesen wollen, „weil es doch zuweilen den Gedanken in Bewegung setze.“

Ob sich unter solchen Umständen eine Mendicantenpredigt in Bozen und Meran an Ideenreichthum, Schwung und Redekunst mit dem Kanzelvortrag eines Dr. Ammon in Dresden vollgültig messen könne, ist allerdings noch nicht ganz gewiß. Bei Ihnen mag man über Le Verriers Scharfsinn staunen und voll Ehrfurcht hinaufblicken zu Mädlers Centralsonne und zum neuen Sphärentanz; uns läßt das kalt und gleichgültig, wie Lamennais' feuriger Ruf, wider die Krakau-Mächte aufzustehen, „während er selbst sitzen bleibt.“ Nur wenn Pater B . . seine orthodoxe Lyrik declamirt oder T.sch.dorf Prosa schreibt und mit den Nilmatrosen arabisch redet, wird uns warm um das Herz und horchen wir entzückt, wie die Schatten der Unterwelt, auf die Wunderklänge des Doppel-Orpheus aus Sachsen und Tirol.

Nach Art der Russen, die eigener Sicherheit wegen ihren politischen Glauben und ihren Styl das Regiment zu führen allen Nachbarvölkern, besonders den Deutschen, aufzudrängen suchen, möchten auch wir die Vorwerke unserer geistlichen Herrschaft durch gleiche Praxis in Volkserziehung und Kirchenthum bei den Nachbarn in der Runde fester machen. Von Italien her ist keine

Sorge; im Westen schirmt uns Chur und die Ortlesspitze; in Kärnthen denken sie ungefähr so viel als wir; nur auf der Nordseite ist die Gefahr noch nicht ganz beschworen. Zwar kasteien sie sich jetzt auch dort reuevoll in Sack und Asche und thun in Schrift und Wort gewaltig fromm; aber wer bürgt dafür, daß es im Grunde doch nicht der „Klausner" auf Kaulbachs Bilde ist?

Leider droht die Freude über den schwer gewonnenen Sieg nach kurzer Dauer schon wieder neuen Sorgen Platz zu machen! Mit welcher Kunst und mit welchem Aufwande wir den Wasserspiegel in Tirol glatt gemacht, ist Niemandem unbekannt. Und siehe da! er trübt und bewegt sich neuerdings unter Impulsen, die Sie nie errathen hätten. Was Philosophen und starke Geister bisher mit allem Rüstzeug der Wissenschaft nicht vermochten und auch in alle Zukunft nicht vermögen werden, das ist den Ungelehrten, den Publicanen, den Fiscusleuten und der Finanz gelungen. Tirol ist aufgeregt, und zwar aufgeregt bis zur untersten Schicht der Bevölkerung, bis in die entlegensten Thäler, nicht etwa, weil man Krakau eingethan und in Stambul die mit Pomp verheißene Akademie nicht zu Stande bringt; Tirol ist aufgeregt, weil man uns auf einmal Wälder, Weiden, Alpen und Auen confiscirt und täglich klarer zeigt, daß man die Lücke im Landeshaushalt nicht durch Minderung des Aufwandes, sondern durch endlose Steigerung der Einnahme decken will. Nur keine Furcht vor den Namen Haushalt, Budget, Deficit! Wir reden nicht von „Zins, Rent und Schatzung", die man weltlicher Ordnung in Tirol niemals verweigert hat. Auch an thätige Ungeduld und Selbsthülfe denkt nicht Jedermann. Aber es offenbaren sich in unseren niederen Regionen allmählich Gelüste, wie in der Finanz am Nil, und nicht mehr zufrieden mit der Frucht, wollen sie auch noch den Baum dazu. Am Ende hätte man gar noch vergeblich und mit Unrecht wider Semilasso declamirt!

Eine Waldordnung Kaiser Ferdinand' I. (1541) erklärt in vagen Ausdrücken sämmtliche Holzgründe und Wasserbäche des Landes, besonders in nächster Umgebung der Tiroler Residenz, im Inn- und Wippthale, „wofern nicht Privattitel das Gegentheil beweisen," als Eigenthum des Landesherrn, um für die fürstliche Hofhaltung zu Innsbruck, für die Salzpfanne in Hall und für die Schmelzöfen im Unterlande den nöthigen Bedarf an Bau- und Brennholz, wie an Kohlen und natürlich anch Forellen, auf alle Zukunft zu wahren und sicher zu stellen. Dieses Document ward erst vor einigen Jahren aus dem Staub der Archive hervorgezogen und durch die Provinzial-Buchhaltung sogleich als Unterlage weitgreifender Speculation benützt. Weil man im sechzehnten Jahrhundert — so ungefähr argumentirt die Zöllnerlogik — auf der Burg zu Innsbruck die herrschaftlichen Oefen heizen und Freitags Forellen essen wollte, gehört Wald, Aue, Weide, Streu, Holz und Bach in ganz Tirol dem Aerarium. Dieser Mauthsyllogismus wühlt in unsere bürgerlichen Bestände tiefer ein, als anderswo die offene Lehre des Communismus und der Revolution, für welche Tirol in seiner Zucht und Gottesfurcht ein hoffnungsloser Boden ist.

Was man seit Jahrhunderten friedlich als Eigenthum besaß und unbestritten von Vater auf Sohn vererbte, verkaufte, kaufte, bewirthschaftete und betrieb, wird plötzlich in Frage gestellt, für Usurpation erklärt und fiscalisch eingezogen, wo sich nicht Brief und Siegel den Griffen der Finanz entgegenstellt. Aber wo sind die Briefe? In Tirol gab und nahm man weiland auf ehrlich Wort und schrieb nicht viel. Jetzt aber sind Document, Urkunde, Bedeutung, Grammatik und Exegese auf einmal Losungswort im ganzen Lande. Selbst das Gebet wird vernachlässigt und der geistliche Betrieb merklich hintangesetzt aus Besorgniß für Wald und Zeitlichkeit.

Denken Sie sich den Schrecken der ohnehin geplagten Leute, besonders in Deutschtirol, am meisten im Pusterthal, wo ohne Wald, Streu und Weide keine Landwirthschaft bestehen kann und eine allgemeine Umwälzung des Besitzes zu erwarten ist, wenn nicht die angestammte Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der obersten Gewalt noch rechtzeitig ins Mittel tritt und die jetzt schon fühlbare Gährung der Gemüther milde und versöhnlich im Keim erstickt. Wald und Viehstall, wie Sie wissen, sind unser Lebenselement, und wer uns Holz und Weide nimmt, schädigt etwa nicht bloß Einzelne in Gewerb und Nahrung, er richtet das ganze ehrsame Bauernvolk zu Grunde, das im Grunde doch allein dem Cäsar Steuer, dem Kapuziner Schmalz und Brod, dem Jesuiten Messengeld, der Nonne Gebetlohn und dem Caplan Stolgebühren zahlt, und „Anno Neun" dem Lefebvre die Grenadiere erschossen hat.

Glauben Sie indessen ja nicht, das Uebel sei von Oben herabgekommen! Bei uns, wie überall, sind die schlimmsten Plagen immer aus dem heimischen Boden selbst herausgewachsen. Im menschenfreundlichen und billigdenkenden Wien haben sie, wie man sagt, über das erfindungsreiche und beinahe etwas byzantinische Steuertalent der Tiroler Finanzleute nur höchst zweideutige Bewunderung ausgedrückt. Für kurzen Gewinn langes Unheil einzutauschen, mag untergeordneter Einsicht zuweilen ersprießlich scheinen; höhere Weisheit aber, wie sie sich in letzter Instanz noch jederzeit bewährte, wird und kann — wir wissen es gewiß — solch ungleiches Gewerbe nimmer loben. Wir vertrauen auf den Cäsar, auf sein besseres Wissen, auf seine „Clementia et Benignitas". Anhänglichkeit an das uralte Herrscherhaus ist in Tirol Bedürfniß; es ist beinahe ein religiöser Cultus, und wer immer diesen Cultus, diese Volksreligion muthwillig und nutzlos stört, gefährdet und verletzt, hat dem Cäsar selbst einen schlechten Dienst gethan. Freilich, ein dreißigjähriger Frieden ist nicht umsonst zu

haben; etwas Druck und Härte, wie man weiß, ist auch überall kaum vermeidlich und läßt sich überstehen; aber die Leute aufs Aeußerste treiben und auf der empfindlichsten Seite verkürzen, hätte zuletzt selbst in Tirol seine Bedenklichkeit. Der Tiroler ist ein frommer Rüsteviel und will nichts als freie Bewegung, fette Rinder und feiste Kapuziner. Die letzteren gönnt man ihm freilich im Ueberfluß; nur das erstere wird angefochten und bedroht. Fragen Sie nicht, was eigentlich ein Kleriker mit diesen materiellen Nöthen, mit Holzbezug und Viehstall zu schaffen habe? Sonst kümmern wir uns freilich nicht um das Weltliche und bekämpfen irdische Bedrängniß hauptsächlich durch Gebet, vorausgesetzt, daß wir vorher alle Bezüge richtig eingenommen haben. Hier müssen aber auch wir unser Wort in die Wagschale legen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil wir in der Eigenschaft als Seelenhirten das schwierige Argument übernehmen sollen, zum Vortheil der weltlichen Behörde den Gläubigen zu beweisen, es geschehe zu ihrem Besten und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens, wenn ihnen die Innsbrucker Finanzkammer die Wälder nimmt und die Wirthschaft ruinirt; zweitens, weil wir mit Recht besorgen, die Neuerung im Weltlichen führe nach und nach zu Neuerungen im Kirchlichen und das rechtliche Prüfen und Sichten der Finanzbegehren stelle zuletzt auch die kirchlichen Leistungen in Frage. Denn sobald man erst friedliche und einfältige Leute Rechtstitel zu erforschen, zu prüfen und zu unterscheiden zwingt und sie merken läßt, daß man sie überall nur als Gegenstand subalterner Speculation benützen will, kann Niemand sagen, wie weit das Forschen vorwärts dringt und wo das Prüfen und Unterscheiden stille steht.

Man liest zwar nicht, daß irgendwo heidnische Orakel des Alterthums als Staatsmedicin die „katholischen Blätter aus Tirol“ empfahlen, aber „ne moveas Camarinam“ (laß die Camarina

unberührt) riefen sie ungeschickten und gefährlichen Neuerern warnend zu. Und sehen Sie nur, welche Zeit man zu diesem gefahrvollsten und aufregendsten aller Finanzübergriffe wählt! Es scheint, man habe es wirklich darauf angelegt, Glauben und Vertrauen auf das Bestehende durch ganz Europa auszutilgen. Wie soll man Lamennais widerlegen und seiner verderblichen Schrift: „Les rois recommencent la révolution“ mit hinlänglicher Kraft entgegentreten? Wahrhaft, ein böser Genius präsidirt über den Occident und treibt die Continentalgewalten sichtlich und mit blindem Raptus auf Pfade, welche kluger Sinn und besseres Wissen von jeher vermieden hat. Wie sie es in Numantia machen, bei den Lusitaniern und im Samniterland, geht uns im Grunde nichts an; wir grämen uns nur um das friedliche, schöne Tirol, dem man weder von Außen noch von Innen Ruhe gönnt. Das Unfehlbare und Providentielle, das man jenseits unserer Berge nicht einmal dem Pontifex überall gönnen will, trägt der fromme Tiroler sogar auf den Cäsar über. Das ist, wie es scheint, der Fehler, von dem uns unzeitiger Diensteifer befreien will. Treibet es doch im Uebermuth des langen Glückes und verführt durch fremden Rath mit eurem „Rechte“ nicht gar zu weit und bedenket weislich den alten Spruch: summum jus, summa injuria.

Aus Frankfurt.

(Mai 1848.)

I.

Nahe an vierhundert Mitglieder der Nationalversammlung waren am Morgen des 18. Mai in Frankfurt beisammen und auf vier Uhr Nachmittag war die feierliche Eröffnung in der Paulskirche anberaumt. Eine Stunde früher hatte sich die Masse der Abgeordneten zur Wahl eines Alterspräsidenten im Rathhause eingefunden. Hofrath Behr und der sächsische Oberst Blumröder, beide altersschwach, taub und hinfällig, verbaten sich wohlweise die bedenkliche Ehre. Syndicus Lang dagegen, ein freundlich-lächelnder siebzigjähriger Greis mit quickender, accentloser und schwacher Stimme, glaubte, er sei aller Gebrechlichkeit zum Trotze dem Geschäfte vollkommen gewachsen, und beeilte sich als nächstältester um so unbesorgter die Stelle anzunehmen, weil er als Präsident die heimlich sitzende, kleine und stumme Deputirtenkammer in Hannover, nicht ohne Geschick, wie man sagt, geleitet hatte.

Von der Thüre des großen Römersaales angefangen, auf den breiten Stiegen hinab, durch die weiten Hallen und vom Portal des alten Gebäudes längs der Straße bis zum Eingang in die Paulskirche stand auf beiden Seiten in langer Doppelreihe, Mann an Mann gedrängt, das schöne und glänzend gekleidete Fußvolk der freien Stadt und präsentirte das Gewehr vor der barhaupt und in feierlich gemessenem Schritte unter Glockengeläute, Kanonendonner und begeistertem Jubelrufe der wogenden Menge, vier zu

vier, vorüberziehenden Deputirten-Majestät des deutschen Volkes. Zahllose, zum Theil riesige Schwarz-Gelb-Rothe Fahnen wimpelten aus allen näher liegenden und mit Zuschauern überfüllten Fenstern der festlich geschmückten Stadt — wahrhaft selbst für Könige ein beneidenswerther Augenblick! Viele Abgeordnete erhoben stolz das Haupt und blickten, wie berauscht vom Hochgefühl der Macht, links und rechts auf die huldigende Menge hin; andere, weniger empfindlich für äußeren Glanz, weil selbst mitten im Taumel noch ohne Glauben auf die schaffende Kraft der Revolution, wandelten ernsthaft und sorgenvoll gegen das Tempelhaus, wo man das deutsche Chaos ordnen und verjährtes Unrecht tilgen sollte.

Die Galerien des Lokales waren von Neugierigen dicht gedrängt und die Mitglieder des eintretenden Parlamentes nahmen, wie beim ersten Zusammentreten natürlich, ohne Farbe und ohne Parteigetriebe, in Unordnung ihre Sitze ein. Die Erklärung des Alterspräsidenten: „Die Nationalversammlung sei constituirt" ward mit dreifachem Lebehoch begrüßt und nach Verlesung eines Willkomms des Bundestages an die deutsche Nationalversammlung sogleich zur Verhandlung selbst geschritten. Prüfung der Wahlvollmachten und Annahme einer provisorischen Geschäftsordnung waren das Thema, an dem sich Vaterlandsliebe, Zucht und parlamentarischer Tact der deutschen Volksvertreter zuerst erproben sollte. Die Probe aber war niederschlagend.

Für vorläufige Geschäftsordnung lagen zwei gedruckte Entwürfe vor; der eine kurz, präcis und nur etwa zwanzig Zeilen lang; der andere nach deutscher Gewohnheit eine Abhandlung mit Text und Noten nahe an dritthalb Bogen stark. Kluge Leute hätten sich ohne vieles Reden mit dem ersten begnügt, aber deutsche Gründlichkeit und Breite focht mit steigender Wärme und mit unerklärlicher Redewuth drei Stunden lang für die zweite, die im Grunde dasselbe sagte. Etwa fünfzehn Redner für und

wider schwangen sich im wilden Gedränge nach einander auf die Bühne und ergingen sich, mit weniger Ausnahme, lang und breit in ärmlichen Nichtigkeiten. Regierungsrath Röttig aus Potsdam, klein, breitdick, mit vollem slavisch-pommerschen Hänghaar und gelbem fettglänzenden lächelnden Schmeergesicht langweilte und erbitterte die Versammlung durch viermaliges Erscheinen und krampfhaftes Einklammern auf der Bühne und durch widerliche Leerrednerei bis zu völliger Ungeduld. Andere hielten hartnäckig und bei lautem Widerspruch voraus bereitete Reden, die nicht zur Sache paßten. Man schrie, tobte, brüllte in wildem Hader und der zum fünftenmal kommende kleine Regierungsrath mit dem dicken Kopfe ward ungehört in wildem Geschrei von der Bühne weggetrieben. Selbst der phlegmatische Fragmentist verlor das Gleichgewicht und dachte unwillkürlich an den 18. Brumaire und an Bonaparte's Grenadiere als letztes Heilmittel wider das unfruchtbare Gerede und den tactlosen Unverstand der deutschen Volksvertreter. Zwar ließ der Präsident wiederholt und nachhaltig die Schelle tönen, aber man gehorchte nicht; der Unglückliche suchte zu reden, ward aber nicht gehört oder im Sprechen zuchtlos unterbrochen; auch wußte der lächelnde alte Mann nicht einmal die Fragen scharf und faßlich genug zu stellen. Unter Tumult und Geschrei ward endlich der breite Entwurf vorläufig angenommen und die nächste Sitzung zur Wahl eines wirklichen Präsidenten &c. auf den folgenden Tag zehn Uhr Morgens angesetzt.

Der Eindruck dieser ersten feierlichen Sitzung der deutschen Nationalversammlung auf das Publicum mußte ein ungünstiger sein. Mit Ekel im Herzen, von schlimmen Vorahnungen geängstigt ging ich heim und legte mich verzagten Sinnes ohne Trunk und Abendkost zur Ruhe.

II.

Die Dringlichkeit eines tüchtigen, die Versammlung beherrschenden Vorsitzers war nach den Scenen des ersten Tages allen klar und die öffentliche Stimme bezeichnete Heinrich von Gagern als den Mann, der allein die nöthigen Eigenschaften zu diesem Amt besitze.

Zu vorläufiger Besprechung und Einigung über diesen Punct hatte Graf Wartensleben zu einer Vorzusammenkunft in der Mainlust eingeladen. Man hielt Reden, Alles pries und empfahl Gagern nicht bloß als den Würdigsten, sondern als den allein möglichen Führer und Lenker des volksthümlichen Elementes. Nur der alte, damals noch republikanische Jahn murrte im Hintergrund gegen die Wahl, „weil Gagern die Makel habe, Minister eines souveränen Fürsten zu sein." Niemand achtete auf den „alten Narren". Dahlmann, den ich hier das erstemal sah und hörte, ist kein fließender Redner und preßt gewöhnliche Gedanken mit Mühe und Härte aus der Brust.

Bei Soiron's Rede, die er zu Gunsten seines Nebenbuhlers hielt, war Stimmorgan und gerbermäßige Unerschrockenheit das größte Verdienst. „Gutmüthige und redliche Demagogen", sagte er, „seien noch keine Staatsmänner, wie man sie jetzt nöthig habe." Das war die einzige Phrase von Werth, die aus dem Niagara-Mund des modernen Kleon floß.

Die Sache ward hier entschieden und beim Wahlact selbst, welcher Tags darauf in feierlicher Sitzung in der Paulskirche

vorgenommen wurde, fielen von 397 Stimmen bekanntlich 305 auf Heinrich von Gagern, der sogleich in seiner imposanten Persönlichkeit den vom alten Lang verlassenen Präsidentenstuhl bestieg und mit volltönendem Organ zur Versammlung sprach. Die Verwandlung des gestern so zuchtlos tobenden Haufens war eine urplötzliche und jeder fühlte beim ersten Wort, ja gleich beim bloßen Anblick des Mannes, daß wir einen Gebieter haben, dem man gehorchen müsse.

Für die Vice-Präsidentschaft hatte Soiron 341, Robert Blum, Candidat der Republik, dagegen nur 26 Stimmen, weil nicht alle Deputirte dieses Glaubens den Muth ihrer Meinung hatten.

III.

(Juni 1848.)

Wie ein elektrisches Fluidum durchzuckte beim raschen Zusammensturz des Louis Philippo-Metternich'schen Europa der Gedanke das Gemüth: „Deine Zeit ist nun auch vorbei und deine Rolle ausgespielt." Dem Individuum, wie den Nationen ist ein unaustilgbarer Grundzug aufgedrückt, beiden ein festes Ziel vorgesteckt, beiden als Angebinde ein bestimmtes Maß an Kraft und geistigem Vermögen zugetheilt, über welches hinaus sie nichts Gedeihliches wirken, nichts Lebendiges schaffen können. Zur rechten Zeit wie Rousseau im Laufe innehalten und aus dem Sinn des Publicums verschwinden, war für Leute öffentlicher Thätigkeit von jeher die schwerste Kunst. Der Kampf der letzten zehn Jahre gegen die mit allen äußern Vortheilen gewaffnete Staatsgewalt hat bei vielen den Grundstock der geistigen Kraft aufgezehrt, und — ich gestehe es offen — ein Gefühl der Müdigkeit, der Sättigung, des zufriedenen Gleichmuths und der Ruhesucht ist nach dem großen Siege über den öffentlichen Feind an die Stelle tummelnder und nach allen Seiten rüstiger Thätigkeit getreten.

Der Occident liegt in Trümmern, und frischen ungebrochenen Geistern, nicht den müden, sei der Neubau anvertraut. Die politischen Kämpfer der Vor-Februartage haben ihr Stipendium ausgedient; wir wollen stillehalten, mäßigen und zügeln, während die junge, durch unsere Werke befreite und losgelassene

Menge in wildem Sturm vorwärts treibt. Ich kann nicht mehr folgen, und selbst ein Welcker bleibt bedächtigen Schrittes hinter dem ungestümen Heer zurück. Warum soll ich es verhehlen? „Debellare superbos“, die Ungerechten, die Gewaltigen niederschlagen und die Stolzen Demuth lehren war meine Lust, und ist das Wild gefallen, verstummt wie durch Zauberschlag die Meute. Kein neues Buch, so dachte ich, kein gelehrtes Thun, nicht einmal Kritik und Streitartikel trübe fortan den heitern Spiegel der Gegenwart. Selbst den Widersachern die Hand zum Frieden reichend verzichte ich auf neuen Ruhm und auf neues Lob, nur nicht auf die Vergangenheit. Oder hat Ruhm je das wahre Glück gemehrt? Hat Lob und Preis der Menge die treibenden Wogen, den unruhvollen Kummer der Seele eingewiegt? Der geniale Endlicher, vor kurzem noch als Abgott des Volkes gefeiert und angebetet, ist heute ein Scheusal, ist flüchtig und proscribirt. Könnte ich es nur vergessen! Aber der Schatten des edlen Tiberius Gracchus winkt bedeutungsvoll. Leset doch, ihr Schmeichler und Schirmvögte der hungrigen Ungeduld, wie und mit welchen Worten dieser hochherzige Freund des Volkes aus dem Leben wich!

In diesem Gemüthszustand erst vor kurzem aus den Pomeranzen-Gärten Aspasiens zurückgekommen, stehe ich am Rand einer unermeßlichen Kluft, die sich plötzlich zwischen Gegenwart und einjähriger Vergangenheit aufgethan. Sei es Nachklang früherer That, sei es Lohn und Gunst der Gutgesinnten, oder sei es böses Verhängniß und Ironie des Schicksals auf die weisen Vorsätze der Sterblichen; es hat mich über den Spalt hinübergehoben und auf einen Boden hingestellt, wo ich nicht mehr Wurzel fassen und den scharfen Aether ohne Beklemmung nicht mehr athmen kann. Wäre ich doch unerschrocken wie der Gerber Kleon, oder hätte der Niagarafall seine Donner in meine

Brust gelegt! Gunst oder Ungunst der Rede — liegt sie nicht im Metall der Stimme? Und ist es nicht ein bekanntes Axiom, daß Gedanken und Ausdrücke, die nahe und auf dem Papier besehen in Wesen und Form überall dem Alltäglichen und Mittelmäßigen angehören, von hinreißender Wirkung sind, wenn sie sich aus der melodischkräftigen Kehle eines Wesendonk oder aus dem zornvollen Klang eines Schaffrath reich und nachhaltig durch die Räume schwingen? Gewiß hätte Robert Blum, der Leipziger Volkstribun, als Redner selbst auf dem alten Forum Romanum durchgedrungen, und es wäre sicherlich bis in die hintersten Reihen der Quiriten keine Sylbe ungehört verhallt. So oft dieser Mann auf die Bühne tritt, wird alles still, als wäre von seinem curulischen Stuhl ein zweiter Catilina heraufgekommen. Beckerath dagegen, an Styl und Gedankenmark bedeutend und bis jetzt den Besten beizuzählen, kann seiner quickenden und gedrückten Stimme wegen die Ungeduld der Versammlung selten bis ans Ende seiner Rede zähmen. Schwach und leise Redende werden nun vollends gar nicht angehört. „Laut, laut!“ schreit es aus allen Winkeln der Rotunde, bis der Unglückselige den Muth verliert und beschämt und zornig, wie neulich der ehrwürdige alte Lindenau u. a., von der Bühne steigt. Was soll man thun, wenn ein von Natur mäßiges Lautvermögen durch ein hartnäckiges Uebel noch weiter gemindert wird? Jedenfalls wird ein solcher erst spät, vielleicht aber auch gar nicht zum Worte kommen. Freilich brächte bei überfülltem Markt zungenfertiger Geschwätzigkeit, wie sie in Frankfurt sagen, schweigen mehr Gewinn, als reden ohne Glanz und Schwung.

Ganz stumm zu bleiben wäre aber doch nicht löblich, und gegen meinen Vorsatz muß ich wieder zu dem Mittel greifen, durch welches ich früher selbst aus entlegenen Zonen zum Publicum geredet habe. Macht es nicht auch Gervinus so? Gervinus

hat ein beneidenswerthes Loos; flink, nachhaltig, reich und beweglich wie wenige in seiner Composition, glaubt er noch an politische Tugend und biegsame Lenksamkeit des deutschen Volkes und aller öffentlichen Gewalt. Dieser hochbegabte Mann ist Führer und Orakel aller derjenigen die noch hoffen können, aller derjenigen die eine friedliche Lösung der großen Frage auf Wegen menschlicher Weisheit für möglich halten, und niemals gezweifelt haben, daß Natur und erbsündiger Typus der großen deutschen Nation durch einen Beschluß des Parlaments umzugestalten und zu curiren sei. Gervinus ist etwa nicht schwärmerischer Optimist; im Gegentheil, er ist schneidend, rasch, klar und sieht auch das Hinderniß, wodurch die Wirkung seines politischen Heilmittels noch unsicher und gefährdet wird. „Deutschland wäre in kurzem ein wahrer Einheitscoloß, Deutschland wäre in wenig Wochen gerettet, und zu Frankfurt säße mit Scepter und Diadem ein mächtiger Imperator — wenn es nur erst in Bayern besser bestellt und an der Isar weniger Ueberfluß an welfischem Sondergelüste wäre." Dieses wenigstens ist der Grundgedanke in einer Reihe glänzender und fließendwarm geschriebener Artikel, die während des verwichenen Maimonats in der Heidelberger Deutschen Zeitung erschienen sind. Besonders ätzend und gefährlich für unsere politische Reputation war die Nummer vom 25. Mai, und man könnte es den Deutschen nicht einmal übel nehmen, wenn sie auf diese Philippica hin mit Gram und Unwillen auf Bayern blickten, und für Verwirklichung ihrer Glückseligkeits-Idee das einzige und größte Hemmniß in München sähen.

Bisher hat man nicht mit Unrecht geglaubt, im dreißigjährigen Kriege hätte sich Bayern am hartnäckigsten und standhaftesten dem äußern Feind aus Nord und West widersetzt. Jetzt sagt man uns, Bayern habe eben damals das deutsche Vaterland an denselben westlichen Feind verrathen, gegen den es bei Aller-

heim, bei Tuttlingen und bei Zusmarshausen mit Hingebung und Heldenmuth gestritten hatte. Und wenn die cäsarianische Nivellirung Deutschlands durch die Franken- und Hohenstaufen-Kaiser mißlang, habe es wieder „welfisches Bayerngelüste“ allein verschuldet. Am schlimmsten aber wird vermerkt, daß Bayern bei allem stupiden Festhalten am alten Kirchenthum die Unterjochung Deutschlands durch das noch jesuitischer gesinnte Haus der Habsburger hintertrieben, und beim allgemeinen Ruin unter Napoleon sich nicht auf den Trümmern des Vaterlandes aus Verzweiflung selbst entleibt, sondern in „zähem Sondertrieb“ sein Leben gerettet, gestärkt, gemehrt und auf bessere Zeiten erhalten hat. Historisch beglaubigte Thatsachen wegleugnen oder bemänteln, wäre ein schlechtes Argument und brächte keinen Gewinn.

Aber warum will man gerade Bayern jetzt öffentlich anklagen wegen Sünden, die es mit allen Deutschen gemein hat, und die man nach Zeit und Umständen allen Stämmen und Herrscherhäusern Deutschlands vorzuwerfen hat? Der Wille, sagen die Casuisten, nicht Erfolg und Umfang der Sünde geben das Maß der Schuld. Aber ein Fehler den alle haben, alle allzeit hatten und allzeit haben werden, hört beinahe auf, ein Fehler zu sein; es ist Erbnatur; es ist ein Unglück das man beklagen, aber nicht als Unterlage zu feindlicher Verdächtigung ausbeuten und benützen darf. Mit ebensoviel Recht könnte Herr Gervinus das bayerische Volk vor Deutschland anklagen, daß es Fleisch esse und Bier trinke, in beiden hie und da das richtige Maß überschreite, und dazu noch andere Peccadillen füge, die man so ziemlich überall findet wo es Menschen gibt. Mit Worten ist hier freilich Wenig auszurichten. Zum Glück oder Unglück ist aber die Zeit, seine Gesinnungen für das gemeinsame Vaterland durch Thaten zu bewähren, viel näher als man glaubt. Der böse Dämon, Sie merken es gewiß, steht hinter dem Vorhang, und

es gibt Leute die, in ihrem politischen Glauben durch die Begebenheiten der letzten Monate kaum vorübergehend erschüttert, schon wieder dem Mißgeschick verfallen sind, und bereits heute schon den trüben Flor über die Zukunft hängen. Etwas Schatten auf die Lichtgarbe, die vom Mainstrom auf Deutschland strahlt, ist ein erlaubtes Spiel, und kreiste nicht im weisen Aegypterland das Bild der Verwesung um das Freudenmahl, damit die frohen Zecher in den Schranken blieben und ihres Looses nicht vergaßen? Hin und wieder eine kurze, ungesuchte und freie Mittheilung über die Tagesfragen und über die Erscheinungen am Horizont der Nationalversammlung wird Ihnen hoffentlich willkommen sein. Fürchten Sie aber ja nicht, daß ich zur Fluth ungezählter und meistens ungelesener Verfassungsprojecte noch ein neues füge, wie der alte Lindenau. Meine Sache ist die Kritik, die Klage, die Unzufriedenheit und die Macht des Schlimmeren, das ich eher für stärker halte als den Gegensatz. Damit aber der Leser voraus wisse, welche Farbe den flüchtigen Mittheilungen zu Grunde liegt, stelle ich gleich jetzt als Thesis hin: „Das Gute könne nur aus vielen und großen Uebeln erwachsen, und es sei den Deutschen so wenig als andern Völkern der alten und neuen Zeit gestattet, nothwendige Katastrophen durch ruhig ordnende Weisheit abzulenken.“

Schattenrisse aus der Paulskirche.

Frankfurt, Ende September 1848.

Die Herbstzeitlose, der melancholische Herold der Vergänglichkeit, auf dem fetten Wiesenplan des Taubergrundes, schon um die Mitte Augusts erblickt, schien von schlimmer Vorbedeutung! Die Zeit geht schnell, und auf voreilige Blüthenpracht und überrasche Sommerglut ziehen unerwartet schnell die Vorboten erschöpfter Lebenskraft über die noch vor kurzem saftiggrüne und hoffnungstrotzende Heimatflur. Noch ist die Traube am Rebgelände nicht süß, noch hängt die Mispel hart und ungepflückt am sperrigen Strauch, und doch verkünden herbstlich-fahles Aepfellaub und das erblaßte Grün am Viburnum Lantana jetzt schon Novemberlüfte und nahen Winterfrost. Oede Räume und leere Sitze habe ich freilich bei der Wiederkehr im Parlament gefunden, und täglich thun sich neue Lücken kund; auch die Zuversicht auf Bestand des zu Schaffenden schien minder kühn, und selbst auf der Seite, die alle Welt brüderlich umschloß, war die Zahl der Seligen eingeschmolzen. Jedoch der Bau am deutschen „Einheitsdom" ging nach wie vor, gleich dem zu Cöln, methodisch, wohlbedacht und langsam-rüstig fort, und der Beseler mit seinem Fischblut im Herzen hielt noch ebenso endlose und süßeinschläfernde Reden, wie vor unserer Derwischabad-Tour. Man hat den Männern in der Paulskirche gleich Anfangs und noch vor Gründung der Centralgewalt angerathen, statt jedes

weiteren Schrittes für innern Ausbau und architektonisches Geschnörkel des Bundesstaates, die erste Wärme der Gemüther und das ungestüme Brausen deutscher Lohe zu benützen und — sei es auf revolutionärem Wege, sei es durch Vereinbarung mit den eingeschüchterten Fürsten — eine bewaffnete Macht, ein schlagfertiges Parlamentsheer aufzustellen, und mit diesem furchtbaren Argument in Europa das Recht der neuen Ordnung zu beweisen. Cäsars „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit“ ist die Grundlage jeder Revolution, und zugleich die Sprache, die man an der Seine wie an der Themse und an der Newa am schnellsten und gelehrigsten begriffen hätte. Allein Deutschland hatte keinen Cäsar, und die Keime der neuen Ordnung, einen Augenblick über Germania schwebend, sind im Sturm wieder fortgebraust. Für „Wahrung des Rechtsbodens“ und für Einhaltung pedantischer Schulmethodik war die deutsche Revolution Männern in die Hand gelegt, denen überall, besonders aber in Deutschland, breite Worte lieber als rasche Thaten sind. Was diese Männer im Schatten dreißigjähriger Schweigsamkeit auf der weiten Fläche zwischen Belt und Alpen heimlich gedacht und im Stillen geschmiedet und gehämmert hatten, ward jetzt in der Werkstätte deutscher Einigkeit bedächtig und Stück für Stück zur Schau hervorgezogen, und nicht ohne bedeutsamen Katheder-blick in allen Bestandtheilen erklärt, commentirt, mit Anmerkungen versehen und im feierlich langsamen Tact, wie bei den schmiedenden Cyklopen der Aeneide, als deutscher Einheitsdom zusammengekittet,

olli inter sese magnâ vi brachia tollunt.

Natürlich hämmern und löthen die langsamen Werkmeister öffentlicher Glückseligkeit in der Voraussetzung ruhig fort, daß die Fürsten indessen verzagt und thatenlos ihrem Schicksal entgegenharren, der revolutionäre Volksenthusiasmus aber nicht ein vor-

übergehender und eigennütziger, sondern permanent und voll edler Selbstverleugnung sei. Daß man alles, was die gelehrten Herren seit einem Menschenalter in Büchern, Broschüren, Monatsschriften, Zeitungsartikeln, Collegienheften und Protokollen verhandelt hatten, in der Paulskirche noch einmal hören mußte, finden Sie hoffentlich nicht ungerecht. Und wenn die Fremden das Vertracte und Stelzenhafte des deutschen Styles tadeln, und nicht selten behaupten, man werfe in unseren Büchern gemeinen und leeren Gedanken häufig pedantisch-gelehrte und pomphafte Hüllen um, so fällt es uns nicht schwer, durch das lichtvolle Dictum eines (ausgetretenen) Parlamentsredners das Gegentheil zu beweisen. „Die oceanische Welt ist nicht die schlechthin oceanische, sondern sie ist die durch die potamische und thalassische vermittelte, d. h. die potamische Welt des Orients und die thalassische der classischen Völker sind Momente der Oceanität.“ Le Roux nennt zwar die nüchternen und hellen Pariser Concepte des Jahres 1830 einen „confusen Galimathias“, wir aber sind überzeugt, daß er im Bunde mit Thiers und Cousin die Klarheit und den innern Kern des eben belobten deutschen Gedankens beneide, bewundere und den jungen Galliern als Muster der Schreibart empfehle. Daß aber nebenher solche Frankfurter Sprüche das beste Heilmittel gegen Oberst Griesheim und sein specifisches Preußenthum seien, wird hoffentlich nicht angestritten.

Vom 21. August bis 26. September wurden in der Paulskirche — natürlich mit vielen und langen Unterbrechungen und Zwischenreden über den dänischen Waffenstillstand und über die Frankfurter Barricadenkämpfe — von den deutschen Grundrechten die Artikel III und IV, Religion und Wissenschaft betreffend, zum Beschluß gebracht. Für unsere Zwecke heben wir aber nur die in sieben Sitzungen, sechsunddreißig Stunden und sechsundsechzig Reden verhandelten fünf ersten Paragraphen über Glaubens-

und Cultusfreiheit etwas umständlicher hervor, und ich halte es für ein besonderes Glück, daß ich gleich vom zweiten Tage angefangen lebendiger Zeuge deutscher Redeblüthe und Frömmigkeit gewesen bin. So oft von Religion und Gewissen, von Gottesgelahrtheit, Zehent und Klerisei die Rede geht, bleibt kein deutsches Gemüth unbewegt, besonders im frommen Bayerlande, dessen tugendhafte Mäßigkeit und wesentliches Geschick für Kirchenthum schon vor mehr als tausend Jahren St. Bonifacius in seinen Briefen gepriesen hat. Wenn die Sehnsucht nach dem verklungenen Metall der eigenen Brust je erwachte, so war es in dieser Sache. Zum Trost für diesen Verlust haben uns Dr. Döllinger, Dr. Sepp und Dr. Lasaulx, die Grundpfeiler bajuarischer Gläubigkeit, die markige und siegreiche Dialektik ihrer geistlichen Homilien vorgetragen, wie wir in kurzer Analyse zeigen wollen. Form und Gedankengang aller sechsundsechzig Kirchenreden auch nur gedrängt auseinander zu legen, wäre ein nutzloses und verkehrtes Thun. Hr. v. Gagern dient auch hier als Muster, und wir theilen, wie der Belobte in seiner Fragestellung, das fromme Redematerial nach Geist und Richtung in bestimmte Gruppen ein, die alle vom aufrichtigen und offenen Atheismus bis zum strengsten Ultramontanismus zwischeninne liegenden Stufen religiöser Ueberzeugung im Spiegelbilde wiedergeben.

Am weitesten ging Hr. Vogt, der bewegliche und geniale Atheist von Gießen. Hr. Vogt begreift nicht, wie man in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. von Gott, der nicht existire, von Religion, deren Bedürfniß in Deutschland heute Niemand fühle, und endlich von einer Kirche, die als Hemmschuh und Feindin öffentlicher Freiheit und Glückseligkeit deutschen Volks auszurotten sei, lange Reden declamiren und sich gegenseitig im Streit erhitzen möge. Hr. Vogt — das ist anerkannt — redet fast allezeit geistreich, klar, gedrängt und kurz, und hat, von seinem

Standpunct ausgehend, sicherlich überall Recht. Herr Vogt verhehlt nichts, sagt in allen Thesen ohne Hinterhalt sein letztes Wort, und Sie dürfen es glauben, ein guter Theil der Versammlung hörte den vollständig emancipirten Mann, den wohlgenährten schnarrenden Orator, mit Spannung und Vergnügen an. Viele mochten sogar die Ohnmacht bedauern, sich nicht in die sublim-frostige Leerheit des Vogtischen Aethers erschwingen zu können; denn je unabhängiger und furchtloser, desto freier und ruhiger — sagt man — ist der Mensch.

Ob man z. B. im bayrischen Rott-Thale, im schlesischen Oberlande und in Pommern die zum Kitt der bürgerlichen Gesellschaft unerläßliche Sittlichkeit je mit Vogt „auf freie Entwickelung des freien Menschengeistes und auf das Bewußtsein der freien Menschenwürde" gründen könne, will ich nicht bestreiten, gestehe aber freiwillig daß, wenn auch der geistliche Kram des hochwürdigen Haid ohne Nachtheil zu entbehren ist, wir doch nicht leben mögen ohne Gott, ohne Glauben und — ohne Epigramm. Oder kennen Sie gegen die andächtige Thorheit des alten Erbsündendoctors in Derwischabad eine kräftigere Medicin als Ironie?*)

*) Einer der Freunde des „Fragmentisten" urtheilte weniger mild über diesen „genialen" Atheismus. Er schrieb uns damals aus der Schweiz unter anderm: „Man müsse, sagt Vogt, auch den Atheismus frei bekennen und ein eifriger Atheist sein dürfen. Trotz dieser gewiß ungeschminkten Worte schien es uns als ob Hr. Vogt noch nicht alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. Der Leser mochte noch zwischen den Zeilen lesen und sich sagen: „Dieser Illo denkt noch schlimmer als er spricht." Schauderhaft klar würde dem deutschen Volk das Ziel der Demokraten von der Farbe Vogt, Ruge und Consorten erst dann werden, wenn letztere einst als die „Partei der Zukunft" die Gewalt in ihren Händen besäßen und ihre gräßlichen Theorien praktisch ausführen könnten. Dann dürften wir vielleicht jenen Terrorismus des Unglaubens erleben, wie ihn Hébert und der Père Duchène vor einem halben Jahrhundert gewollt hatten, eine Herrschaft des frechsten, zähnefletschenden Atheismus, der mittelst der Guillotine seine Proselyten unter den Gläubigen macht. Wundern darf es den Deutschen nicht, wenn unter

Von den übrigen fünfundsechzig Rednern zeichnen wir nur Sylvester Jordan aus Marburg, v. Beisler, Döllinger und Lasaulx aus München, Sepp aus Tölz, Giskra aus Mähren und Zimmermann aus Stuttgart besonders aus. Zu dieser Wahl hat uns weniger die Kunst, der innere Gehalt und der oratorische Werth der Vorträge, als der Wunsch bewogen, die redende Masse in bestimmte Classen einzutheilen, und zum Trost Ihrer Leser nur die Fahnenträger der politischen Farben etwas kenntlicher hinzustellen. Käme Gedankenschwung und kernhafte Substanz der Sätze mit Kunst, Melodie und zaubervoller Wirkung auf das Gemüth der Hörenden allein in Betracht, so hätte die Paulskirche ohne Bedenken Herrn Zimmermann aus Stuttgart die Palme der Beredsamkeit gereicht.

Hr. Zimmermann ist ein Orator, und wir sahen nicht ohne Bewunderung die schöne Kunst und den glänzenden Erfolg! Hr. Zimmermann mag sich täuschen, wenn er, nach meisterhafter Schilderung geistlicher Verderbtheit und Uebergriffe, sich in poetischer Begeisterung weit über Zeit und Raum hinüberschwingend, eine von menschlicher Zuthat reine, im Geist und in der Wahrheit anbetende Kirche, wie sie Christus der Nazaräner schon vor 1800 Jahren in Aussicht stellte, endlich über den deutschen Horizont herüberleuchten läßt und das hochzeitlich geschmückte Volk der Germanen von aller Beengung kirchlicher Rührigkeit und von allem nähern Einsehen in geistliche Praxis abzuhalten sucht. Die demokratischen Neuerungen des Jahrhunderts, meint Herr

---

dem blutsverwandten Schweizervolk, in welchem noch viel religiöser Sinn und das Bedürfniß an einen Gott und an ein Jenseits zu glauben herrscht, ein Gefühl des Grausens bei Lesung solcher Rede auftauchte. Die Theorien eines Babeuf und Proudhon erregen in einem Land, wo das Eigenthum geheiligter ist als irgendwo, doch nicht halb so viel Abscheu, als die kahle Doctrine propagandischer Gottesleugner, die dem Unglücklichen den letzten Trost rauben möchten: die Hoffnung auf eine ausgleichende Zukunft."

Zimmermann, werden auch der Kirche das alte Handwerk legen, und Hr. Zimmermann zweifelt gar nicht, die Politik der von aller Staatsaufsicht emancipirten Kirche werde künftig edel, rein und sittlich sein. In der That, Gewissenszwang, tyrannisches Staatskirchenthum und inquisitorische Tücken theoretisch zu vertheidigen wagte bei der ganzen Verhandlung selbst kein Kirchenmann, und hätte nicht bei einigen Adepten ultramontaner Gottseligkeit in unbewachten Augenblicken das Innere durch die leichte Tünche durchgesehen, so müßte man glauben, Hr. Zimmermann habe nicht bloß Recht für die Zukunft, sondern die Verwandlung priesterlicher Natur sei schon wirklich eingetreten. So geduldig, so freiheitathmend, so billig und salbungsreicher Unschuld voll redete die geistliche Cohorte! Die Sache indessen hat ihre natürliche und für unbefangene Parlamentsgemüther unschwer zu erklärende Seite; weil es der heiligen Kirche — so denken sie in der Nationalversammlung — seit einiger Zeit hinderlich geht und das geistliche Schaffen und Gewaltüben in Gesellschaft mit dem verrotteten Polizeistaat in Deutschland jährlich unergiebiger, und seit den Märztagen dieses Jahres beinahe ganz unmöglich werde, schmolle die heilige Kirche mit ihrem alten Partner, und möchte das Geschäft in Europa unabhängig und getrennt vom Staate wieder auf eigene Rechnung treiben.

Sie begreifen wohl von selbst, daß wir nur als Berichterstatter fremde Gedanken wiedergeben, unsere eigene Wärme aber und unsere parteiische Vorliebe für die katholische Sache, wie man sie in Tirol versteht, des Friedens wegen auf das sorgfältigste verbergen und niederhalten. Indessen müssen wir doch gestehen, die Selbständigkeit der Kirche wird jetzt im Occident beinahe mit verdachterregender Uebereinstimmung und zum Theil mit einer Leidenschaft und Heftigkeit begehrt, welche Heiligen von Profession wahrhaft übel steht. Wie auf dem Schlachtfelde das

Heil des Ganzen häufig in einem Punct liegt, und alles Streben der Kämpfenden auf den Besitz dieses einen Punctes geht, ebenso drehte sich die Wucht aller sechsundsechzig Reden in der Kirchensache instinctmäßig um dieses eine Ziel. Daß aber von den sechsthalb Dutzend Rednern, die in dieser Sache sprachen, keiner den andern wiederholte, keiner in Unkunde über den wahren Sachverhalt sich in leeren Worten erging, im Gegentheil jeder Nachfolgende sich durch eigenthümliche und neue Wendungen vor dem Abgehenden ausgezeichnet hat, und selbst bei dem mohngetränkten Phrasengeklingel eines Beseler und Biedermann von Langweile und Ermattung während der ganzen langen Verhandlung nichts zu empfinden war, glauben Sie ohnehin.

Wenn aber von den beiden obengenannten Sprechern Vogt und Zimmermann, der eine aus atheistischer Geringschätzung, der andere aus poetischer Ueberschwenglichkeit, beide aber von der zwingenden Gewalt ihres absoluten Freiheitsprincips hingerissen und kummerlos um die nächsten Folgen, das Band zwischen Kirche und Staat rasch zerhauen, und im Einklang mit den listigen Frommen der Paulskirche die Heilung der aus der Freiheit erwachsenden Uebel von der Freiheit selbst erwarten, so gewinnen Sylvester Jordan und der Mähre Giskra der Sache eine andere Farbe ab. Diese Männer sind ebenso freisinnig wie Vogt und Zimmermann; aber sie sind in dieser Sache klüger und praktischer als die Vorgenannten; auch kennen sie Natur und nachhaltige Weise geistlicher Strebsamkeit überhaupt besser, als die aufrichtigen aber unbedachtsamen Schwärmer einer gewissen Seite im Parlament. Das Wesen geistlichen Regiments und das Maß dessen, was in voller Ungebundenheit die Kleriker einer Staatskirche vermögen, ist eigentlich nur jenen redlichen, aber gegen geistliche Zucht von Hause aus rebellischen Gemüthern bekannt, die unter kirchlichem Druck aufgewachsen,

aber noch vor gänzlicher Knickung angeborner Energie zur Freiheit gekommen sind.

Hr. Sylvester Jordan fühlte in der Jugend das ganze Gewicht geistlicher Tyrannei, und ward im spätern Alter durch den Polizeistaat mißhandelt und verfolgt; beide Gewalten waren aber einzeln und im Bunde nicht stark genug, seine freiheitsliebende und kräftige Gebirgsnatur zu bändigen. Was nun ein so vielfach geprüfter Mann über Staat und Kirche, sowie über ihr Verhältniß zu einander denkt, schien uns gleich Anfangs von bedeutendem Gewicht. Während die Partei der Freiheitbegeisterten ihre emancipirte Kirche in idyllischem Verhältniß neben dem Staate hergehen und an gemeinsamer Veredelung des menschlichen Geschlechtes arbeiten läßt, meint Hr. Sylvester Jordan, zwischen Kirche und Staat sei ein friedliches Verhältniß gar nicht einmal möglich, weil die Waffen ungleich und beide Gewalten Nebenbuhler und geborne Feinde sind. Die Kirche herrsche über die Gewissen und halte den Geist der Gläubigen nieder; und deswegen müsse die Kirche nicht schlechthin als solche, wie Vogt und Consorten meinen, sondern nur als äußere Gewalt über das menschliche Gewissen und als zwingende Kraft untergehen. Kirche sei eigentlich der Klerus in seiner festen und wohlgeordneten Gliederung, alles übrige im christlichen Staate rechne man zu den „Schäflein" — willenlose Heerde zum Vortheil der Hirten gelenkt. Und von diesen geistlichen Schafhirten, meint Jordan, wären viele, besonders heftigere Naturen, noch immer zu den härtesten Zwangsmitteln geneigt, und würden, hätten sie die Macht in Händen, allen Parlamentsdebatten zum Trotz noch heute Scheiterhaufen als letztes Argument für Aufrechthaltung ihrer Lehre und ihrer Macht in Vorschlag bringen. Gelüste dieser Art seien von der Natur einer Staatskirche*) unzertrennlich,

*) Man erinnere sich an die anglikanische.

und weil in wohlgeordneten Gesellschaften nur eine zwingende Gewalt sein dürfe und sein könne, so müsse die Kirche als Anstalt, die da äußere Gewalt über die Gläubigen übe, dem Staatsgesetz unterworfen werden. Trennung zwischen Staat und Kirche und doch Fortbestand der letztern in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, wie es die Kirchenpartei jetzt in Deutschland wolle und im Parlament durchzusetzen trachte, sei ein leeres Wortspiel, und das alte Uebel werde nach der Befreiung dasselbe sein, was es vorher war; denn Tod, Taufe und irdische Nöthen überhaupt werden und müssen dem Klerus immer die Herrschaft über die Menge bewahren. Und Hr. Sylvester Jordan kennt, um die Menschen endlich vor geistiger Tyrannei sicher zu stellen, keinen andern Ausweg, als „die Kirche in Religionsgesellschaften aus einander zu schlagen und alle äußere Kirchengewalt abzuschaffen."

In der Paulskirche zu Frankfurt hat es für Hrn. Sylvester Jordan keine Gefahr. Sollten aber die demüthigen und in christlicher Einfalt lebenden Seelenhirten im Gebirge die Diatribe lesen, so könnte es für den geistlichen Credit des Antragstellers eher bedenklich werden. Wir unsererseits halten Hrn. Jordan für einen warmreligiösen Mann; aber Religion mit innerer Heiligung liegt in seinem Sinn, „weil seiner Vorstellung nach nur der innerlich religiöse Mann wahrhaft frei und nur ein von solchen Menschen bewohnter Staat vorm kirchlichen Feinde sicher sei." Man kann es nicht oft genug wiederholen, Hr. Jordan will Niemand hindern in seiner Art fromm, zahm und gerecht zu sein. Hr. Jordan hat auch nichts dagegen, wenn der Mensch in heißer Gottseligkeit sich privatim casteit, geiselt, abergläubische Bußen übersteht und z. B. an bestimmten Wochentagen Karpfen und geschmorte Trüffeln zu essen, für ein wirksames Tugendmittel im Kampfe wider Sinnlichkeit und Teufel hält. Hr. Jordan ist

duldsam, und will nur, daß der Andächtige seine Pönitenzen und seine Tugendmittel für sich behalte und nicht auch andere zu gleicher Meinung und zu gleicher Praxis zwinge.

Hr. Giskra aus Mähren führt den Jordan'schen Gedanken weiter, und spricht mit Heftigkeit, ja mit Leidenschaft und schwellendem Sturmdrang, was auf die Zuhörer allezeit vortheilhafte Wirkung thut, besonders wenn das Thema vom Geist des Jahrhunderts angeweht und erwärmt wird. Organ, Wuchs und Jugend erhöhen bei Giskra noch den Reiz natürlicher Beredsamkeit, und wie sich im Fluß der Begeisterung das Blut des Redenden erhitzt, wollen viele in Blick und Haltung dieses Mähren einen jugendlich-glühenden Häuptling aus Ziska's Heer erkennen.

Daß man die Kirche von aller Bevormundung durch den weltlichen Staat befreie und ihr die allgemeinen, heute keiner Gesellschaft zu verweigernden Associationsrechte gewähre, findet der beredte Giskra billig, und stimmt insoweit auch für Trennung der Kirche vom Staat. Jedoch unterscheidet er, wie uns schien unter allen Sprechenden zuerst, mit Sorgfalt Trennung von Unabhängigkeit, welch letztere, ohne es förmlich einzugestehen, die Sachwalter geistlicher Angelegenheiten eigentlich im Sinne haben. Diese Unabhängigkeit, meint Hr. Giskra, widerspreche der Natur des Staates geradezu, und verlange die Kirche diese Unabhängigkeit und dieses selbständige Gebaren, so greife sie den Staat in seinem Wesen an und wolle ihn gleichsam verzehren und in sich aufnehmen. „Die Kirche", sagt Herr Giskra, „ist im Staate, die Glieder der Kirche sind Bürger des Staates, das Vermögen der Kirche ist im Staate, und sie kann ihre äußere Stellung und ihre irdischen Zwecke nur unter dem Schutz und mit Hülfe des Staates erreichen, und alles was die Kirche äußerlich thut, bewegt sich in der Sphäre des Staates. Welcher Verein im Staate kann aber begehren, daß er die Ge-

setzgebung, die entscheidende und vollziehende Gewalt, unabhängig und getrennt vom Staat und in allen innern und äußern Dingen des Vereins übe?" Diese Argumentation mährischer Rhetorik schien vielen Zuhörern der Paulskirche bündig und überzeugend. Auf die tausend Mittel und Wege, durch welche der Klerus das ungelehrte und nicht selbstdenkende Volk bezaubere und beherrsche, hat Hr. Sylvester Jordan nur andeutend hingewiesen, Hr. Giskra aber hat sie des weiteren und umständlichern, zugleich lebendig und nicht ohne Beifall der Versammlung auseinandergesetzt. Und der junge feurige Redner, wie man es sich leicht denken kann, ist zu einem noch heftigeren Schluß gelangt, als wozu der kühle und gemäßigte Jordan aus Marburg gerathen hat.

Den größten Unwillen, ja man darf beinahe sagen den größten Schrecken und die ärgste Erbitterung im Kreise der Kirchlichen hat die Rede des Hrn. v. Beisler hervorgebracht.

Hr. v. Beisler, wie man weiß, ist in Bayern Minister für Cultus und Unterricht, gleichsam Landvogt und Polizeimeister auf demselben heiligen Gebiete, das man aus Andacht und Interesse weltlichem Einfluß ganz entziehen möchte. Man fühlte es lebendig, das irdische Königthum, ja der geheimste Gedanke, der heute die weltliche Staatsgewalt in Bayern treibt und belebt, thue sich aus der Rede des Hrn. v. Beisler kund. „Trennet sie nur", sagt Hr. v. Beisler, „und die Folgen bleiben nicht aus: entweder verschlingt nach dem Scheidungsproceß die Kirche den Staat, oder der Staat unterjocht die Kirche; Friede zu gleichen und gerechten Bedingungen ist zwischen diesen Elementen eine Unmöglichkeit." Hr. v. Beisler glaubt nämlich weder an die Freiheitsliebe, noch an die Harmlosigkeit, noch an die Andacht der klagenden Kirchenvögte und meint: priesterlicher Absolutismus wolle sich durch Losschälung vom Staatsverbande bloß der demokratischen Richtung erwehren, welche jetzt in Europa mit un-

widerstehlicher Gewalt den weltlichen Staat neugestalten will und die Kirche selbst zu erfassen und im Sturm fortzureißen droht. Daher, meint Hr. v. Beisler, komme der Nothruf der Kirche nach freier Bewegung und nach Ungebundenheit! Sie hoffe durch ihren geistlichen Monarchismus die weltliche Staatsdemokratie zu erdrücken, ja in das Gegentheil zu verwandeln, und so auf der einen Seite durchzuführen, wornach der Moskowiterczar auf der andern strebt: ut libertas in Europa e conspectu tolleretur.

Hr. v. Beisler, wie man sieht, hält die Kirche für nicht so poetisch unschuldig und idyllisch unbefangen, wie Hr. Zimmermann und der mit isokratischer Glätte redende Christ von Bruchsal! Die Begierde der Geistlichen und ihrer Anhänger in das Parlament zu kommen und überhaupt weltliche Staatsgeschäfte zu betreiben, erklärt der Ministerredner gleichfalls aus diesem reactionären Nachgedanken der Klerikalpartei. Glauben Sie sicher, sehnsuchtsvolle Rückblicke auf Abels gewinnreiche Frömmigkeit und parteiisches Gewährenlassen haben während der Beisler'schen Rede in den Herzen der Kirchenmänner nicht gefehlt! Aber der bayerische Cultminister begnügte sich nicht, die Kirche in solcher Weise zu schildern und zugleich auf die Gefahren hinzudeuten, die aller weltlichen Ordnung von dieser Seite drohen; Hr. v. Beisler nennt auch das Heilmittel, um in Deutschland wenigstens dieses irdisch-reactionäre Gelüste auszutreiben. Was die europäischen Völker schon im fünfzehnten Jahrhundert zu Constanz und Basel begehrten, aber bis zu dieser Stunde nur unvollkommen oder gar nicht erhielten, räth der bayerische Cultminister von neuem an: reformatio in capite et in membris durch regelmäßige Synoden. Reichssynoden und Provinzialsynoden, meint er, weisen die Kirche in ihre natürlichen Schranken zurück, und in dieser staatsmännischen Ansicht wurde der Redner durch den praktischen und consequenten Decan Kuentzer ergänzt und unterstützt.

Um den gefährlichen Eindruck der Beisler'schen Staatsrede zu schwächen und ihre Wirkung auf den Beschluß des Hauses zu lähmen und womöglich ganz zu vernichten, schien es der Partei räthlich, Alles, was sie an Macht und Beredsamkeit besitze, in den Kampf zu bringen. Döllinger, Sepp und Lasaulx, drei Grundsäulen und Vorkämpfer der katholischen Partei in Bayern, sind bei den schwankenden Phasen des Streites nach einander in den Vordergrund getreten, und wir gestehen es aufrichtig, die Neugierde den Kirchenbau zu sehen, welchen diese Männer auseinanderlegten, und die Argumente zu hören, die sie für den Sieg ihrer Sache in die Wagschale legten, hat uns hauptsächlich ermuntert, fleißig in die Paulskirche zu gehen und über diese merkwürdige Verhandlung Einiges aufzuschreiben. Wenn der Spruch: virtus est et in hoste laudanda je von einem Gegner gesagt werden kann, so ist es gewiß Hr. Ignatius Döllinger, Exprofessor der Theologie und Stiftspropst zu St. Cajetan in München. Gute Bildung und gründliche Gelehrsamkeit dieses Mannes ist in Deutschland allgemein anerkannt, von seiner Gewandtheit im Streit aber und von seinem dialektischen Redefluß hat er im kirchlichen Vorpostengefecht der Paulskirche den gültigsten Beweis abgelegt. Die geschliffene Außenseite dieses Geistlichen, sein frostiger Blick, seine Ruhe, sein gemäßigtes und glattes Wort, sein Witz und feiner Spott sind Waffen, die selbst den erklärtesten Widersacher zu Achtung und Anerkenntniß zwingen. Daß aber neben diesen Eigenschaften sophistisch-kühle Berechnung, unbedingtes Vorwärtsstreben und weites Gewissen bestehen und gedeihen könne, wird in gleicher Weise zugestanden. Ein Mann wie Hr. Döllinger fragt nicht lange, ob seine Argumente wahr und ehrlich, er will nur, daß sie logisch unbestreitbar, daß sie beißend und von epigrammatischer Wirkung seien; Hr. Döllinger und seine Partei sollen am Ende Recht behalten und siegreich aus dem Kampfe gehen

um jeden Preis. Aber mit welchen neuen und von anderen Rednern noch nicht gesagten Argumenten unterstützt der gelehrte Döllinger seine Thesis über Staats- und Kirchentrennung, die er in der ganzen Fülle und im ausgedehntesten Sinne zu erzielen strebt?

Neue Argumente hat Hr. Döllinger gar nicht gebracht, ja er hat eigentlich in der Sache gar kein Argument vorgebracht und die Hauptfrage so zu sagen ganz aus dem Spiel gelassen. Hr. Döllinger will nur seine Vorgänger dialektisch widerlegen und in der Versammlung nachweisen, daß alles was die Gegner, namentlich aber Minister Beisler und Decan Bauer von der heiligen Kirche Böses gesagt, logisch irrthümlich und gegen die Regeln der Disputirkunst sei. Sämmtliche Vorwürfe, die man der römischen Kirche vom ersten Auftauchen der Pontificalgewalt bis auf unsere Tage herab zu machen pflegt, weist Hr. Döllinger mit unglaublicher Ruhe und Heiterkeit als Verleumdung und logisch falsche Consequenz zurück. Durch Verneinung des syllogistischen Vordersatzes der Gegner stellt er seine Kirche gleichsam als perpetua innocentia hin, die man nicht einmal zu vertheidigen brauche. Hr. Döllinger sagt uns geradezu: die römische Kirche mit ihren Einrichtungen sei „juris divini“ und gehöre eigentlich gar nicht vor das Forum einer Laienversammlung, wie sie jetzt in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. beisammensitze. Indessen läßt sich Hr. Döllinger doch herab, für Rechtfertigung seines vor dem himmlischen Tribunal allein zu Recht stehenden römischen Kircheninstituts Einiges anzumerken, was einer Apologie gleichen sollte.

Die Kirche, sagt Hr. Döllinger, sei gar nie monarchisch, viel weniger despotisch-absolut gewesen; ja sie sei die Demokratie selber und habe sich zu keiner Zeit Uebergriffe auf das weltliche Gebiet erlaubt, habe allzeit Concilien und Synoden mit Freudigkeit befördert, und wenn sie bis heute nicht allen Segen und alles

irdische Glück, dessen Inhaberin und von Gott bestelltes Magazin sie sei, dem gläubigen Volke gespendet habe, so falle die Schuld auch hier auf den leidigen Polizeistaat, der sie im Guten und im Edlen überall gehindert, zum Bösen verführt und von Beglückung des menschlichen Geschlechts abgehalten habe. Sogar die confessionellen Spaltungen in Bayern, in Deutschland, ja im ganzen christlichen Europa überhaupt habe von jeher, und namentlich während der letzten Decennien wiederum der leidige Polizeistaat allein verschuldet, und namentlich habe Minister Abel in Bayern Luther und St. Peter mit gleicher Bosheit und Wuth verfolgt, bedrängt und unterdrückt. Im Grunde wollte uns Hr. Döllinger sagen, Minister Abel habe der protestantischen Sache in Bayern eigentlich gar keine Hindernisse in den Weg gelegt und nur die Katholiken in Ausübung ihres Heils tückisch und ruchlos gehindert, woran in der Paulskirche natürlich Niemand gezweifelt hat.

Viele Leser mögen sich noch an Napoleons colossalen Schlachtbefehl vor Austerlitz erinnern: „Die Artillerie soll zuerst die feindlichen Heersäulen niederschmettern, dann werden die erschütterten Haufen von den Grenadieren niedergeschossen und die Kürassiere endlich sollen die Niederlage vollenden.“ Darf man Kleines mit Großem vergleichen und in allen Dingen das umgekehrte Verhältniß denken, so sollte die geistliche Verhandlung in der Paulskirche unser parlamentarisches Austerlitz sein. Seit langem hatte man die kirchlichen Streitkräfte, besonders am Rhein und an der andächtigen Isar, zu einer Hauptschlacht gesammelt, gemustert und eingeübt. Und wie am Entscheidungstage die Heersäulen des Parlaments durch Döllingers Geschützfeuer, wie man voraussetzte, gehörig verwüstet waren, rückte — um bei dem Gleichniß zu bleiben — Dr. Sepp mit der ganzen Grenadiermacht der Kirche in den Streit.

David Strauß' Leben Jesu in zwei Bänden hat bekanntlich Dr. Sepp durch ein anderes Leben Jesu kurz und bündig in sechs Bänden widerlegt und zur Stärkung im katholischen Glauben eine — Pilgerreise nach Jerusalem gemacht. Ist aber ein Redner jung, fromm, gelehrt, ein Verächter weltlicher Eleganz und zugleich ein „mächtiges Rednertalent", wie es unlängst die Augsburger Postzeitung an Hrn. Sepp gepriesen hat, so ist sein Triumph in jeder Nationalversammlung, nicht etwa bloß zu Frankfurt a. M., unvermeidlich und gleichsam voraus gewiß, besonders wenn er seine parlamentarische Jungfernrede mit leuchtendem Auge, gedächtnißtreu und fließend in gutem Tölzerstyl recitirt. Hr. Sepp ist völlig überzeugt, und natürlich sind es auch wir mit ihm, er habe durch seine Kirchenrede den gottlosen Parlamentsgliedern einen tödtlichen Hieb versetzt und zum Sieg der heiligen Kirche wesentlich beigetragen. Besonders hat Herr Sepp die drei weltlichen Vorredner Jordan, Vogt und Beisler aufs Korn genommen, und gleich der erste Satz war von entscheidender Wirkung: „Hr. Vogt ist mein Mann — Christenthum oder Heidenthum — es fragt sich nur, womit steht sich der Staat besser?" Bekennen Sie es nur, dieses Exordium hat Schwung und geht gleich aufs Praktische ein! So wenig ihrer Zeit Nero und Diocletian Gott abzusetzen und die Kirche aufzulösen vermochten, ebenso wenig, meint Hr. Sepp, werde dieses Unternehmen Hrn. Vogt und dem Parlament zu Frankfurt a. M. gelingen, und „selbst Oesterreich, sobald es wieder zur Besinnung komme, werde so klug sein und mit der Kirche Frieden schließen."

Mit dieser Ladung war Vogt aus Gießen getödtet, und kehrte Herr Sepp Geschoß und volle Schärfe seiner Logik gegen den bayerischen Cultminister. Um Vogt von seinem ruchlosen Attentat wider die Kirche abzuschrecken, hatte ihn der Redner gewarnt und ihm zu bedenken gegeben, daß der weltliche Staat im Kampfe

mit der Kirche allzeit den Kürzern gezogen habe; wider Beisler leugnet aber Hr. Sepp, daß Kirche und Staat je Feindschaft geübt und je widerstrebende Interessen verfochten haben. Den gefährlichsten aller Vorwürfe: „die katholische Kirche gehorche einem ausländischen Souverän", weist Hr. Sepp im Einklang aller Meinungsgenossen mit Entrüstung zurück. Nicht ohne List und feinen Tact machte nämlich die Klerikalpartei in den Verbesserungsanträgen sowohl als in den mündlichen Verhandlungen Einheit und Freiheit Deutschlands von der im Parlament auszusprechenden Trennung, d. i. Unabhängigkeit und völligen Freilassung der Kirche vom Staate abhängig. „Wie könnt ihr Katholiken von Einigung und Befreiung Deutschlands von allen fremden Einflüssen reden," sagen die Gegner, „während ihr mit Willen, Leib und Gut einem nicht deutschen Gebieter ergeben und verpfändet seid?" Der Einwurf ist bedenklich, und wir waren nicht wenig begierig zu hören, in welcher Weise Hr. Sepp seine Glaubensgenossen über diese Klippe bringe. Hr. Sepp — man muß es gestehen — argumentirte mit großer Geschicklichkeit, indem er die deutsche Nationalversammlung feierlich versicherte: „er sei ehrlich und sage, er sei ein aufrichtiger Christ und, gebe es Gott, er sei es nicht bloß dem Namen nach; aber dieses Joch eines auswärtigen Souveräns habe er (der Dr. Sepp) noch nie gefühlt, noch nie schwer empfunden, daß ein auswärtiger Souverän, der Papst zu Rom, existire." Stärke und überzeugende Kraft dieses Sepp'schen Beweises wird Niemand leugnen.

Indessen mochte der Redner nebenher besorgen, derselbe könne, seiner innern Stärke ungeachtet, doch nicht für alle in der Paulskirche Sitzenden vollständig überwältigend und zermalmend sein. Durch einen raschen Gedankensprung ward der eben geleugnete fremde Souverän stillschweigend anerkannt, aber diese ausländische Herrschaft zugleich als Urquell aller Freiheit hingestellt. Hr. Sepp

packt uns auf der empfindlichsten Seite und gibt zu verstehen, wahre Freiheit, von welcher in der Paulskirche so viel geredet werde, gebe eigentlich nur das Christenthum, d. i. die römisch-katholische Kirche, die allein den Menschen im Elend aufrecht zu erhalten und Staaten zu gründen vermögend sei. Ohne religiöse Grundlage könne die deutsche Nationalversammlung keine dauerhafte Verfassung zu Stande bringen. Eben im Mangel dieser religiösen Grundlage aber stecke das Uebel der Zeit, und Hr. Sepp hielt den ungläubigen Parlamentsherren, besonders den Vornehmen darunter, eine schwunghaft-beredte und geistlich-scharfe Fastenpredigt: „den Meisten freilich aus den höheren Ständen, vielleicht auch unter uns, den Meisten werde das Bedürfniß einer Religion selten klar; erst wenn es ans Todtenbett kommt, dann „zapple“ ihnen das Herz etwas, da möchten sie so eine Herzstärkung; da soll derjenige, den man sein Leben lang geschmäht und verachtet hat, kommen, um wenigstens das Decorum nach außen zu retten und die Religion „wie einen Magenzucker“ zuletzt noch ihnen einzugeben; da soll er dann gezwungen sein zu thun, was eine Erniedrigung für Jeden ist.“ Eine deutsche Verfassung mit den Ideen eines Vogt und Sylvester Jordan, die ohne herrschende katholische Staatskirche und folglich, um bei seinem schönen Bilde zu bleiben, ohne „religiösen Magenzucker auf dem Todtenbette“, meint der beredte Sepp, werde keine zehn Jahre dauern. Um dieses Unglück zu verhüten und es in Deutschland wieder zu einiger Vereinbarung zu bringen, sollen wir die Kirche frei und unabhängig lassen, quod erat demonstrandum.

Hr. Sepp fühlte lebhaft, daß er jetzt am Entscheidungspuncte seiner Redeschlacht angekommen sei und alle seine Reserven ins Feuer bringen müsse, wenn er uns bekehren und gänzlich unterjochen wolle. Und wahrhaft, Hr. Sepp wird warm, gedrängt, ja tragisch im Ausdruck, und fragt mit bedeutungsvollem Pathos

„wozu es führe, wenn die Religion geknechtet und gebunden, geknutet und geknebelt sei?" Leider arbeite der Staat in seiner Kurzsichtigkeit dafür, die Kirche zu demüthigen, sie herabzusetzen und zu erniedrigen, um ohne sie zu herrschen und selbst in dem ihm fremden Gebiet seine Omnipotenz zu begründen; „aber", fragt wieder Hr. Sepp, „steht er sich bei solcher Unterdrückung des freien kirchlichen Lebens besser?" Allein der weltliche Staat, d. i. Hr. v. Beisler, wolle die Kirche vom römischen Stuhl losmachen und drohe mit Synoden, auf welchen auch Laien Sitz und Stimme haben — ein Verfahren, welches Hr. Sepp natürlich höchst verdammlich findet und aufs nachdrücklichste in wahrhaft schwungvollem Styl zu bekämpfen sucht: „Gewiß", sagt Hr. Sepp, „mit Synoden steht der S t a a t sich besser, aber nicht die Kirche." „Kommen Synoden zu Stande — argumentirt er weiter — so kommen natürlich viele Synoden zu Stande, sie greifen einander in die Haare, der Staat tritt als Vermittler ein und hat die Religion wieder beim Schopf, stellt Polizeibüttel an die Sacristei, die da registriren, controliren und bestimmen, ob Stearinkerzen brennen sollen, wie oft der Segen gespendet und wie lange die Glocke geläutet werden dürfe" — Greuel und Verkehrtheiten, die Hr. Sepp von Seite des Laienstaates nicht länger dulden will.

Der unverkennbare Erfolg dieser hochrhetorischen Argumentation erfüllte den Redner mit stolzer Zuversicht, und, um die Niederlage seiner weltlich gesinnten Gegner zu vollenden, glaubt Hr. Sepp, er müsse auch noch eine lichtvolle und pikante Definition des „Staats" geben. Wer denn dieser Staat, der da Alles verstehen, regieren und bewältigen wolle, eigentlich sei? Diese Frage des Hrn. Sepp erregte allgemeine Neugierde, und die Spannung der Nationalversammlung stieg aufs Höchste: „Der Staat, meine Herren, ist der erste und vorzüglichste Jesuit, der aber seinen eigenen Vortheil nicht versteht, Getaufte wie Unge-

taufte, Maurer und Schlosser als Minister nimmt und folglich ohne ärgerliche Inconsequenz nicht mehr kirchliche Präbenden verleihen und theologische Lehrstühle besetzen darf." In diesem Umstande erkennt Hr. Sepp den wesentlichsten Grund die Kirche vom Staat abzuschälen, besonders aber Hrn. v. Beisler aus dem Cultusministerium zu vertreiben, ja dieses Ministerium ganz und gar aufzuheben. Wer diese Trennung der beiden Gewalten nicht wolle, der sei gar kein Deutscher, „er sei Cäsaropapist und Russe", was natürlich in der Paulskirche keine große Empfehlung wäre. Den letzten und triftigsten Grund jedoch die beiden Gewalten zu trennen, sparte Hr. Sepp, als kluger Dialektiker und um des Sieges gewiß zu sein, bis zum Schluß der Rede auf: „Trennt ja doch die Kirche vom Staat", sagt Hr. Sepp, „weil von der Trennung nichts zu fürchten ist, und Staat und Kirche mit der neuen Freiheit sich beide besser stehen."

Die Verheerung, welche Dr. Sepps oratorisches Rollfeuer in den kirchenfeindlichen Reihen angerichtet, war höchst bedenklich, und den Meisten von uns schien es zweifelhaft, ob der Anprall der schweren Reiter unter Lasaulx ohne völlige Niederlage noch auszuhalten sei. Hrn. v. Lasaulx, den classisch wohlbestellten Mann, haben wir bisher nicht richtig beurtheilt, nicht genau gekannt. Wir dachten uns Hrn. Lasaulx zwar fest und entschieden im Glauben, aber von Gemüthsart sanft und harmlos, nachsichtig gegen Irrende und großartig hinwegblickend über die Verkehrtheiten des Jahrhunderts, mit einem Wort, wir dachten uns Hrn. Lasaulx mehr leidend und gemäßigt, als energisch und übergreifend. Hr. Lasaulx ist aber in letzterer Beziehung gerade das Gegentheil; er ist heftig, starr, herausfordernd, ein leidenschaftlich aufgeregter, schonungsloser Zelot. Hr. v. Lasaulx ist in seiner Rauhheit doch gerade, ehrlich und nicht ohne hochherzigen Sinn; aber es ist noch unentschieden, ob der trotzige Muth eines Mär-

tyrers oder der heilige Grimm und der inquisitorische Rachegeist eines Dominikaners aus dem Zeitalter der Albigenser in diesem Manne überwiegend ist. Gegen die Gewohnheit der Paulskirche, selbst entschieden feindliche und widerstrebende Gesinnung in geschliffene und milde Form zu kleiden und den Gegner mit schonungsvoller Mäßigung zu behandeln, liebt Hr. v. Lasaulx sogenannte Kraftausdrücke, derbe und unversöhnliche Worte, die keinen Ausweg übrig lassen und alle nicht Lasaulx'schen Meinungen als Aufruhr und vermessenen Hohn gegen die Gottheit brandmarken, gegen die Gottheit, welche natürlich durch den Mund des Hrn. v. Lasaulx zu den Irdischen reden wolle. Lasaulx ist gerade das Widerspiel von Vogt: dieser letztere will höflich und fein die Kirche zertrümmern, der andere aber grob und barsch den Polizeistaat vernichten.

Der Zustand Europa's im Zeitalter eines Innocentius III. scheint unserem Kirchenhelden als Ziel gottseliger Strebsamkeit vorzuleuchten. In zornvollem Drang redet Hr. v. Lasaulx von gestreiften Schergen des modernen Polizeistaates, von Schmach, Schande und Lügenhaftigkeit der deutschen Bewegung dieses Jahres, von nichtswürdiger Inconsequenz der Volksvertreter, von weibisch Gesinnten, von Feigen und Betrügern, von Mangel an Verstand und Herz, von Vergiftung aller Lebensverhältnisse, von Zwietracht, Haß und Rache, wenn sein Antrag, das Band zwischen Kirche und Staat auseinander zu reißen, in der Paulskirche etwa verworfen werden sollte. Hr. v. Lasaulx, wie man weiß, ist Schüler und Meinungserbe eines berühmten Todten, von dem er aber zum Glück der Gegner, wie einst jener Osmanli-Sultan von seinem Feinde Skanderbeg, wohl das Schwert, nicht aber den nervigen Arm überkommen hat. Gleich Aelians fliegenden Fischen hebt sich Lasaulx im Beginn der Periode mit Schwungkraft in die Lüfte, sinkt aber bald mit vertrockneten Flossen wieder auf den Sand plattredender Frömmler zurück. Der Wider-

spruch indessen ist nur scheinbar und erklärt sich ohne Mühe. Im Anfang ist es der talentvolle, gedankenreiche, natürliche Lasaulx; am Schlusse aber tritt der Kirchendiscipel im Style Montalemberts hervor. Besonders stark und den Gottlosen des Jahrhunderts überlegen, sagt Hr. v. Lasaulx, sei er in der Logik, d. h. in der folgerichtigen Art zu denken und zu handeln. Herr v. Lasaulx ärgert sich, und nicht mit Unrecht, „daß im ganzen Entwurf der Grundrechte des deutschen Volkes weder der Name Gottes noch der Name der christlichen Kirche vorkomme", und aus diesem Umstand zieht der strenge Logiker den Schluß: „alle Welt, öffentlich und privat, Kunst und Wissenschaft, ja die deutsche Nationalversammlung selbst, sei ohne religiöse Wärme, sei weltlich gesinnt, und folglich seien wir, Dank dem Bettelstolz des vorigen Jahrhunderts, der Alles zersetzenden Kritik und des Polizeistaates in Deutschland jetzt am Moment des Todes und der Grablegung Christi angekommen!"

Wundern Sie sich ja doch nicht über das Eigenthümliche dieses Lasaulx'schen Gedankenganges. Um seine Thesis für Lostrennung und völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat siegreich durchzusetzen, vergleicht der fromme Redner die Geschichte der letzten achtzehnhundert Jahre sinnreich und originell mit dem Leben und Leiden Christi und argumentirt ungefähr wie folgt: „Weil König Herodes zu Bethlehem Kinder gemordet und das heidnische Rom St. Polycarp und St. Pancratius getödtet; weil sodann der Teufel in Palästina den Heiland, in Aegypten aber die frommen Einsiedler St. Antonius und St. Paphnutius verschiedentlich versucht und beunruhigt hat; weil St. Peter einst in der Versammlung die Apostel angeschnauzt, Abälard und Lanfrank dagegen über die christlichen Mysterien gestritten haben, und endlich weil Christus nach seiner Grablegung wieder zum Leben erstanden sei, so müsse man sogleich die Kirche vom Staats-

verbande ablösen und sie völlig frei und unabhängig gewähren lassen", d. h. man müsse dem hochwürdigen Windischmann zu München die gesetzliche Befugniß ertheilen, freisinnige Leute wieder durch inquisitorische Maßregeln zu ängstigen und den ascetischen Broschüren des hochwürdigen Sinzel auf dem Büchermarkt des Landes das Monopol zusichern.

Eben weil Hr. v. Lasaulx schneidend und entschieden ist, hält er nicht übermäßig lange Reden. Sollte aber auch das von ihm in der Paulskirche Gesprochene im Ellenmaß hinter seinen Genossen zurückgeblieben sein, so hat er sie doch an Härte des Ausdrucks, an geistlichem Zorn und doctoraler Heftigkeit alle weit hinter sich gelassen. Hr. v. Lasaulx kann das Auditorium erbittern, langweilt es aber nicht, wie der Geheimrath v. Balley, der Fanatiker aus preußisch Schlesien, oder wie es dem süßlächelnden Hermann Müller in seiner Rede begegnet ist. Soviel ist indessen gewiß, Lasaulx' Rede bildete den Wendepunct der ganzen langen Verhandlung, und wie der Mann die Bühne verließ, war in Aller Herzen das der Kirche zu bewilligende Freiheitsmaß unwiderruflich festgesetzt. Für einen Redner ist es allerdings schmeichelhaft, wenn er Bekehrungen macht. Herr v. Lasaulx machte Bekehrungen, aber er machte sie im entgegengesetzten Sinn. Und wenn sich am Ende eine nicht unbedeutende Zahl Schwankender, Halber und Gleichgültiger gegen den Antrag der Kirchlichen entschied, und selbst von der äußersten Linken Etliche die Anfangs warm ergriffene Sache wieder fallen ließen, so schiebe die besiegte Partei nur ohne Bedenken auf Hrn. von Lasaulx einen Theil der Schuld. Denn eine mit solchen Gründen und in solchem Styl verfochtene Sache erregt zuletzt in den gleichgültigsten und in den freisinnigsten Gemüthern Unruhe und Verdacht,

aut hoc inclusi ligno occultantur Achivi,
aut haec in nostros fabricata est machina muros,
inspectura domos venturaque desuper urbi.

Wie es am Schlusse der ganzen Frage, etwa vierzehn Tage nach dieser Rede, endlich zur Entscheidung kam, trat Hr. v. Lasaulx zornglühenden Angesichts noch einmal auf die Bühne und ermahnte uns im imperatorischen Katheberton für die Kirchenfreiheit so abzustimmen, wie er und seine Partei es vorgeschlagen hätten. Deutschlands Größe und Einheit sei nur auf diesem und auf keinem andern Wege zu erzielen. Verstocktheit und religiöse Kälte des Hauses waren aber so überwiegend, daß der angedrohten Strafe ungeachtet unter vierhundertsechsundfünfzig Stimmgebenden mit 357 gegen nur 99 entschieden wurde: „die Kirche sei bei aller Freiheit in ihrem Innern gleich jeder andern Verbindung dem allgemeinen Staatsgesetze auch in Zukunft unterthan."

Deutschland und Schleswig-Holstein.

(1850.)

„Noch ist es nicht aus", „So kann es nicht bleiben", hört und liest man jetzt in Deutschland jeden Tag und überall. Nicht etwa bloß in den Conventikeln der unruhigen Köpfe, der Geschädigten und der Mißvergnügten lispelt es schadenfroh von einer nahen Krisis; selbst in die streng-conservativen und gläubigen Kreise der Gesellschaft hat sich das unheimliche Vorgefühl und die bange Schwüle eines nahenden, zur Herstellung des Gleichgewichts in den aufgeregten Gemüthern nothwendigen, letzten Gewittersturmes eingeschlichen. Dem Peruaner, wie die Wanderer sagen, verkündet selbst bei der heitersten Himmelsbläue ein flüchtiger Wolkenstreif, am Gipfel des Tschimboraso schwebend, daß noch an demselben Tage, ja innerhalb weniger Stunden schon der grausenvollste Orkan auf die friedlichen Schluchten der Andeskette niederbraust. Dieser flüchtige Wolkenstreif, dieser wetterverkündende dunkle Punct am deutschen Horizont ist für uns das kleine, meerumschlungene Gebiet von Schleswig-Holstein und seine Völkerschaft, nüchtern, verständig und herzhaft, wie es sich auf das baltische Tirol geziemt.

Dichtgedrängt und wie auf den Marmorstufen einer riesigen Arena sitzend, blickt Europa bange und erwartungsvoll auf die buchtenreiche Länderkerbe am Sund, wo die Deutschen ihre entscheidende und letzte Probe bestehen und feierlich Antwort geben

sollen, ob sie als ein freies, von fremdem Machtgebot unabhängiges Gemeinwesen auch in Zukunft noch bestehen, oder ob sie, wie die Gegner sagen, als verzagte und unverbesserliche Thoren die Beute klügerer Nachbarn sein und aus den Listen der sich selbst maßgebenden Völker verschwinden sollen.

Wie es sich nach den Märztagen durch die deutschen Gauen regte und hob und kräftig zu gestalten schien, traten dem neuen Schöpfungsproceß von außen überall Besorgniß für eigene Sicherheit, Zorn und Mißgunst über unser kühnes Beginnen und über unser Glück, am Ende Tücke und Hinterlist entgegen, bis endlich höhnisches Lächeln und spöttelnde Katechesen von der Themse und von der Seine her den deutschen Freiheits-Abortus aller Welt verriethen. Seit Jahresfrist sind wir noch tiefer herabgesunken, der Fremde hält die Deutschen bereits für ungefährlich und die Stelle der schlechten Leidenschaften, der Tücken und des Hohnes hat meistentheils fröstelndes Mitleid eingenommen. Der gallische Nachbar meint sogar, es sei Pflicht der Nächstenliebe, Deutschland vor dem russischen Protectorat zu warnen. Die Débats, scheint es, wittern endlich für das von Parteien zerrissene Frankreich selbst Gefahr, wenn einmal die schirmende Czarenhand über die Köpfe der Deutschen hinweg bis an den Rheinherüber reicht.

War einst Napoleon Protector eines deutschen Rheinbundes, so ist jetzt Czar Nikolaus in der öffentlichen Meinung Europa's Protector eines andern deutschen Bundes, der seinen Namen vermuthlich von der Oder nimmt. Gestehen wir es endlich frei und unverholen, ohne das Glück und ohne den standhaften Sinn des russischen Imperators hätte sich Deutschland (1813) in seiner Schwäche des Welteroberers nicht mehr erwehren können. Daß aber der befreite Knecht auf ewige Zeiten in die Clientele des Patrons verpfändet ist, war nicht bloß im alten

Rom, es ist noch heute ein unverbrüchliches Gesetz. Um so schlimmer für uns und um so besser für die Russen, wenn sie länger als dreißig Jahre ihr Patronatsrecht zwar nicht ruhen ließen, es aber doch so klug und weise übten, daß der grobkörnige Niemetz entweder den Druck nicht fühlte, oder in metaphysischer Trunkenheit als unbedeutend und folgenlos übersah. Die Russen aber, sagt man, haben den Instinct germanischer Schwäche und Schlechtigkeit. Sie warteten ruhig, bis wir im Gefühle der Ohnmacht selber kämen und, wie Virgil's Schattenbilder, unsere Hände rettungflehend dem anderen Ufer entgegenstreckten,

tendebantque manus ripae ulterioris amore.

Im Dafürhalten der Russen sind wir jetzt reif und Europa hat nicht ohne Schadenfreude gehört, wie unlängst der Czar im Kreise zitternder Supplicanten aus Niemetzland als Herr vor seinen lohn- und brodbittenden Dienern gesprochen hat. „Wer sich unter euch zuerst in Unfrieden gegen den andern erhebt," sprach der Czar, „der hat mich zum Gegner; rührt euch nicht und besorget das Regiment eurer Länder, wie ich euch jetzt selber sage und durch meine Instrumente in Zukunft noch anzudeuten für gut erachte; um diesen Preis behaltet ihr die Kronen und will ich euer Hort und Beschützer sein." So hat einst Attila, der König der Könige, an der Theiß, und hat in unsern Tagen Napoleon unter seinen fürstlichen Clienten in Erfurt gesprochen. Dieselben Worte und denselben Sinn im Munde des Volkes und der Revolution konnten die deutschen Fürsten nicht ertragen, beugen sich aber heute demuthsvoll vor dem Thron des hülfereichen Czar. Denn es ist, nach dem Dictum eines deutschen Fürsten, um vieles ehrenvoller und besser, man werde von einem Löwen zertreten, als von Säuen aufgefressen. Ein kühnes Wort haben die armen Deutschen seit Jahrhunderten gegen Niemand

mehr gewagt, und wenn Philopömen der letzte Grieche war, so ist der finstere Wallenstein des dreißigjährigen Krieges der letzte deutsche Mann. Die Wahl zwischen Revolution und moskowitischem Protectorat (denn eine dritte Macht gibt es heute nicht mehr für die schwachen Gebieter des Continents) war im Gemüthe der deutschen Machthaber nicht einen Augenblick zweifelhaft, und „Graeciae civitates, wie Justin sagt, dum imperare singulae cupiunt, imperium omnes perdiderunt“ *).

Wer nur Ruhe liebt und nach weichlichem Genusse dürstet, hat kein Recht und meistens auch nicht einmal den Wunsch und das Bedürfniß, frei zu sein. Unter allen Thorheiten die größte aber wäre es, ein abgelebtes, in der Mehrzahl faules, für Joch und Gehorsam gebornes, langsam athmendes und stumpfsinniges Volk zu freiem Denken und zu thatkräftigem Handeln anzutreiben. Wir sagen nicht, daß dieses traurige Sittenbild geradezu den Deutschen unserer Tage gleiche; wohl aber soll man wissen, daß es in Rußland und auch anderswo als ein zum Sprechen ähnliches Conterfei des „großen“ Volkes zwischen Belt und Alpen gilt. Nicht bloß altersschwach und ausgeartet nennen uns die Russen, sie beschuldigen uns laut und unverschämt, wir hätten für Freiheit und Nationalehre sogar den Sinn verloren. Als Symbol dieses Glaubens ist eine russische Flotte im Sund erschienen, um zum Hohn des deutschen Freiheitsschwindels nicht weniger als zur Verlachung eines patriotischen Fürstenworts die schreiendste Rechtsverletzung der neuesten Zeit — die Lostrennung Schleswig-Holsteins vom deutschen Bundesstaat und seine Verschmelzung mit der dänischen Monarchie — zu fördern und zu unterstützen. Preußen, welches der Ungenannte „Vom andern Ufer“ ohne allzugroßen Respect geradezu für ein russisches Paschalik

*) Justin. VIII, 1.

erklärt, hat muthlos und demuthsvoll in die Schändung Deutschlands eingewilligt, was man ihm aber freilich auch gar nicht einmal zur Sünde rechnen soll. Denn in gewisse Laster willigen, heißt es im Cicero, sei nur in homine libero perversitas, in servo autem necessitas. Nur ist nicht recht einzusehen, wie man sich bei so niedriger Ebbe des Selbstgefühls in Berlin je zum stolzen Gedanken einer deutschen Hegemonie erheben konnte. Nie und nimmermehr kann Preußen an der Spitze Deutschlands stehen, so lange der Sinnspruch des Macedoniers vom Kriegsheere aus Löwen und vom Hirsche als Imperator gilt. Wohl hat es am Hofe der christlichen Autokraten in Byzanz einen Groß-Domestikus des Orients gegeben, und erst wenn die stolzen und mächtigen Hohenzollern in eigenthümlichem Geschmack diese Groß-Bedientenstelle am Hofe des Selbstherrschers aller Reußen ambitioniren, ist ihr politisches Gebaren in der Schleswig-Holstein-Sache schulgerecht und klar. Mangel an Einsicht und Entschlossenheit bei erprobter und an erkannter Kraft ist doppelt lächerlich und ekelhaft.

Was werden etwa, beim schmachvollen Rückzug der Hohenzollern, die andern gekrönten Häupter Deutschlands thun? Werden und können sie es gleichgültig ansehen, daß der ehrliche alte Tory zu Hannover, der kaum deutsch versteht, für das Land seiner Vorväter heißer fühlt und energischer für seine Ehre handelt, als der eingeborne Potentat? Deutschland, selbst ohne Oesterreich, mustert eine große und imposante Macht; aber Deutschland, wie man sagt, ist ein colossales Thier — ohne Kopf. Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl selbst in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Untergangs. Die Schleswig-Holsteiner, wie hie und da zur Beschönigung deutschen Bankerottes der faule und unwissende Philister glauben möchte, sind keine Rebellen, und nicht

etwa eine Volkssache oder sonst irgend eine lästige und verpönte Constitution ist dort im Spiel. Nein! Das alte wohlverbriefte Recht und das loyale, mit Deutschland verwachsene Erbtheil eines jüngern deutschen Fürstenhauses soll auf fremden Machtspruch hin blutsverwandter Gehässigkeit und dänischem Länderdurst zum Opfer fallen! Wie einst über Mycenä und dem tragischen Geschlechte der Atriden, schwebt über der dänischen Königsburg ein unheimliches Verhängniß. Es sank das Glück, es mehrte sich die Schuld, und die Erinnyen verfolgen mit finsterem Blick das unglücksvolle Haus*). Um die Rachegöttinnen zu sühnen und die Verwesung aufzuhalten, will man mit Hülfe russischer Feuerschlünde und deutschen Unverstandes einen jungen, lebensfrischen Leib an die halbverfaulte Dänenleiche schmieden! Wird auch hier, wie einst beim Mahle des Thyestes, das leuchtende Gestirn des Tages den Strahlenkranz verhüllen? oder könnten am Ende gar noch in wundervoller Wendung der Geschicke die Donnerkeile Albions durch Zertrümmerng der Moskowiter die grausenhafte That verhindern? Denn daß die Dänen für sich allein das Böse zu vollführen nicht Kraft genug besitzen, ist für Niemand zweifelhaft.

---

*) Siehe Droysen und Sammer: Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. Hamburg 1850.

Aus München.

(September 1851.)

Man muß die Leute nicht gleich entmuthigen und durch gar zu herbe Kritiken niederschlagen, wenn auch der erste Wurf nicht ganz gelingt und der Erfolg noch hier und da hinter dem guten Willen zurückgeblieben ist. Was heute lückenhaft, matt und faulig scheint, kann und wird vielleicht morgen zusammenhängend, blühend und kraftvoll sein. Nur Er, der Alles vermag, durfte sagen: „Es werde Licht", und es ward Licht. Mit dem Sinnen und Streben der Sterblichen hat es ein anderes Bewandtniß und die Politik, wie die Literatur gehorchen in ihrem Entwicklungsgange, zu nicht geringem Verdruß der Ungeduldigen, den gleichen Gesetzen der Langsamkeit, des Irrthums und des Widerspruchs. Den letzten Riegel hat Bonitz zwar noch nicht zurückgeschoben und Lord Palmerston glaubt noch heute an die Wirksamkeit seiner Noten am Bundestag. Wollt ihr aber deswegen schon Alles gleich verloren geben?

Im Zustande der Zerbröckelung wie jetzt, das fühlt natürlich Jedermann, kann Deutschland nicht in die Länge bleiben, wenn sich die beiden Granitcolosse links und rechts, wie bisher, in gegenseitiger Annäherung fortbewegen. Schon der Instinct der Selbsterhaltung treibt uns in diesem Falle zur Gestaltung einer inneren compacten Kraft, um den Druck von außen abzuhalten oder wenigstens die feindlichen Ungethüme im Laufe fest zu

bannen. Daß aber diese Gestaltung einer inneren compacten Kraft, dieser politische Schöpfungsact und „kategorische Imperativ", wie die Wiener Dramaturgen sagen, unter den plebejischen Händen der „besten Männer" Anno 1848 trotz der brillanten Gervinusartikel mißlungen und so zu sagen gänzlich zerfahren ist, wird jetzt fast allgemein als richtig angenommen. Ob aber nun die erbberechtigten Baumeister neuer Staatsordnungen in Olmütz, Dresden und in Frankfurt das wieder aufgenommene Geschäft mit glänzenderem Erfolg betreiben als vor dem großen Bankeott, ist auch noch nicht ausgemacht. So oft das moslimische Cabinet von Tschiragan großartige Staatsheilsmaßregeln, deren Lebendigmachung aber schon durch die Natur des byzantinischen Völkercomplexes problematisch ist, durchzuführen unternimmt, nennen es die am Erfolge meistbetheiligten christlichen Unterthanen selbst nur „*Μασκεραλίκια*", d. h. einen Mummenschanz, ein Puppenspiel, an dessen Wahrheit Niemand, am wenigsten aber die Acteure selber glauben. Kinder betrügt man durch Spielsachen, Menschen aber durch Eidschwüre und verstellten Schein, sagte Lysander, der, wie Jedermann weiß, ein großer und streng conservativer Staatsmann von Sparta gewesen ist. Obgleich die PP. der Gesellschaft Jesu letzthin zu Heidelberg gepredigt und, wie die Blätter sagen, erstaunlich viel Familienglück gestiftet haben, wollen doch einige perverse Gemüther deutscher Nation die Lysander'sche Heidenpraxis auch in die christliche europäische Politik herüberziehen und sogar in nicht weit entfernter Nachbarschaft einen Abklatsch dieser conservativen Bescherung finden. Gegen eine Verkehrtheit dieser Art müßte unsereiner aus voller Kraft und mit der strengsten Miene protestiren. Talent und redlicher Wille fehlen auf der Eschenheimer Gasse nicht, und auch dem allgemein gefühlten Bedürfniß politischer Einigung wird man so weit entgegen kommen, als es ohne gar zu empfindliche Opfer der

Einzelfürsten möglich ist. Man ist jetzt in Frankfurt nicht mehr so hitzig und schonungslos wie weiland im Parlament. Niemand in der Welt hält sich ja für überflüssig und wie mancher hochwürdige Doctor ist nicht innigst überzeugt, wasmaßen die Universität zu Derwischabad, das bojoarische Königreich und sogar die katholische Kirche selbst ohne sein künftiges Compendium der Dogmatik nicht länger bestehen könnten. Diese Selbstliebe ist verzeihlich; nichts hat dem Kaiser Napoleon in Deutschland mehr und empfindlicher geschadet als die Kurzsichtigkeit seines Intendanten Darü, der da nicht einsehen wollte, daß die Jenenser Professoren zum Heil des Vaterlandes und der Wissenschaft nothwendig jeden Abend Beefsteak essen mußten*).

Man ist aber heute auch viel billiger als im verwichenen Jahr und das Verlangen, die kleineren deutschen Fürsten möchten sich aus Patriotismus selbst erwürgen, gilt jetzt fast überall für thöricht und abgeschmackt. Die Zeiten, wo St. Alexius sein Senatorengold den Proletariern schenkte und um „seine Seele zu retten" auf Bettel ging, sind jetzt vorbei, und wären in mehreren europäischen Staaten, wie man neulich in Zeitungen las, selbst von Polizeiwegen strengstens untersagt. Nackt dagegen und mit dem Krönlein auf dem Kopfe in die Wüste hinaus zu gehen, wie der ägyptische Regulus St. Onuphrius, gestattet bei aller Sucht unserer Großen nach sittlicher Vollendung in Deutschland schon das Klima nicht. Wie es in der Politik bei uns heute ist, so soll es bleiben; die Nothwendigkeit ist kein Uebel und Magister Pangloß wäre noch heute der größte Philosoph.

Eine compacte Einheits- und Widerstandskraft neben Vollbestand souveräner Kleinstaaterei ist in Deutschland eine anerkannte Unmöglichkeit. Aber eine eben so große, ja vielleicht eine noch

*) S. Denkwürdigkeiten des Weimar'schen Geheimrathes Müller.

viel größere und noch viel unbesiegbarere Unmöglichkeit wäre der Fortbestand des wahren, echten Deutschlands ohne die vollsouveränen kleinen Staaten. Möchte man etwa Deutschland ebenfalls aus der Landkarte wegstreichen, wie weiland Polen? Wie könnten wir uns aber auch Europa ohne ein Deutschland denken und was stürmt man so rastlos und ungeduldig gegen unsere Natur? Wie die Cyclopen des Polyphem will und wird auch bei uns ein jeder Einzelne, ohne sich weiter um den Andern zu kümmern, privatim und „gemüthlich" sein Spiel verfolgen, so lange und so weit er kann. Diesen tiefen Zug im deutschen Nationalcharakter auszutilgen vermöchte, bei anerkannter Ohnmacht der Vernunft und der besseren Einsicht in politischen Dingen, vielleicht nur eine Mongolenfluth — ein Preis, um welchen kein redlicher Mann die deutsche Einheit kaufen möchte. Im Grunde wäre man aber auch für eine solche Kur selbst in Deutschland noch lange nicht Moskowit genug.

In Deutschland selbst versteht mit wenigen Ausnahmen Jedermann, was wir da meinen, und selbst dem glühendsten Einheitsfataniker sagt in lichten Augenblicken das eigene Bewußtsein, daß wir die Sache bei dem rechten Namen nennen und eine politische Leidenschaft bezeichnen, gegen die wir uns nicht mehr vertheidigen können. Von Innen heraus ist nach den Pacificationsmaßregeln in Hessen und in Schleswig-Holstein freilich nichts mehr zu besorgen und selbst das „wüthende Gotha-Schaf" von Crefeld wird durch die vis inertiae des deutschen Volkes doch auch noch in Schranken zu halten sein. Aber von Außen wälzt sich die Gefahr mit jedem Jahre drohender gegen das Vaterland, und nicht ohne Heiterkeit muß man die Politik der Gewaltigen und ihrer Organe bewundern, die da hoffen, der fremde Gigant werde seine Kraft nur so lange spielen lassen, bis für die petulanten Sprünge getrennter und schwacher Zwerge der Tummel-

platz gesäubert ist. Weiß man denn aber auch im schönen Deutschland noch immer nicht, wie das Festgedrängte, das durch inneren Druck unwillkürlich und sträubend zur Einheit Zusammengepreßte es von jeher für eine Beleidigung gehalten hat, wenn das Lose, das Schwache, das Leichtfertige glücklich und lustig in freiem Mückenspiel seinen ehernen Schritt umgaukelt? Wie jede lebendige Kraft, fordert auch der Despotismus beständig frische Nahrung. Und hat er einmal den Gegner verschlungen, so greift er in der Hungerwuth zuletzt seine besten Freunde an.

Jede politische Epoche hat ihre bestimmte Aufgabe, und wie es im vorigen Jahrhundert Polen war, so ist heute unser Deutschland die gemeinsame und so zu sagen, die einzige Unterlage des europäischen Gedankens. Plutarch hat sein Buch de sera numinis vindicta nicht umsonst geschrieben und sogar die Phlegmatischen unter uns merken, man wolle es die Deutschen endlich einmal ernstlich entgelten lassen, daß sie vor längerer Zeit dem Quintilius Varus die Legionen erschlugen, daß sie später die Pest des menschlichen Geschlechtes, wie es jetzt die Weisen in Derwischabad nennen, die Typographie erfanden, unmittelbar darauf zu Wittenberg an der Elbe das jus canonicum verbrannten und neulich erst gar noch die große französische Weltbewegung durch Robert Griepenkerl zu Braunschweig auf die dramatische Bühne brachten. Auf dieses lange Register deutscher Nationalsünden, glaubet es nur, soll jetzt die Züchtigung folgen. Wer wird da wehren und helfen? Eine deutliche und bestimmte Antwort auf diese Frage gibt es zwar heute noch nicht; daß aber Deutschland selbst in der äußersten Noth seine Natur nicht verleugnen kann und daß es bleiben will, ja bleiben muß, wie es ist, das allein weiß und fühlt bei uns Jedermann. Wenn man uns doch nur endlich einmal bei unseren Andachts- und Sittlichkeitsbestrebungen unbehelligt, unangefochten und ungegängelt lassen möchte! Man versichert

uns zwar von achtbarer Seite her, es habe noch keine Noth; Czar, Napoleon Bonaparte und der Cavaignac selber wären unsere besten Freunde, seien überall nur auf Mehrung und Befestigung unserer politisch-theologischen Staats-Phantasien bedacht und wollen von einer Uebervortheilung Deutschlands aus Achtung für fremdes Gut und Recht durchaus nichts wissen. Wenn man diesen eidlichen Versicherungen nur auch ein rechtes Vertrauen schenken könnte! An Alles kann man aber glauben, sogar an die logisch-richtigen Syllogismen der * * * Polizei-Commissäre; nur an Tugend und freiwillige Enthaltsamkeit derjenigen, die da herrschen und nehmen können, Große oder Kleine, oben oder unten, glaubet nicht!

Wie die Sachen heute stehen, sind aus dem deutschen Labyrinth nur noch zwei Auswege offen: Entweder erstickt durch geistliche Mittel die sündhaften Gelüste im Kremlin und im Elysée, oder rüstet eine ausreichende physische Gegenkraft. Das erstere wäre deutscher Gemüthlichkeit und Metaphysik freilich weit angemessener und congenialer, als rohes Waffengetümmel und brutale Gewalt. Zum Glück für Deutschland hat der Ehrwürdige P. Schwegerl vom Redemptoristenkloster in Altötting gerade jetzt, wie die Blätter sagen, unter dem Sündenwust der oberbayerischen Schullehrer tapfer und gottselig aufgeräumt. Warum schickt man nun nicht diesen siegreichen Kämpen, diesen zweiten Ruisbrök, um, wie vorher die oberbayerischen Schullehrer, so jetzt den Groß-Chan und seine Bojaren, versteht sich beide separatim und bei verschlossenen Thüren, an Ort und Stelle selbst zu katechisiren? Der Czar ist ja ein frommer Mann, wie Herr von Montalembert mit allen Andächtigen in ganz Europa sagt, und die Furcht vor Kirchenbann und vor ewiger Höllenpein wird ihn Deutschland gegenüber gewiß auf bessere Gedanken bringen. Um jedoch die Sache nicht bloß halb zu thun, müßten zu gleicher

Zeit die beiden beredtesten Luzerner Jesuiten P. Simmen und P. Burgstaller den Napoleon Bonaparte und die „Afrikaner" der Pariser Deputirtenkammer in gleicher Buß- und Friedensmission auf die Gefahren ihres eigenen Seelenheiles aufmerksam machen, wenn sie noch einmal selbstsüchtig und schadenfroh von einer „Allemagne multiple" reden und den süßgläubigen Wechsler von Crefeld hartnäckig dem Frankenreich incorporiren wollen.

Dieses Ziel wäre salbungsvoller Kirchen-Rhetorik vorzüglich würdig, auch für Herstellung geistlichen Uebergewichts in Europa weit erfolgreicher und nebenher für die öffentliche Glückseligkeit Deutschlands viel gedeihlicher, als selbst die Transmigration einer edlen Gräfin aus Babel nach Jerusalem. Auch soll Herr Hans Daniel Hassenpflug am deutschen Bundessitz mehremal schon mit großer Hitze und mit lobenswerther Eindringlichkeit auf Vollziehung dieser Doppelmission gedrungen sein: „habe ja auch Papst Leo I. weiland den Hunnen-Attila mit allen verbündeten Germanenfürsten durch ähnliche Mittel aus Italien hinausgebracht." Herrn Hans Daniel Hassenpflug, heißt es, wolle man hauptsächlich wegen dieses Citates im nächsten Wintersemester und nach Schlichtung seines Greifswald-Processes auf einer berühmten Hochschule Süddeutschlands gratis zum Doctor der Theologie creiren, welcher Act den ohnehin glänzenden Credit dieser Anstalt in der öffentlichen Meinung nur noch höher stellen kann.

Wie aber, wenn die geistliche Medicin dieses Mal doch ohne die gehoffte Wirkung bleibt und wenn man im Kremlin wie im Elysée unbußfertig und stöckisch auf dem alten Sündenweg verharren will, wie dann?

Dann wäre freilich nur noch der zweite Ausweg offen, und hiervon ein andermal.

Die Schlacht von Kulm.

Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolstoi.

(1852.)

Daß es nicht in der providentiellen Bestimmung Deutschlands liege, durch das romanische Element von Westen her bleibend unterjocht und national umgeprägt zu werden, wie einst Gallien und Iberien durch die Legionen, gilt heute in ganz Europa als unbestrittenes Axiom. Vorübergehende Verlegenheiten, „Gallische Schrecken" (tumultus Gallici) wie es Livius nennt, sind zwischen Rhein und Elbe allerdings schon öfter dagewesen, und namentlich hat es von Ende Fünf bis Ende Zwölf dieses Jahrhunderts um deutsches Wesen und deutsche Freiheit, wie wir noch alle wissen, mehr als bedenklich ausgesehen.

Was wir damals durch uns selbst auszurichten nicht mehr Kraft und Muth genug besaßen, haben wir mit fremder Hülfe doch endlich noch zu Stand gebracht. Die ersten und stärksten Keulenschläge auf den gallischen Coloß haben freilich andere geführt; aber das Ungethüm gänzlich zu zertrümmern und die neue europäische Ordnung dauerhaft zu begründen, hätten ohne Beisatz des germanischen Elements vielleicht auch diese Anderen nicht vermocht.

Wenn man nun aber doch unlängst dem deutschen Volke in Deutschland selbst das Schicksal der Zigeuner und des Volkes

Israel in Aussicht stellte, so muß man das Orakel aus der Lüneburger Haide nicht gar zu wörtlich deuten. Die Alarich, die Theodorich und die Clovis gehören allerdings der Mythe an und können nicht wieder kommen. Ob am Ende nicht sogar auch noch die Saat der Frundsberg, der Schärtlin und der Waldstein in Deutschland ausgestorben sei, mögen andere berechnen. Gewiß ist nur, daß wir uns des alten Rechtes in Europa das erste Wort zu sprechen in zu stoischer Geringschätzung irdischen Gewichtes freiwillig begeben haben. Denn wer hätte das große Germanien überwinden können, wenn nicht die Germanen selbst? Um in seiner Weise religiös und individuell frei zu sein, ist Deutschland vom Herrscherthron herabgestiegen; aber Deutschland denkt auch nach seiner Abdication, wie einst Sylla Felix und der Kaiser-Mönch in St. Just, sich ungestört am Gedanken seiner innern Größe und seiner glorreichen Vergangenheit zu laben. Diejenigen haben Deutschland wahrhaft schlecht gekannt, die ihm letzthin im großen Drama des Occidents eine Rolle zutheilen wollten, die zu seiner Natur, zu seinen politischen Gewohnheiten und zu seinem ganzen häuslichen und staatlichen Dasein im geraden Gegensatze steht. Auch war das „Plaudite" der zuschauenden Europäer ganz dem Spiele angemessen, denn

si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Nach Außen ist pangermanische Spontaneität unlängst sogar dem schwächsten und bedeutungslosesten seiner Gegner im Kampfe unterlegen, und im Innern selbst die nationalen Zustände umzugestalten, die Söhne des Teut zwischen Belt und Alpen in eine homogene Masse zu verschmelzen und Einem Willen gehorchen zu lehren, war schon seit dem Untergang der mittelalterlichen Hohenstaufen und dem ungenügenden Erfolg der kirchlich-poli-

tischen Reform des sechzehnten Jahrhunderts eine von Jedermann erkannte Unmöglichkeit. Selbst eine sociale Sündfluth, scheint es, könnte den centrifugalen Sinn des deutschen Volkes nicht verwischen.

Warum soll man aber in Bestrebungen Unmögliches zu schaffen noch länger Zeit und Kraft vergeuden? „Quoniam sit fortunae cedendum“ („weil man sich vor dem Schicksal beugen muß“) sagte nach dem großen Unglück von Alesia zum verzagenden gallischen Volke Vercingetorix; und diese Tröstung sich gegenseitig in das Gedenkbuch zu schreiben, ist das klügste was man heute den Deutschen rathen kann. Aber was will die „Fortuna“ aus dem deutschen Volke machen? Ist unsere Rolle in der That schon ausgespielt und sollen wir, wie die Gallier des Vercingetorix oder gar wie weiland Chanaan auf immer Japhets Knechte sein?*) — Ueber unsere Zukunft soll sich Niemand beunruhigen. Wir gehen nicht zu Grunde, wir tragen die Bürgschaft des Fortbestandes, der Ehre und des Glückes in uns selbst.

Die Menschenzahl, der Flächenraum, die unbesiegbare vis inertiae der Germanen sind mit der glänzenden Vergangenheit und mit der unerschöpflichen Triebkraft unseres Geistes eben so viele Talismane, welche unser Land vor dem angedrohten Schicksal des „Volkes Gottes“ hüten. Wir sind so wie wir sind eine politische Nothwendigkeit. Selbst den gewaltigsten Potentaten Europa's fehlt in der öffentlichen Meinung und selbst in ihrer eigenen Vorstellung gleichsam die letzte Weihe und die volle Beglaubigung souveräne Gewalt zu üben und ihren Unterthanen Achtung zu gebieten, wenn sie nicht mit deutschen Fürstenhäusern verschwägert sind. Es ist in den Augen

*) Dilatet Deus Japhet sitque Chanaan servus ejus. Gen. IX, 27.

der Völker Europa's, wenn sie gerne und freudig gehorchen sollen, gleichsam nicht genug, daß man angestammte Rechte, große Kriegsheere und klugen Rath besitze, es muß auch deutsches Blut im Palaste sein. Die alte Ehrfurcht vor dem legitimen Erben der Cäsaren — dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation — ist in Europa nicht auszutilgen; sie hat in unseren Dynastengeschlechtern alle Stürme der letzten Jahrhunderte überlebt. Es ist als ruhe das unauslöschliche Merkmal der „Σεμνότης“, d. i. der Unverletzlichkeit und der Heiligkeit, auf den hochgeborenen Kindern des deutschen Urwaldes und als seien sie gleichsam der Collectivbegriff des abendländischen Chalifats! Sogar das Ackerfeld und der Weinberg, glaubt man, wolle nur deutschem Karste und deutschem Schweiße seine verborgensten Schätze erschließen, seine vollsten und letzten Gaben spenden. Dieses ausgiebigste Culturelement und Befruchtungsmedium hat selbst Justus Liebig nicht erkannt!

Der Gedanke und die selbst im Herzen unserer gefährlichsten Widersacher haftende Ueberzeugung, daß man ohne uns in Europa nichts Bleibendes schaffen könne, und daß ein freies, selbständiges Deutschland zur staatlichen Oekonomie des menschlichen Geschlechtes unentbehrlich sei, ist nicht bloß der letzte und nachhaltigste Beruhigungsgrund, der uns nach so vielen Täuschungen, Drangsalen und Demüthigungen noch geblieben ist, es liegt in dieser Vorstellung zugleich der Stachel unverwüstlicher Arbeitslust, um sich aus Irrthum und Ruin der Vergangenheit wieder aufzuraffen,

quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes
incumbent generis lapsi sarcire ruinas.

So ungerne man es auch in Deutschland hört und so peinlich einem guten Niemetz das Geständniß immer sein mag, kann und darf man es doch nicht unterdrücken. Ausgang, Schlüssel

20 *

und Hüter (Menth-Harseph) der neuen Weltordnung sind jetzt die Russen. Und ihre Berechtigung im Rathe der Könige zu präsidiren und überall auf dem Festlande das erste und entscheidende Wort zu reden, schreibt sich ursprünglich vom Jahre Zwölf her und ist seit jener Zeit mit jedem Lustrum unbestrittener und unwiderstehlicher hervorgetreten. Wer möchte es demnach auch den Russen verargen, wenn sie dieser Heldenzeit ihres Volks in den Tagesschriften wiederholt gedenken und besonders in der verhängnißvollen Stille, welche jetzt über Europa liegt, die deutschen Nachbarn nicht vergessen lassen, was der Czar mit seinen Kriegsfürsten zu ihrer Erleichterung in der großen Korsen-Noth verrichtet habe und vielleicht eher, als man glaube, ein zweites Mal zu verrichten berufen sei? Denn sollte — was jetzt Niemand wissen kann — am Ende wirklich noch die Frage entstehen, wer das unabhängige, einige und große, aber ausschließlich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigte Deutschland schirmen, wer das geheiligte Feuer der germanischen Vesta hüten soll, so kann die Wahl nicht lange schwankend sein. Die Ehre unser Vorkämpfer, Hort und Führer zu sein, hat die Nothwendigkeit selbst den Russen zuerkannt. Die Russen haben ja die Unverletzlichkeit und den geheiligten Charakter des Germanenthums nicht etwa bloß mit Worten wie andere, sondern thatsächlich und in constanter Praxis geehrt und anerkannt. Wenn sich nebenher jugendlicher Russen-Uebermuth zuweilen über die „gravitätischen Niemetz" privatim lustig macht und russische Kritiker ihre Puschkin, ihre Derschawin, ihre Kolzoff und ihre Lermontoff als Dichter sogar über unsere ** und ** stellen wollen, so hat dieser Flattersinn und dieses von nationaler Selbstliebe dictirte Parteiurtheil doch nicht viel zu bedeuten, weil in Rußland die oberste Gewalt mit allem, was in ihrer Atmosphäre lebt, doch deutschenfreundlich ist und an „gouverne-

mentaler" Brauchbarkeit, wie an gemäßigtem und lenksamem Wesen vor allen Völkern des Erdbodens doch uns den Vorzug gibt.

Der Gedanke, byzantinisch-gläubige Russen seien das erste und gewaltigste Volk des alten Continents, ist noch so neu und occidentalischer Vorstellungsweise noch so widerstrebend, daß man die Langsamkeit der Ueberzeugung, die widersprechenden Urtheile, die endlosen Erwägungen und die gelehrten Analysen der Staatsmänner und Literaten unserer Nation noch heute begreiflich finden muß. Auch waren die Winterscenen vom Jahre Zwölf den Europäern noch kein volles Argument wahrer, nachhaltiger, durchaus berechtigter Russen-Uebermacht, und die Ereignisse von Lützen, Bauzen und Dresden sind auch noch ganz zu Gunsten der abendländischen Skepsis ausgefallen. Erst der Tag von Kulm hat der Welt kund gethan, daß die Russen mit den Waffen in der Hand furchtbarer und gewaltiger als die furchtbarsten und gewaltigsten ihrer Gegner sind. Bei Kulm haben die Russen — und zwar die Russen allein — mit ihrem Heldenblute den Kitt zu einer politischen Ordnung geliefert, deren Festigkeit erprobt, deren Dauer aber nicht zu berechnen ist. Cement mit Menschenblut gemischt, sagt man, halte besonders lange. Was im Bunde der europäischen Fürsten bis dahin noch schwebend, lose, unsicher und schwankend war, ist erst mit jenem Tage schön gegliedert, that- und lebenskräftig ineinander geschmolzen,

ex illo Corydon, Corydon est tempore nobis.

Wie Thermopylä und Leonidas, sind Kulm und Ostermann unzertrennliche Begriffe. Wer das eine nennt, hat zugleich an das andere gedacht. Beide Thaten gehören wie beide Namen gleichmäßig der Unsterblichkeit und werden gepriesen und bewundert sein, so lange Seelengröße und Heldenmuth das menschliche Herz in Flammen setzt.

Ueber die Größe und die Folgewichtigkeit der von den Russen unter dem Oberbefehl des Grafen Ostermann-Tolstoï in den Tschechischen Thermopylen verrichteten That herrscht keine Meinungsverschiedenheit; alle wissen und haben eingestanden, daß der entscheidende Wendepunct im Geschicke Napoleons aller Welt verständlich erst bei Kulm eingetreten ist. Es wird aber noch gestritten, wie viel vom unsterblichen Ruhm jenes Tages dem Mann gebühre, welchem der Autokrat mit der Blüthe des russischen Heeres den großen Wurf anzuvertrauen den glücklichen Gedanken hatte.

Ob wir gleich im streitigen Puncte vielleicht bessere Einsichten besitzen und folglich der Wahrheit näher stehen als mancher „unparteiische“ Berichterstatter, so wollen wir doch entgegengesetzte Meinungen nicht mehr als nöthig befehden, am wenigsten aber den anerkannten Credit eines Werkes schmälern, welches bei aller Sorgfalt für Herstellung des Thatbestandes dem Helden des Kulm-Tages doch nicht überall volle Gerechtigkeit gönnen will.*) Im Sinne des geehrten Verfassers vorgenannter Schrift hätte die Hauptrolle im blutigen Drama überall des Kaisers Vetter Prinz Eugen von Würtemberg gespielt und Graf Ostermann-Tolstoï, als kaiserlicher Günstling und „aufgedrungener“ Chef, nur so nebenher figurirt. Eine schlichte Erzählung, wie sie aus zufälligen und mündlichen Bemerkungen des berühmten Heerführers über dieses Ereigniß, wie über manches andere in unser Reisetagebuch geflossen ist, mag genügen die That in ihr rechtes Licht zu stellen. Ein einziges Mal bei vieljährigem Zusammenleben ist der Graf in einer Anwandlung von besonders guter Laune auf die unmittelbaren Vorgänge und näheren Umstände

*) Die Kriegsereignisse ꝛc. und die Schlacht bei Kulm. Von Heinrich Aster ꝛc. Dresden 1845.

der Schlacht von Kulm eingegangen, nicht etwa um die eigenen Verdienste hervorzuheben, sondern um zu zeigen, welcher Antheil am Ruhme dieser denkwürdigen Begebenheit dem Zufall und dem blinden Glück gehöre.

Bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten in der zweiten Hälfte August (1813) war Graf Ostermann von seiner im Gefechte von Bauzen erhaltenen Wunde noch nicht vollkommen hergestellt und folgte, ohne eigenes Commando, in der Eigenschaft als General-Adjutant Sr. Czarischen Majestät dem großen Hauptquartier des von Prag gegen Dresden hervorbrechenden verbündeten Heeres. Am 25. August hatten sämmtliche Streitkräfte in weitem Halbbogen um die vom Feinde nur schwach besetzte sächsische Hauptstadt Stellung genommen, aber statt rasch zur That überzugehen und die Gunst des Augenblicks zu benützen, aus herkömmlicher Meinungsverschiedenheit neuverbündeter Heerführer den Angriff auf den nächsten Tag verschoben. Rechts an die Elbe gelehnt standen die Russen, ihnen zur Seite schlossen sich die Preußen an und die linke Hälfte des Halbkreises füllten die Oesterreicher, letztere voll Begierde ihren Einstand in den neuen Bund unter aller Augen aufs glänzendste zu entrichten. Indessen waren aber große feindliche Heermassen in Eilmärschen von der schlesischen Grenze her in die bedrohte Stadt gekommen und stand wider alles Vermuthen zum Schlusse des blutigen Vorspiels am 26. August mit seinen Feuerschlünden, seiner Elite und seinem Genie Napoleon selbst den Verbündeten gegenüber, „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit."

Zu gleicher Zeit bedrohte oberhalb Dresden am rechten Elbufer bei der Feste Königsstein General Vandamme, einer der ungestümsten und versuchtesten Heermeister Napoleons, mit überlegenen Streitkräften von der Lausitz her die rechte Flanke, den Rücken und die große Verbindungsstraße des vor Dresden stehen-

den Heeres und das kaiserliche Erbland Böhmen selbst. Im Königsstein lag französisch-sächsische Besatzung zum Schirm der Schiffbrücken, auf welchen Vandamme's Massen über die Elbe brechen sollten. Ihm gegenüber hatte man von Seiten der Verbündeten in viel zu oberflächlicher Würdigung der Gefahr nur das verhältnißmäßig schwache zweite russische Armeecorps, angeblich vierzehntausend zu Fuß, achthundert Reiter und sechsundzwanzig Kanonen, unter Herzog Eugen von Würtemberg zurückgelassen. Schneller und richtiger als seine Feldobersten, scheint es, hat Kaiser Alexander selbst erkannt, daß die Sicherheit des großen Heeres hauptsächlich im erfolgreichen Widerstande gegen das Vordringen der feindlichen Streitkräfte unter Vandamme liege. Der Czar, Fürst Schwarzenberg und General Barclay de Tolly hielten Kriegsrath, um zu bestimmen, wen man zur Wahrung der großen Verbindungsstraße von Teplitz und zum Schirm der rechten Heerseite wie des kaiserlichen Erblandes Böhmen senden solle. Man nannte Wittgenstein mit seinem ganzen Corps. Der Kaiser aber erklärte „de ne pas avoir besoin de Wittgenstein et qu'il veut, que le Comte Ostermann aille sans délai s'opposer aux progrès de l'ennemi.“

Barclay de Tolly. „Mon cher Ostermann, l'Empereur veut que vous ailliez sans délai vous opposer aux progrès de l'ennemi sur l'extrême droite.“

Comte Ostermann. „Fort bien, mon général; mais où sont les régimens, où est le corps, qu'on va placer sous mes ordres?“

Barclay de Tolly. „Le duc Eugène de Wurtemberg se trouve avec sept (!) bataillons d'infanterie vers le Koenigsstein; allez et faites vous tuer seul, vous n'aurez pas d'autre secours.“

Die Entfernung vom großen Hauptquartier bis zum Königs-

stein, wo Herzog Eugen stand, beträgt mehrere Stunden Weges, und am 26. August vier Uhr Nachmittags, während rund um Dresden die Kanonen donnerten und der Regen in Strömen niederrauschte, erschien, von einem einzigen Adjutanten begleitet und mit kaiserlichem Handbillet versehen, Graf Ostermann vor dem Königsstein, um mitten im Gefechte gegen Vandamme den Oberbefehl über das zweite russische Armeecorps zu übernehmen.

Der Kampf nahm zufällig eine den Russen günstige Wendung, und der Herzog, vom Erfolg ermuntert, weigerte sich um so entschiedener vor dem neu ernannten Oberbefehlshaber zurückzutreten.

„Mais, mon Prince, c'est la volonté de notre Maître, qui ne plaisante pas comme vous savez; au reste ne craignez pas de vous voir enlevée la gloire; tous les honneurs du succés appartiendront à vous seul, et en cas de revers je prendrai toute responsabilité sur moi.“

Aber auch diesen Gründen wollte des Kaisers Vetter noch nicht weichen. Der Prinz behielt, dem kaiserlichen Handbillet zum Trotz, den Commandostab, und die beiden Feldherrn haderten noch, als Vandamme, welcher in der Nacht vom 26. zum 27. August große Verstärkungen an sich gezogen hatte, Morgens früh aus der Festung hervorbrach und die vom Herzog „ungeschickt“ aufgestellten Bataillone auseinander warf, während zur nämlichen Stunde der gallische Kriegsgott aus Dresden selbst seine zerschmetternden Blitze auf das große Heer der verbündeten Potentaten schleuderte.

„Eh bien, Altesse, qui est-ce qui commande?“ fragte Graf Ostermann.

„Votre Excellence, votre Excellence,“ antwortete ungesäumt der Prinz und stellte sich willig unter die höhere Gewalt.

So standhaft sich der Herzog auch Anfangs geweigert hatte, vom Ehrenposten zurückzutreten, so vollständig und hingebend

war dann aber auch seine Unterordnung und seine Unverdrossenheit auf dem zweiten Platze, und man darf wohl sagen, daß die heldenmüthige Aufopferung und Selbstverleugnung des damals noch jungen Fürsten zur glücklichen Bestehung der Krisis wesentlich beigetragen hat.

Was war aber jetzt zu thun? Das Unheil brach von allen Seiten und zu gleicher Zeit über die Verbündeten herein, und der kaum geschlossene Bund drohte nach der ersten Probe schon wieder auseinander zu fallen.

Graf Ostermann zog sich mit dem geschlagenen zweiten Armeecorps fechtend in der Richtung gegen Dresden, in dessen Umgebung die Verbündeten eben mit der letzten Anstrengung gegen das Glück und den strategischen Genius Napoleons stritten, in die Stellung von Pirna und Zehista zurück, so daß Flanke und Rücken des kämpfenden großen Heeres gedeckt und selbst die natürliche Rückzugslinie über Peterswalde nach Teplitz noch nicht völlig verloren war.

Pirna ging noch Vormittag (27. August) an den mächtig eindringenden Feind verloren, und das Gros des Ostermann'schen Heerhaufens mußte hinter Zehista, zwischen Lindig und Groß-Sedlitz, Stellung nehmen. Der Oberbefehlshaber selbst hatte das Hauptquartier im Orte Krebs und sann auf Mittel seine schwache Streitmacht zu vermehren, um mit größerer Hoffnung des Erfolges als bisher der nahenden Gefahr zu begegnen.

Es war ein trauriger Tag, die Schleusen des Himmels standen offen und ein Vorgefühl großer Unfälle drückte im kleinen Heerhaufen die Gemüther nieder. Zu spät erkannte man jetzt auch im großen Hauptquartier zu Dresden die verderbendrohende Vernachlässigung des äußersten rechten Flügelcorps, und voll der peinlichsten Unruhe und Besorgniß schickte der Czar noch inmitten des heißesten Kampfes von seiner vertrautesten Umgebung Ku-

tusoff, Wolzogen, Branizki und Galitzin nacheinander zu Ostermann, um genaue Kunde über den Stand der Dinge einzuziehen und früher Uebersehenes nach Kraft und Umständen wieder gut zu machen.

Zufällig stand Prinz Leopold von Sachsen-Coburg mit dem sechs Schwadronen starken Kürassier-Leibregiment Kaiserin nur eine Stunde weit von Zehista entfernt und war eben den Grafen Ostermann zu besuchen nach Krebs gekommen. Dem erlauchten Prinzen ward sogleich befohlen, sich mit seinen gepanzerten Reitern unter den neuen Oberbefehlshaber des zweiten Armeecorps zu stellen, was natürlich ohne alle Widerrede vollzogen ward. Ein noch günstigeres Ungefähr führte denselben Mittag auch noch ein Corps von siebentausend Mann russischer Gardeinfanterie mit Reitern und Kanonen auf ihrem Zuge nach einer von Barclay de Tolly angewiesenen Stellung nach Zehista. Es war die erste Gardedivision, bestehend aus den beiden ersten Infanteriebrigaden Potemkin und Krapowizki. Die erstere dieser beiden Brigaden bildeten die Regimenter Preobraschenski und Semenofski, die andere das Regiment Ismailofski und das Gardejägerregiment. Beide Brigaden gemeinschaftlich befehligte der Generalmajor v. Rosen. An Reiterei waren fünf und eine halbe Schwadron Gardehusaren und vier Schwadronen tatarische Uhlanen, zusammen zwölfhundert Mann, unter Oberst Davudof und Generalmajor von Knorring beigegeben. Die sechsunddreißig Geschütze der Division — zwei Fuß- und eine reitende Batterie — befehligte Oberst Ladugin und Oberstlieutenant v. Bistrom. Die Division selbst aber im Ganzen stand unter dem Befehle des Generallieutenants Jermolof, der sich im Vorüberziehen bei dem Grafen Ostermann, als höherem Officier und nunmehr anerkanntem Oberbefehlshaber des rechten Flügels des großen Heeres, zu melden hatte.

Graf Ostermann befahl dem Chef dieser auserlesenen Truppe auf seine Verantwortlichkeit den Weitermarsch sogleich einzustellen und sich als willkommene Verstärkung an das erst neu zu bildende rechte Flügelcorps anzuschließen. Lange Weigerung, endlicher Gehorsam und eingeholte Genehmigung Alexanders füllten den Rest des mühevollen Tages, bei dessen Schluß Graf Ostermann durch Bitten, Hadern und ausgedehnteste Benützung seines soldatischen Credits mit Einrechnung des auf etwa zehntausend Mann zusammengeschmolzenen Armeecorps des Prinzen Eugen von Würtemberg nicht weniger als dreizehn und eine halbe Schwadron reguläre Reiter und ein Regiment Kosaken, dann zweiunddreißig Bataillone Infanterie mit zweiundsechzig Kanonen hatte, und folglich am Morgen des 28. August seinem Gegner Vandamme wie eins zu zwei gegenüberstand.

Diese nämlichen russischen Garderegimenter, welche der Zufall nach Zehista in das Ostermann'sche Lager geführt und deren Heldenmuth bei Kulm die große europäische Sache gerettet hat, haben wir später selbst gesehen, und wir glauben nicht, daß mit diesen martialischen, aus sämmtlichen Regimentern im weiten Moscovien Mann für Mann auserlesenen und von Officieren aus dem höchsten Adel des Czarenreiches befehligten schönen und kräftigen Männern, außer der alten Garde Napoleons, irgend etwas in der Welt verglichen werden darf. Schritt, Blick und Haltung verriethen das stolze Bewußtsein, daß Macht und Ansehen des großen Czarenreiches in letzter Instanz auf ihrer Kraft beruhe. Und die Kunst dieses stolze Selbstgefühl in Thaten umzusetzen, verstand nach dem Urtheile des Autokraten damals am besten Graf Ostermann. Wir möchten Niemand zu nahe treten und keine erlaubte Selbstliebe in irgend einer Weise verletzen, zweifeln aber doch, ob damals im alliirten Heere irgend eine andere Truppe als die russischen Garden, und ob selbst diese

unter einem andern Führer als dem Grafen Ostermann je geleistet hätten, was in den beiden Tagen des 28. und 29. August 1813 zwischen Pirna und Kulm geschehen ist. Fürwahr, der Agamemnon der europäischen Befreiungsheere hat seine Werkzeuge gut gewählt!

Und wenn nun der vertraute Diener des Imperators die Größe seiner Aufgabe erkannte und in kluger Voraussicht das Palladium der czarischen Monarchie selbst mit namhaften Opfern bis zum letzten und fürchterlichsten Augenblick unversehrt erhalten wollte, so könnte man es wohl vielleicht vom Standpunct der Philanthropie und der Metaphysik rügen, unmöglich aber vom Standpunct der Politik und der moscowitischen Strategie beklagen.

Zugleich mit der Nachricht von der völligen Niederlage und von der rückgängigen Bewegung des großen böhmischen Heeres vor Dresden erhielt Graf Ostermann in der Nacht vom 27. zum 28. August die Weisung, am folgenden Morgen mit seinen untergeordneten Streitkräften sich ebenfalls nach Böhmen zurückzuziehen. Niemand im Bivouak hinter Zehista hat jene Nacht geschlafen, weil über die Rückzugslinie des Ostermann'schen Corps zwei sich gerade widersprechende Befehle aus dem großen Hauptquartier gekommen waren und im Kriegsrathe zu Krebs beide Meinungen ihre Vertreter fanden.

Es waltete damals, wie der Leser sieht, ein eigenthümlicher Unstern über der guten Sache, und zum niederdrückenden Gefühl der erlittenen Niederlage und aller gescheiterten Hoffnungen kam im verbündeten Heere auch noch der Mangel eines nachdrucksvollen, im Unglück doppelt nöthigen obersten Leitgedankens hinzu.

Von Barclay de Tolly, oberstem Heermeister der Russen und Ostermanns nächstem Vorgesetzten, war der Auftrag gekommen: „das äußerste Flügelcorps soll die große, von Pirna in gerader

Linie über Peterswalde nach Teplitz führende Straße verlassen und querfeldein über Maxen und Dippoldiswalde der in ungeordneter wilder Flucht gegen die Engschluchten des Erzgebirges zurückfallenden Hauptarmee nachzueilen suchen."

In ganz entgegengesetztem Sinne hatte zur nämlichen Zeit Fürst Schwarzenberg, hauptsächlich auf Anrathen des Generals Radetzky, dem Grafen Ostermann Befehl geschickt, seine Streitmacht direct über Berggießhübel, Peterswalde und Teplitz hinter die Eger zurückzuführen und in Gewinnung dieses Hauptverbindungsweges dem Feind um jeden Preis zuvorzukommen. Ja, General Barclay selbst ward von der obersten Armeeleitung beauftragt, mit dem Wittgenstein'schen und dem preußischen Corps sammt den russischen und preußischen Reserven ebenfalls die neue Teplitzer Straße über Gießhübel und Peterswalde einzuschlagen. Graf Barclay de Tolly hatte aber seine Gründe, dem Befehle seines Vorgesetzten dieses Mal nicht zu gehorchen und es für nützlicher zu halten, mit dem fliehenden Heere die weite, unwegsame Bogenlinie über Altenberg und Annaberg zu beschreiben, die kurze, bequeme Straßensehne aber dem nacheilenden Feinde zu überlassen.

Im Ostermann'schen Kriegsrathe erhielt der bessere Sinn am Ende doch die Oberhand. Man beschloß nach reiflicher Erwägung aller Fährlichkeiten doch über Peterswalde gegen Teplitz hineinzuziehen, und auf die Erwägung folgte die rasche That. Um vier Uhr Morgens (28. August), wo Vandamme die Dresdner Ereignisse des vorigen Abends noch nicht vollständig wissen konnte, hatte Graf Ostermann seine Streitmacht schon geordnet und griff, um den Gegner zu täuschen und den Rückzug zu maskiren, die feindliche Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung von Groß-Cotta über Goes zum Kohlberg vor Pirna an. Vandamme läßt sich wirklich eine Zeitlang täuschen, Ostermann gewinnt mit den

Garden einen kleinen Vorsprung und zieht unter beständigen, zum Theil mörderischen Gefechten und nicht ohne bedeutenden Verlust, besonders des zweiten Armeecorps, auf welchem die größte Last des Tages ruhte, über Berggießhübel zum böhmischen Grenzstädtchen Peterswalde zurück, in dessen Umgebung er gegen Abend des 28. August seine Macht sammelte und von den Mühen der heißen Arbeit ruhen ließ. Die Entfernung vom Standpuncte, wo Morgens früh Rückzug und Gefecht begonnen, bis zum nächtlichen Ruheplatz um Peterswalde beträgt kaum mehr als fünf Stunden Weges.

Erst gegen die Mittagsstunde hin hatte der feindliche Heerführer den wahren Stand der Dinge und die moskowitische List erkannt, und wälzte dann, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, mit verdoppeltem Ungestüm seine Massen dem stolz und dichtgeordnet vorüberziehenden russischen Gardecorps von der Seite in den Weg. Es ist keine große Terrainkenntniß nöthig, um die ganze Gefahr dieses feindlichen Manövers einzusehen, weil man vom Königsstein und von der Elbe her den Peterswalder Defileen, in deren Früherbesetzung das einzig mögliche Heil der Russen lag, näher stand, als das von Zehista heraufziehende Gardecorps. Für beide Theile lag der ganze Streit in der Geschwindigkeit, und wir wüßten der Ostermann'schen Strategie dieses Tages nichts an die Seite zu stellen, als Cäsars Heerführung in den Ilerdapässen gegen die Legionen des Afranius *). Mehr als einmal war es zweifelhaft, wem dieses Mal der Preis gebühre. Denn wie das Garderegiment Preobraschenski, die „prätorische Cohorte“ jenes Tages, in den ersten Nachmittagsstunden hinter Berggießhübel den Dürrenberg erstiegen hatte, war der Waldsaum zu

*) Erat in celeritate omne positum certamen, utri prius angustias montesque occuparent. Caes. de Bello Civili, I. 70.

beiden Seiten der Straße, auf der es gegen Peterswalde weiter gehen mußte, schon durch feindliches Fußvolk besetzt. Ein wohlgenährtes Rollfeuer rauschte mit lautem Wiederhall aus der Waldöde den ankommenden Garden entgegen, während andere Haufen die russische Nachhut in und vor genanntem Orte überfielen. Hier war nicht viel zu zögern. Nach kräftiger Erwiederung des Feuergrußes stürzte das Garderegiment unter persönlicher Anführung des Grafen Ostermann und des Generalmajors v. Rosen mit dem Bajonnet auf den Feind, trieb ihn in das Gehölz zurück und öffnete, in unwiderstehlichem Ungestüm alles vor sich niederwerfend und durch Bistroms Gardejäger kräftigst unterstützt, mitten durch die frisch heranströmenden feindlichen Heeresmassen wieder freie Bahn.

Wie die Garde mit ihren Feuerschlünden glücklich vorüber war und im Eilschritt gegen Peterswalde weiter zog, fand das in langer Zeile nachrückende zweite Armeecorps des Herzogs von Würtemberg die Waldstraße durch noch zahlreichere Feindesmassen zum zweiten Mal geschlossen. Vor, in und hinter dem Städtchen wüthete der Kampf zu gleicher Zeit, und wenn mit Hülfe des zum Schutze der Nachhut zurückgelassenen Gardejägerregiments der Feind noch einmal aus seiner Stellung mit dem Bajonnet vertrieben wurde, so war die Befreiung der Ostermann'schen Nachhut aus einer so schlimmen Lage doch nicht ohne empfindliche Verluste zu erzielen, welche großentheils die beiden Infanterieregimenter Minsk und Murom zu tragen hatten.

Peterswalde ist ein langes Dorf in einer langgedehnten, engen, von der einen Seite zugänglichen Hügelschlucht. Zur Deckung der hinter dem Orte in der Richtung gegen Nollendorf campirenden Garden ward ein großer Theil des stark geschmolzenen zweiten Armeecorps mit Knorrings Uhlanen unter dem Fürsten Schachofskoi vor dem Städtchen gegen den nachdrängenden Feind

aufgestellt, der Raum zwischen den Garden und der äußersten Nachhut aber gegen einen möglichen Seitenüberfall dem General Helfreich anvertraut. Das Gefahrvolle dieser Stellung in der Nähe eines ungestümen, übermächtigen und siegesstolzen Feindes hatte man Abends noch um so lebhafter gefühlt, da man starke feindliche Reiterschaaren, offenbar in der Absicht die russischen Colonnen auf ihrem Marsche durch die Dorfschlucht in der Flanke anzufallen, seitwärts ziehen sah. Vorsichtshalber sollte deswegen die Nachhut unter Schachofskoi, mit Zurücklassung weitleuchtender Bivouakfeuer, zum Anschluß an das hinter den letzten Häusern stehende Corps Helfreichs schon um Mitternacht durch Peterswalde ziehen und zugleich mit dem Gardeküraßierregiment des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg die Deckung der um fünf Uhr Morgens zum Aufbruch befehligten Garden übernehmen. Es war eine unheimliche mondlose Nacht, und statt sommerlicher Frühhelle legte sich eine dichte Nebelhülle über das Dorf Peterswalde, über die lange Schlucht und über das dreigetheilte Russenheer. Statt um Mitternacht zog Fürst Schachofskoi erst nach drei Uhr Morgens durch die dunkle Peterswalder Schlucht. Die Zeit drängte, die Garde, neu gekräftigt durch Rast und Labsal, hatte eben den Lagerplatz verlassen und ein großer Theil des Schachofskoi'schen Fußvolkes mit Knorrings Uhlanen war noch in der Dorfenge eingekeilt, als auf einmal lebhaftes Flintenfeuer von links her aus dem Nebeldunkel auf die gedrängten Russen fiel. Der Feind hatte Nachts Peterswalde umgangen, und wie sich die überraschten Moskowiter in Eile zur Abwehr ordneten, brach der Sturm auch von rückwärts und von vorn, wo Helfreich stand, zu gleicher Zeit herein. Feindliche Reitermassen hatten Knorrings Uhlanen auf das in Sectionen vor ihnen herziehende Fußvolk geworfen und in der Verwirrung die wandernden Russencolonnen selbst überritten. Alle Ordnung in

der russischen Nachhut hatte aufgehört; es wimmelte, tobte, schrie und schwirrte Alles durcheinander; Stabsofficiere, die im Nebel nach ihren Bataillonen riefen; versprengte Adjutanten, die mit Fahnen unter dem Arm dem vorausgegangenen Befehlshaber nacheilten; Fußgänger, die ihr Feuer einzeln und in Haufen aus den Häusern von Peterswalde wie im freien Felde außerhalb blind und ohne Ziel nach allen Richtungen in die Luft gaben; tatarische Lanzenreiter, die mit dem Rufe: „Alles ist verloren!“ gespensterhaft durch die Morgennebel flogen und selbst die standhaftesten Gemüther des vom Kugelregen überschütteten und hinter Peterswalde aufgestellten Helfreich'schen Corps wankend machten. Man hörte den Tumult, das Geschrei, das knatternde Rollfeuer, sehen aber konnte man nur einzelne Gestalten, wie sie wild und scheu im Morgengrau aus dem Nebel brachen.

Außer Knorrings tatarischen Uhlanen traf das schlimme Loos jenes Morgens hauptsächlich ein Bataillon Minsk und das Regiment Czernigof; allein wie es in solchen Fällen meistentheils geschieht, war auch hier der erste Schrecken größer als am Ende das Uebel selbst. Einerseits verbargen Nebel und Morgendunkel die Zahl-Schwäche der Russen und waren dem Feinde ebenso hinderlich zu Angriff und strategischer Bewegung, wie sie den überfallenen Russen Vertheidigung und geordnetes Weiterziehen unmöglich machten. Dann half in dieser großen Noth vorzüglich das unerschrockene, standhafte und lebensverachtende Wesen, welches schon die Byzantiner des zehnten Jahrhunderts zu ihrem Entsetzen an den russischen Kriegern bemerken wollten. Wo andere in plötzlichem Schrecken sich unwillkürlich wenden und die Flucht ergreifen, bleibt der Russe mechanisch und wie im Boden festgewurzelt unbeweglich stehen. „Die Russen sterben, fliehen aber nicht“, sagte der Augenzeuge Leo Diaconus vor Silistria. Das Regiment Tobolsk, mitten in Tumult und Auflösung kühl

und festgeordnet auf der angewiesenen Stelle harrend, schlug einen Massenangriff der feindlichen Reiter mit solchem Erfolg zurück, daß die vom Feind überraschten und zerstreut kämpfenden Haufen der Waffengenossen, freilich mit Verlust von mehreren Hunderten an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Versprengten und natürlich auch nicht in der besten Ordnung, fechtend und wehrend aus der Peterswalder Häuserschlucht endlich heraus in das Freie kamen, und sich unter dem Schutze des im Sturm unerschüttert gebliebenen Helfreich'schen Corps zu sammeln und neu zu ordnen suchten. Aber indessen war aus dem Nebelgrau fahl und traurig der Tag hervorgebrochen und rückte Vandamme selbst mit seiner ganzen Macht, dicht gedrängt und ungestüm, durch Peterswalde den fliehenden Russen nach, deren Schwäche und Unordnung im zweifelhaften Tageslicht bald nicht mehr zu verbergen war. Um das Unglück voll zu machen, verwickelte sich die kurz vorher in Bewegung gesetzte Garde schon nach wenigen Minuten vor einer nahen Waldschluchtenge und hinderte durch ihr Stillstehen auch die schwer geängstigte, von feindlichen Heerhaufen umwickelte Nachhut am Weiterziehen. Plötzlich wirbelt es bei den Russen Todesklang und wie der Sturm aus der Wetterwolke rauscht auf Ostermann's Wink das Gardeküraßier-Regiment — Prinz Leopold und General Knorring an der Spitze — aus dem verworrenen Knäul hervor, schlägt im Zorn die einbrechenden feindlichen Reiterhaufen auseinander und treibt alles, Pferde, Fußvolk und Kanonen mit unwiderstehlicher Gewalt von der Hochebene in das Dorf zurück. Inzwischen hatte sich die Gardedivision ihrerseits ruhig durch den Wald gewunden und auch dem Corps des Herzogs von Würtemberg die nöthige Frist verschafft, seine Trümmer zu sammeln und kampffähig den Rückzug fortzusetzen. Langsam und feierlich wie auf dem Paradeplatz zogen diese stolzen Reitercolosse, die Telamonier des Heeres,

nicht ohne wiederholt gegen die nachdrängenden Feinde Fronte zu machen, von nun an als äußerste Nachhut, schirmend und schreckend hinter den ermüdeten Waffengefährten her.

Die Entfernung vom Schauplatz dieser glanzvollen That zurück über Nollendorf und die Tellnitzer Clause bis Kulm beträgt kaum drei Stunden Weges, und ebenso lange dröhnte in dumpfem Wiederhall über Wald und Schlucht der Kanonendonner des in Massen nachdrängenden Feindes und des in meisterhafter Geschicklichkeit zurückweichenden Russenheeres von der Höhe in das Thal herab.

In der Dreieinigkeitskapelle auf dem Horkaberg bei Kulm läutete es in der Morgenstille zum Gottesdienst und in den Klang der heiligen Erze mischte sich vom Walde herüber dumpfer Kanonendonner. Man glaubte das Ungewitter noch ferne und huldigte mit andächtiger Sorglosigkeit der sonntäglichen Christenpflicht. Aber es zog mit Sturmeseile von der Waldhöhe in das Thal herab, und wie die frommen Beter aus der Kirche gingen, war der Kampf schon unten im Dorfe selbst entbrannt. Die Ueberraschten wollten neben den in den Häusern zurückgelassenen Angehörigen im Gewühle auch noch ihre beste Habe retten und in die nahen Wälder flüchten. Die aus dem Stalle getriebenen Rinder brüllten, fliehende Weiber und Kinder erhoben Jammergeschrei und mitten unter den von Schrecken betäubten Dorfleuten drang der Feind mit Bajonnet und Gewehrkolben auf die erbittert widerstehenden Russen ein. Es schrie, tobte, eilte und wogte in wildem Chaos der Fliehenden alles durcheinander, aus den feindlichen Heersäulen wirbelte der Sturmmarsch und von der Kapelle herab spielte auf die schweigend und dichtaneinander gedrängt aus dem Dorfe ziehenden Russen das Kanonenfeuer. Augenzeugen haben heute noch den schauerlich dröhnenden Wiederhall nicht vergessen, wie er im Zusammenstoß der beiden

feindlichen Elemente „aus Schluchten und Gründen, von den Bergen und aus dem Walde" hundertfach in das Engthal von Kulm niederrollte. Und doch, bemerkt ein Berichterstatter, ahnete noch Niemand, daß dieser grauenvolle Sonntagsmorgen nur ein Schattenbild der Schreckensscenen sei, welche schon nach wenigen Stunden über diese Gegend kommen sollten.

Gegen acht Uhr Morgens, d. i. etwa drei Stunden nach dem bedeutungsvollen Morgengruß in Peterswalde war Graf Ostermann mit Jermolof und den Garden und ihren glänzenden, bis jetzt noch immer stummen Feuerschlünden im Eilschritt am Horkaberg vorüber gegen die Anhöhen hinter dem nahen Orte Priesten fortgezogen, wo man gegen das ursprüngliche Vorhaben endlich Stand zu halten und mit dem nachdrängenden Feind den Kampf zu wagen sich entschließen mußte.

Eine grausame Nothwendigkeit zwang die bei Dresden überwundenen Fürsten noch vor Erreichung des Rettungshafens hinter dem Egerfluß einen verzweiflungsvollen letzten Wurf zu thun. Bereits in der Nacht vom 28. zum 29. August hatte Graf Ostermann aus dem Lager hinter Peterswalde dem von Sachsen her zu Pferd über das Erzgebirge in Teplitz eingetroffenen König von Preußen seine bedrängte Lage, Vandamme's überwältigende Streitmacht und die feste Absicht seinen Rückzug bis hinter die Eger fortzusetzen durch einen Officier gemeldet. Die Antwort auf die Meldung ließ nicht lange warten. In den ersten Frühstunden, unweit Tellnitz, brachte Oberstlieutenant von Natzmer zuerst mündliche Nachrichten über die bedrohte Lage des großen Heeres und des noch in den Schluchten herumirrenden Kaisers Alexander selbst. Bei Kulm kam schon ein zweiter Bote, General von der Knesebek, mit eigenhändigem Billet Seitens Sr. Preußischen Majestät entgegen: „„Graf Ostermann möchte noch vor Teplitz Stellung nehmen und sich den weiteren Fortschritten des

Feindes mit der äußersten Anstrengung entgegenstemmen, um dem noch im Waldgebirge mit bedenklichen Hindernissen ringenden und mit völliger Auflösung bedrohten großen Heere so viel als möglich ungehinderten Rückzug aus den Schluchten in die Teplitzer Ebene herab zu sichern."" Jetzt erst erkannte Graf Ostermann mit dem wahren Stand der Dinge die Größe der Gefahr und die unermeßliche Verantwortlichkeit, mit der man ihn belud.

Der 29. August 1813 war die Krisis im europäischen Befreiungskampfe. Die Hoffnung einer glücklichen Wendung des Ganzen war in Aller Brust schon erloschen, und nicht mehr ob der Sieg noch zu erringen wäre, sondern ob von den Besiegten noch irgend Jemand dem Untergange entränne, ward im alliirten Hauptquartiere berechnet und überdacht. Nicht bloß das Genie und das Glück, selbst die Elemente stritten, wie im Kampfe des Theodosius, damals für Napoleon. Es regnete und stürmte seit der Dresdener Schlacht ununterbrochen Tag und Nacht, und auf grundlosen Pfaden schleppten sich die auseinandergeworfenen Heertheile der überwundenen Fürsten ohne Rast, ohne Lebensmittel, ohne Verpflegungsanstalten und Magazine, mit Hunger und Verzagung ringend, plan- und ordnungslos, und auch noch gehemmt von endlosen Wagenzügen, durch das rauhe Waldgebirge gegen das Egerthal herab. Muth und Selbstvertrauen waren aus den Schlachthaufen völlig gewichen, die Soldaten desertirten in Haufen und bei der Größe des Unglücks und bei der Hoffnungslosigkeit der Lage tauchte, wie es in solchen Fällen allezeit geschieht, gegenseitiges Mißtrauen unter den Verbündeten selbst empor. Die Russen waren satt sich, wie sie sagten, nutzlos für andere hinzuopfern; die Oesterreicher, durch frühere Niederlagen mürbe gemacht, kannten ihren Gegner, seine Macht und seine Versöhnlichkeit schon seit lange; und die Preußen, für die es

beim Sieger kein Erbarmen gab, waren für sich allein nicht stark genug den sausenden Lawinensturm mit Erfolg aufzuhalten. Die Worte „Friede“ und „Separatvertrag“ wurden in den letzten beiden Tagen auf der traurigen Flucht über die öde Waldregion mehr als einmal vernommen, und nur die Standhaftigkeit Alexanders und der Heldenmuth seiner Garden — man sagt etwa nicht zu viel — haben an jenem fürchterlichen Losungstag die Sache Europa's verfochten, gerettet und beschützt.

Um die That des 29. August in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen und zu würdigen, muß man nicht vergessen, welche Aufgabe Graf Ostermann zu lösen übernehmen sollte, welche Hülfsmittel ihm zu Gebote standen, wie er diese zu gebrauchen verstand, und welche Gegenkräfte zu bewältigen gewesen sind. Das überlegene in Böhmen eingedrungene Feindesheer, vor welchem Graf Ostermann seit zwei Tagen kämpfend bis hinter Kulm zurückgewichen war, in plötzlichem Rollenwechsel herwärts anzufallen, zu schlagen und über die Nollendorfer Waldhöhe wieder nach Sachsen zurückzuschleudern, war eine Unmöglichkeit. Nicht erdrückt zu werden war hier ein großer Sieg. Zwölf Stunden, glaubten die Führer, wären eine hinreichende Frist, um wenigstens einige Trümmer des großen böhmischen Heeres theils bei, theils hinter Teplitz aus den Schluchten des Erzgebirges herauszuretten, den Schutz des Egerflusses zu gewinnen und dann mit neugestärkter Macht für Rettung der alten Monarchie und zur Aufrechthaltung des großen europäischen Befreiungsbundes von neuem in den Kampf zu gehen. Um verzweiflungsvollen Spielern diese letzte Rettungsfrist zu schaffen, sollte nun Graf Ostermann den von den Nollendorfer Waldhöhen herabrauschenden Lavastrom zwölf Stunden lang im Laufe hemmen.

Die Lösung des Arguments war unter den vorwaltenden Umständen mehr als zweifelhaft. Unterliegt aber der edle Graf mit

seinem Elitencorps und wälzt sich die feindliche Sturmfluth über die Leichen der russischen Garden nach Teplitz herein und vor die südlichen Ausgänge des Erzgebirges, während französische Heersäulen von Sachsen her die Fliehenden ängstigen, so ist alles, das große Heer und sein unermeßliches Material verloren und fällt der lose gekittete Königsbund gleichsam mit einem Schlag zusammen.

In der Thalenge in und um Kulm stand General Vandamme mit dreißigtausend Mann und einundachtzig Geschützen in der späten Morgenstunde des 29. August zum Fest der Schlacht gerüstet. Ihm gegenüber im Kulmer Vordergrund vom Fuße des hohen Waldgebirgs zur Linken bis zu den milderen Höhenzügen auf der Rechten hatte sich Graf Ostermann mit nicht ganz fünfzehntausend Streitfähigen und dreiundsechzig Feuerschlünden zum Widerstande aufgestellt.

Der zweitägige Rückzug mit allen Gefechten zwischen Pirna und Kulm hatte den Russen an Todten, Verwundeten und Vermißten gegen tausend Mann gekostet. Die äußerste Nachhut von viertausend Mann unter General Püschnitzki hatte gleich vom Orte Berggießhübel weg den angewiesenen Rückzugsweg verfehlt und konnte erst Abends, wie die Tragödie im Kulmer Vordergrund schon vorüber war, wieder zum Hauptcorps stoßen. Zum Glück ward dieser Ausfall durch Zuzüge vom Erzgebirge her noch in der Hitze des Gefechts selbst ersetzt und das Ganze neuerdings auf zwanzigtausend Mann gebracht.

Den Kern des kleinen, dem Tode geweihten Heeres bildeten die zwölf Bataillone Gardeinfanterie, zusammen noch sechstausendsiebenhundert Mann. Das zweite Corps unter Herzog Eugen von Würtemberg stellte beim Nichterscheinen Püschnitzki's sammt der Helfreich'schen Abtheilung nur noch fünftausendfünfhundert Streitfähige in Reih und Glied. An Reiterei der Garde sowohl als

des oft benannten zweiten Corps waren auch nicht mehr als beiläufig zweitausendfünfhundert Mann zurückgekommen.

Hat auch der Leser Aster's vortreffliche Situationszeichnung des Kulmer Schlachtfeldes nicht überall zu Handen, so ist es doch nicht schwer mit wenigen Worten ein hinlänglich correctes Bild der „Tschechischen Thermopylen" vorzuzeichnen.

Die Walstatt, auf welcher zwischen zwei so ungleichen Kräften die Todeswürfel fallen sollten, ist, wie wir später selbst gesehen haben, eine von Dörfern, Hecken, Wiesen und kleinen Wässerchen mit vielen Bäumen und Buschwerk bedeckte Flur, auf welcher niedrige, vom Waldgebirg herabstreichende Erdschwellungen mehrere furchenähnliche Risse und Schluchten bilden. Im Mittelpunct, wo das russische Centrum stand und die Straße von Kulm her nach Teplitz vorüberstreicht, liegt zwischen Gärten, Bäumen und Buschwerk, kaum noch im Kanonenbereich vom Kulmer Horkaberg, die Ortschaft Priesten; auf dem äußersten Puncte links dagegen in einer wilden Gießbachschlucht, am Fuße des dunkelbewaldeten Hochgebirgs, die berühmte Eggen-Mühle mit dem Orte Straden gleichsam als Vorwerk dieses vom Feinde am stärksten bedrohten und für das Loos des Tages entscheidungsvollsten Punctes; südöstlich von Priesten, rechts bis gegen Karbitz hinab, zieht sich eine breite, nach vorne vom Kulmbach begrenzte trockene Kräuterwiese, von der Natur selbst wie zum Tummelplatz für Reiter und fliegendes Geschütz bestimmt.

Graf Ostermann redete mit dem Chef seines Generalstabes und mit dem General von der Knesebek, der des Königs Handbillet gebracht, nur wenige Worte, überflog in schnellem Blick das Terrain und ordnete stillschweigend sein kleines Heer zur Schlacht. Nicht bloß Kenner der Strategie, selbst Mißgunst und Parteileidenschaft haben Tact und feine Berechnung der Ostermann'schen Schlachtordnung jenes Tages willig anerkannt. Im

Centrum dicht hinter dem von Schützen besetzten Priesten waren zwei Regimenter Fußvolk, und einige hundert Schritte weiter rückwärts fünf andere Regimenter in Bataillonscolonnen mit Distanzen aufgestellt. Rechts der Heerstraße auf der trockenen Kräuterwiese von Priesten bis Karbitz hinab standen in einer langen Zeile die gesammten Reiterkräfte: zuerst das berühmte Gardekürassierregiment, welches unter dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg seit Peterswalde die Nachhut des ganzen Heeres gebildet hatte; dann nach einander die tatarischen Lanzenreiter, zwei Schwadronen Lubno-Husaren, zwei Schwadronen Serpuchof-Uhlanen mit vier Schwadronen eben vom Gebirge herabgekommener Erzherzog-Johann-Dragoner und dem Kosakenregiment Jlowoiski. Hinter dieser langen Reiterzeile hielten zwei bald nachher eingetroffene Regimenter russischer Kürassiere als Reserve für unvorhergesehene Noth. Auf dem äußersten linken Flügel, von der Juchtenkapelle bis zur Eggen-Mühle in der hohen Waldschlucht hatte der Feldherr in kluger Vorausberechnung der Ereignisse den drei Garde-Infanterieregimentern Preobraschenski, Semenofski und Ismailofski unter General von Rosen, und hinter ihnen den Garde-Uhlanen ihren Platz angewiesen. Mit richtigem Instinct hatte Graf Ostermann vorhergesehen, daß der Feind die volle Wucht seiner Kraft vorzüglich in dieser Richtung auf den äußersten linken Flügel schleudern werde, um die Russen vom Waldgebirge wegzudrücken und sie von der einzig möglichen Hülfe der allmählich aus den Schluchten des Erzgebirges herabsteigenden Zuzüge des Hauptheeres abzuschneiden. Für größere Sicherstellung dieses entscheidenden Punctes wurde vorwärts der Eggen-Mühle und gleichsam in der Fronte der Garde-Brigaden auf einer ausspringenden Waldhöhe jenseits des Dorfes Straden mit einer Batterie Geschütze das Garde-Jägerregiment mit dem Füsilierregiment Murom unter General Bistrom, rückwärts vom

Dorfe aber das Garde-Husarenregiment in Divisionscolonnen hingestellt. Von den dreiundsechzig Feuerschlünden aber, dem letzten und fürchterlichsten Argument des Tages, bestrich nur eine einzige, später eingetroffene reitende Batterie am äußersten rechten Flügel vor Karbitz die grüne Kräuterwiese; die anderen alle, mehr als vierzig an der Zahl, standen verderbendrohend im Mittelpunct links und rechts der Straße, besonders gegen die Juchtenkapelle und die zwölf Gardebataillone hin, um die von Kulm her gegen Priesten und den linken Flügel sich hinwälzenden feindlichen Heersäulen zu zermalmen.

Nach neun Uhr Vormittags, wie das eiserne Spiel schon geordnet war und eine kurze, verhängnißvolle Stille über beiden Schlachtreihen lag, erschien, von unerklärbarer Angst aus Teplitz hergetrieben, ganz unvermuthet noch der Preußen-König in Person auf dem Todtenfelde, um dem Grafen Ostermann im letzten Augenblick noch einmal mündlich, und wo möglich noch eindringlicher an das Herz zu legen, was er ihm durch die beiden Boten wenige Stunden früher schriftlich empfohlen hatte. An ernsten Gedanken und selbst an warmen Worten fehlte es bei dieser Vorscene des Trauerspiels nicht:

o quoties et quae nobis Galatea locuta est!

Oder wundert sich vielleicht Jemand, wenn der sonst wortkarge und düstere Preußen-König hier beredt und fließend wurde? Hat nicht einst der Schrecken sogar dem stummgebornen Königssohn von Sardes articulirte Töne ausgepreßt? Friedrich Wilhelm III. wußte am besten, um welchen Einsatz hier die Würfel fallen sollten, beide aber, der König und der General, fühlten nur zu lebhaft, daß ohne Hülfe vom Gebirge her die kleine Heldenschaar noch vor Abend unterliegen müsse.

Mahner flogen noch während der Unterredung von der Stelle weg nach allen Richtungen in die Waldregion hinein, um die

Eilenden noch mehr zu beflügeln und, was sie immer an schlagfertigen Mannschaften fänden, über Stock und Stein nach dem Kulmer Vordergrund hinzulenken.

Im Heere gegenüber fing es zu wogen an; der Preußen-König erhob sich, sagte den letzten Gruß und ging aus dem Bereich des feindlichen Kanonenfeuers zurück, blieb aber, zweifelnd am Erfolg, doch den Ausgang erwartend, eine kleine Strecke hinter dem Schlachtfelde wieder stehen.

Graf Ostermann mit seinen Gefährten schwang sich auf das Pferd, warf einen langen Abschiedsblick auf den trüben König: „Ave, Caesar, morituri te salutant“ und vom Horkaberg herüber rollten aus achtzig Feuerschlünden Vandamme's Kanonendonner. Der Boden dröhnte, die Wolkennebel flohen und lange dunkle Heersäulen brachen aus der um Kulm aufgestauten Feindesmasse zuerst gegen den russischen Mittelpunct um Priesten hervor. Die strategische Meisterschaft der Ostermann'schen Schlachtordnung zeigte sich gleich Anfangs in ihrem vollen Glanz. Obgleich die feindliche Stellung die Stellung des russischen Heeres aller Orten überragte und zugleich mit schönen Erdschwellungen für das Geschütz auch für unbemerkte Bildung großer Angriffscolonnen bequeme Thalspalten bot, so war die Wirkung des von Kulm auf das russische Centrum herüberblitzenden Kanonenfeuers der zu weiten Entfernung wegen doch gering und geriethen die Sturmcolonnen beim Angriff auf Priesten zu früh in den Bereich der hinter dem Orte aufgefahrenen, von Buschwerk und Bäumen verdeckten russischen Feuerschlünde. Die ganze Wuth des Feindes wälzte sich in geschlossenen Massen — die Brigade Reuß voran — gegen den vorgeschobenen Punct von Straden fort, wo General Bistrom mit den Garde-Jägern und einer Reihe Kanonen stand. Nach langem und mannhaftem Widerstande fing Bistroms Schaar zu wanken an, und den Wankenden sandte Jermolof das ganze

Regiment Semenofski zur Unterstützung, um den Feind aus den errungenen Vortheilen wieder zurückzutreiben. Die Hülfe genügte kaum einen Augenblick, und vom Mittelpuucte her rückten neben Helfreich's Corps auch noch die beiden Regimenter Czernigof und Tobolsk in derselben Richtung vor. Aber alles war vergeblich. Der Feind, mitten im Handgemenge durch eine frische Division verstärkt, warf in erneutem schauerlichem Kampf die Russen unter Bistrom uud Helfreich von der Waldhöhe durch das Dorf bis in die dunkelbewaldete Gießbachschlucht und die Eggen-Mühle zurück. Um zehn Uhr brannte Straden und überschüttete sofort aus den vorgerückten Batterien ein zweistündiger Kugelregen die ganze Russenlinie von Priesten im Mittelpunct bis zur Mühlenschlucht auf dem äußersten linken Flügel, wo Bistrom seine Streitmacht wieder gesammelt hatte.

Um Mittag, als der Feind die russischen Schlachthaufen durch sein fürchterliches Kanonenfeuer hinlänglich verdünnt und erschüttert glaubte, zogen seine Heersäulen zu gleicher Zeit gegen die Mühle in der Schlucht, gegen die Juchtenkapelle, wo die Garden standen, und gegen die Priestener Höhen, auf welchen Graf Ostermann selber hielt, zum Sturm heran, um wie bei Austerlitz, was die Kanonen noch nicht niedergeschlagen hatten, mit dem Bajonnet auseinander zu werfen und so der angeschwollenen Fluth den Weg nach Teplitz aufzuthun.

Mühle und Waldhöhen oberhalb waren stark besetzt und keine Kraft der Wüthenden vermochte über die finstere Schlucht zu dringen und Bistroms heldenmüthigen Widerstand auch hier zu überwältigen. Der Feind, Verluste nicht beachtend, stieg über steile Waldabhänge, brachte mit riesiger Anstrengung schweres Geschütz auf eine die Mühle bestreichende Höhe, und zwei besonders streitbare Bataillone waren schon aus der Gießbachschlucht heraufgekommen, um sich auf einer waldfreien Fläche oberhalb

der Mühle festzusetzen, da blitzte es unvermuthet von zwei Seiten aus dem Busch, brachen die Russen unter wildem Hurrahgeschrei mit dem Bajonnet aus dem Waldversteck hervor und nur wenige der heraufgekommenen Feinde entgingen dem Tod oder der Gefangenschaft.

Zu gleicher Zeit waren aber auch die Semenofski-Garden bei der Juchtenkapelle hart bedrängt, den hart Bedrängten aber zwei Bataillone Preobraschenski zu Hülfe geeilt; und wie die Gefahr doch mit jeder Minute wuchs, rückten auch noch die beiden vorgenannten Regimenter Tobolsk und Czernigof in das Handgemenge. Es war nicht mehr Gefecht, es war grauenvolles Gemetzel wie in den Schlachten des Alterthums. Man wiederholte nicht das Feuer, man hörte keinen Laut, man stach sich stumm und wuthentflammt mit der blanken Waffe nieder.*) Um die Kapelle lagen die Todten in Haufen und mitten unter den Erschlagenen Fürst Reuß, der feindliche Brigadenführer. Von allen Seiten eingewickelt zogen sich, wie Cäsars Legionen im Kampf der Nervier, Garden und Liniensoldaten der Russen furchtbar gelichtet nach und nach in eine einzige dichte Masse zusammen, die gleich einer dunklen Wolke bald vor- bald rückwärts wogte, aber nicht durchbrochen werden konnte, weil von der Seite her das mörderische Geschütz der Garde-Division die hereinstürmenden Colonnen Vandamme's niederschoß. Der Feind, schon gleich Anfangs an Zahl überwiegend, schwoll brigadenweise an und griff, während der Kampf in der Mühlschlucht und bei der Kapelle glühte, mit großer Uebermacht auch Priesten im Centrum an. Das russische Jäger-Regiment, vor dem heftigen Stoße zurückweichend, verließ das Dorf; wie aber der sieges-

*) *Καὶ συμβαλόντες ἐώθουν, ἐωθοῦντο, ἐμάχοντο, ἀπέκτεινον, ἀπέθνησκον.* Xen. Hellen. lib. IV, 3.

trunkene Feind den Weichenden nachstürmend auf der andern Seite zum Vorschein kam, prallte er, von einem furchtbaren Gruß aus Baikoffs Batterien niedergedonnert, wieder in den Ort zurück und Fürst Schachofskoi, mit seinen Jägern und mit den Regimentern Reval und Minsk angriffsweise vorgehend, trieb ihn vollends hinter das Dorf zurück.

Der Vortheil wurde vom kühlen Lenker des Spieles rasch benützt und mit Schachofskoi's Massen rückte zugleich die große Doppel-Batterie des Centrums in eine Stellung vor, in welcher sie selbst von dem feindlichen Kanonenfeuer aus Kulm geschützt ihr verheerendes Geschoß auf jene feindlichen Colonnen schüttete, die vom Waldsaume her den fechtenden Todesknäul bei der Kapelle zu überflügeln wider alles Vermuthen des Heerführers seit Stunden vergeblich ihr Blut und ihre Kraft erschöpften. Das Loos des Tages lag auf Baikoffs Feuerschlünden und Vandamme erkannte wohl, der eiserne Damm könne nicht durchbrochen werden, der Sieg nicht erstritten sein, wenn nicht erst der Donner dieses fürchterlichen Vulcans verstumme. Der Feind, selbst durch ungeheure Verluste nicht entmuthigt, verdoppelt noch einmal seine Angriffskräfte und lange Heersäulen, dicht aneinandergedrängt, dunkel, unübersehbar, wogen in wildem Strom gegen die Terrainmündung zwischen Priesten und der Kapelle herein und in den Kanonendonner wirbelte wie „Guatemozin's Horn" hundertfach der schauerliche Sturmmarsch. Die russischen Kartätschen rissen tiefe Lücken; aber der Muth, der Zorn, der Siegesdurst der Stürmenden ermüdeten selbst die Todessichel; die Lücken füllten sich immer wieder und die Sturmfluth rollte unaufhaltsam fort; schon fingen die acht vollen Garde-Bataillone und die neun schwachen Bataillone Helfreich's, durch mehrstündiges Feuer und durch wiederholte Bajonnetangriffe erschöpft und verdünnt, endlich zu weichen an; schon war die Kapelle mit den Leichenhügeln

von feindlichen Massen überfluthet, und mit jenem unbeschreiblichen Angstgefühl, welches beim Hereinbruch tödtlicher Katastrophen aus der Tiefe des menschlichen Gemüthes heraufsteigt, sahen die russischen Heerführer den wilden Gischt heranrollen, der den Lavastrom aus Baikoffs Batterien ersticken und die eiserne Wehr zerbrechen soll.

Aller Blicke wandten sich in diesem entsetzlichen Moment auf den Punct hin, wo Graf Ostermann mit Jermolof und seinen Adjutanten stand. Doch was soll er thun? Es war gegen zwei Uhr Nachmittags und von der sehnsuchtsvoll erwarteten Hülfe vom Gebirge her wollte noch immer nichts erscheinen. Auf dem Kampfplatze selbst waren an frischen Streitkräften des Fußvolks nur noch drei Bataillone Ismailof-Garden unter Krapowizki übrig. Sollte nun auch dieser schwache Rest des schönen, vor wenigen Stunden noch so stolzen und so zahlreichen Kriegerhaufens — und vielleicht auch noch vergeblich — geopfert sein? Aber zögert nicht! Alles steht auf dem Spiel! Und doch wich Jermolof nur widerstrebend der unerbittlichen Noth und dem Willen seines Chefs. Ihn jammerte das schöne Volk. Befehle flogen an Krapowizki, sich mit zwei von den drei Bataillonen Ismailofski dem Feind entgegenzuwerfen und den bedrohten Centrums-Batterien Luft zu machen.

„Aufbruch, Angriff, Sieg“, sagt der Bericht eines Augenzeugen, „war das Ergebniß eines Augenblicks. —“ Wohl sah man die Wetterwolke wie sie in Sturmeseile an der Kapelle vorüber schoß; wohl sah man den langen Feuerblitz und hinter dem Feuerblitz die funkelnden Bajonnette auf die verblüfften Feinde niederfahren! Wie sich der Pulverdampf gehoben hatte, war die Walstatt weithin mit Feindesleichen bedeckt, sah man Vandamme's vorderste Colonnen auf der Flucht, die ganze russische Schlacht-

linie im Vorrücken und die beiden Centrumsbatterien wieder in der ganzen Fülle ihrer tödtlichen Wirksamkeit.

Diese furchtbare Scene war der Wendepunct der verhängnißvollen Tragödie im Kulmer Vordergrund. Jetzt erst tauchten im Gemüthe des feindlichen Heerführers Zweifel über den Ausgang des Tages auf und erstarkte dagegen im kämpfenden Russenheer die Hoffnung nicht ganz zu unterliegen, bis die abendlichen Schatten kämen und Beistand und Erlösung aus dem Waldgebirge brächten.

Von den beiden heldenmüthigen Garde-Bataillonen, vor deren Stoß die feindlichen Heersäulen erschreckt auseinander stoben, lag freilich ein guter Theil entseelt unter feindlichen Leichenhaufen hingestreckt; Krapowizki selbst war von mehreren Bajonnetstichen leicht, Oberst Martünof aber tödtlich verwundet, damit ja etwa Niemand glauben sollte, es wäre sterblichen Wesen gestattet, Thaten solcher Größe ungestraft zu verrrichten. Wir unsererseits wüßten aber nicht, ob man hier die Todten oder die Ueberlebenden glücklicher preisen soll. In der Blüthe der Jahre und in der vollen Kraft des Mannesalters, auf dem Siedepunct der Begeisterung, siegreich gegen feindliche Uebermacht ringend auf der Walstatt hinzusinken, ist die einzige, eines hochherzigen freien Mannes würdige Art, die sterbliche Hülle abzustreifen. Wem aber die freundlichen Geschicke nach so großer Glorie auch noch das süße Gefühl des Daseins und des Genusses seiner selbst vergönnen, der hat auf der Wandelscala der Glückseligkeit, soweit ihrer ein Sterblicher empfänglich ist, die höchste Stufe erklommen. Nicht bloß dem Krieger aller künftigen Zeiten und aller Nationen, auch allen jenen Friedensleuten, deren Geist und Gemüth sich über den Bereich gemeiner Erbärmlichkeit hinüberschwingt, müssen Krapowizki und seine Heldenschaar Gegenstand des Neides und der Bewunderung sein.

Man hat bemerkt, daß im Moment der höchsten Noth, als der Moskowitische Heerführer seine Hand erhob, um die letzten und fürchterlichsten Blitze auf die feindlichen Sturmwogen zu schleudern, der noch immer nebeltrübe Himmel plötzlich in Heiterkeit erglänzte, gleichsam als wollte die Sonne, wie einst im Kampfe um den gefallenen Patroklus, die Finsterniß verscheuchen und die Heldenthat eines andern Ajax im vollen Lichte schauen,

Plötzlich zerstreute er das Dunkel und trieb den Nebel hinweg;
Helios strahlte hervor und das ganze Treffen war erleuchtet*).

Zufällig war der Czar, den großen fliehenden Massen vorauseilend, um dieselbe kritische Stunde (zwei Uhr Nachmittags) von Sachsen her über den Kamm des Waldgebirges gekommen; und wie er die Teplitzer Halde gegen das Egerthal herunterritt, verriethen ihm aufsteigender Pulverdampf und fernrollender Kanonendonner, daß man sich seitwärts im Thale gegen Kulm hin irgendwo schlage. Bald sah er von einer Höhe bei Graupen ganz deutlich, daß ein heftiger Kampf im Kulmer Vordergrund selber wüthe. Mehr Vermuthung als sichere Kunde sagte ihm, daß dort vielleicht der Mann seines Vertrauens mit der Blüthe des kaiserlichen Heeres in Bedrängniß sei und ohne eilende Hülfe verbündeter Genossen erliegen müsse. Diese Hülfe so schnell als möglich herbeizuschaffen, wandte sich der Czar gegen Teplitz, in dessen nächster Umgebung eben ein starkes österreichisches Armee-Corps unter Graf Colloredo aus den Schluchten des Erzgebirges herausgekommen war. Der österreichische Feldherr weigerte sich aber dem Andringen Alexanders Gehör zu geben und mit seiner Macht dem hartbedrängten Grafen Ostermann vor Kulm beizuspringen, „weil ihm nicht seitwärts über Teplitz nach Kulm, son-

*) *Αὐτίκα δ' ἠέρα μὲν σκέδασεν καὶ ἀπῶσεν ὀμίχλην·*
Ἠέλιος δ' ἐπέλαμψε, μάχη δ' ἐπὶ πᾶσα φαάνθη.
Iliad. XVII, 649 — 650.

dern in gerader Richtung über Dux hinter die Eger zu ziehen befohlen sei.“ Nur mit Mühe überredete der Czar den Fürsten Metternich in persönlicher Besprechung von der Nothwendigkeit, den ganzen Rückzugsplan ungesäumt wieder aufzugeben und sämmtlichen Streitkräften, so wie sie aus dem Gebirge kämen, die Richtung nach Kulm anzuweisen. Eine köstliche Zeit ging mit Unterhandlungen verloren und auf dem Kampfplatze wuchsen Noth, Gefahr und Hülflosigkeit mit jeder Secunde. Mit sehnsuchtsvollem Todesmuth und halb am Heile schon verzweifelnd blickten die russischen Heerführer bald auf die Straße nach Teplitz zurück, bald auf das dunkle Waldgebirge hinauf, ob denn nirgend Hülfe nahe. Es wollte aber Niemand kommen, und es schien nun einmal vom Schicksal festgestellt, daß sich die Russen an diesem Tage selber helfen, aber auch den Ruhm der überstandenen Gefahr ungeschmälert und ungetheilt für sich allein behalten sollten.

Inzwischen hatte sich der Feind vom betäubenden Ismailofski-Schlag wieder erholt und, von Nollendorf herab abermals verstärkt, gegen fünf Uhr Abends neue Sturmcolonnen gegen Priesten und Baikoffs Batterien vorgeschoben. Es war der letzte und verzweiflungsvolle Versuch, den Widerstand der russischen Garden niederzuwerfen und die Ehre des Tages für die französische Fahne noch zu retten. Vandamme's Schaaren fochten mit wildem Muth; eine Wolke Tirailleure zog den Colonnen voran und schoß die russischen Kanoniere nieder; tödtlich verwundet sank Oberst Czeremissinof neben seinen Feuerschlünden hin und schon zogen mehrere Geschütze aus Mangel an Bedienung hinter die Linie zurück. Von dem ganzen russischen Fußvolk war nur noch ein einziges Garde-Bataillon in Reserve. Und auch dieser letzte Einsatz mußte zum Schutz der bedrohten Doppelbatterie ins Feuer. Zugleich mit diesem letzten Wurf war aber

22*

auch die Erlösung da. Große Massen russischer Reiterei, Husaren, Dragoner, Uhlanen und die zwei neuen Regimenter Garde-Kürassiere waren, von fernem Kanonendonner und wiederholten Mahnungen beflügelt, auf ungebahnten Wegen, über steile und bewaldete Abhänge reitend, vom Geiersberge herab, von Graupen und aus dem Priestengrunde her zum letzten Act des Trauerspieles endlich hinter den zum Tode ermüdeten Streitern auf der Walstatt eingetroffen. Was vorher in der großen Krisis die beiden Bataillone Ismailofski gethan hatten, dasselbe, mit derselben Kraft und mit demselben Erfolge verrichteten nun die an Zahl überlegenen Reitermassen, welche bis jetzt dem blutigen Drama unbeweglich zugesehen hatten. Während sich die Uhlanen von der einen Seite auf die vorgedrungenen Feinde warfen, ritt General Diebitsch auf der andern Seite mit den beiden frischen Garde-Kürassier-Regimentern eine ganze Colonne französisches Fußvolk nieder und verfolgte den fliehenden Rest unter großem Gemetzel bis dicht unter die feindliche Reiterlinie.

Mit dem Mißlingen dieses letzten Anfalles war die feindliche Kraft und Streitlust für diesen Tag erschöpft und zu gleicher Zeit stellten sich auch noch die russische Chevalier-Garde, die Garde zu Pferd und das Leib-Infanterie-Regiment des Czaren selbst auf dem äußersten rechten Flügel des aus hundert Wunden blutenden und mit der letzten Anstrengung ringenden Ostermann'schen Corps, dem Orte Karbitz gegenüber, in Reih' und Glied. Bei diesem Anblick zog Vandamme sein Vordertreffen bis an das Dorf Straden zurück und ritt, am Körper zwar unbeschädigt, aber finstern Sinnes und im Herzen voll Rachegefühl, mit seinem Generalstab auf das Kulmer Schloß zum Nachtquartier. Um sechs Uhr Abends — die Bäume hinter Baikoffs Batterien warfen lange Schatten — verstummte endlich der Kanonendonner auf der ganzen Linie, das Tirailleurfeuer aber

konnte erst die völlige Dunkelheit beiderseits zum Schweigen bringen.

So endete der erste Act und gewissermaßen die Hauptscene der zweitägigen großen Kulmer Schlacht, welche den Glauben der europäischen Völker an die Unüberwindlichkeit Napoleons eigentlich zuerst erschüttert und der verzagenden Welt das Sinken des feindlichen Gestirns verkündet hat. Es war einer der glanzvollsten und folgereichsten Vertheidigungskämpfe, welche die Geschichte kennt; und die Nachwelt wird nie vergessen, daß die Russen dieses fürchterliche Spiel ohne Pause und ohne bundesgenössische Hülfe acht volle Stunden ganz allein bestanden und in dieser tödtlich langen Zeit die wiederholten Stürme eines an Zuversicht wie an Zahl überlegenen Feindes siegreich abgeschlagen haben.

Mit Ausnahme der vorgeschobenen Stellung von Straden am äußersten linken und der Hälfte des auf dem äußersten rechten Flügel gelegenen Dorfes Karbitz, wo sich der Feind während der Nacht marodirend eingenistet hatte, war die russische Schlachtlinie am Abend noch ganz, wie sie am Morgen des Gefechtes war; nur daß streckenweise, besonders um die Eggen-Mühle, um die Juchtenkapelle und bei der großen Doppelbatterie Haufen todter Leiber die nächtliche Hut der Walstatt übernommen hatten.

Seine Pflicht, ja mehr als seine Pflicht hat im Ostermann'schen Heer am 29. August vor Kulm Jedermann gethan; aber die Palme der Kraft und des Heldenmuthes gebührt den stolzen kaiserlichen Garden, von welchen am Schlusse des Tages gegen 2800 Mann todt oder verwundet auf der Walstatt lagen. In gleicher Weise wird der Verlust des zweiten russischen Armee-Corps unter dem Herzog Eugen von Würtemberg auf etwa 2400 Mann berechnet; von den Reitern aber sollen im Ganzen

gegen 800 gefallen sein, was den Gesammtverlust des Ostermann'schen Heeres in runder Zahl auf 6000 Streitfähige bringt. Von den Colonnen-Chefs und von den Brigadeführern sind nur wenige unverletzt aus dem Gefecht gegangen; dem Helden des Tages aber, dem Grafen Ostermann-Tolstoï, hat am Abend noch, als die feindliche Kraft im letzten kurzen Aufflackern schon zu erlöschen begann, eine Kanonenkugel den linken Arm weggerissen, was später hinzugetretenen Brandes wegen in zwei Tagen eine zweimalige Amputation zur Folge hatte.

Ob nun in den letzten Zuckungen der Schlacht, wie die russischen Quellen sagen, der Garde-General Jermolof, oder nach deutschen Angaben der Prinz Eugen von Würtemberg den Oberbefehl übernommen habe, ist für die Sache völlig einerlei; einmal weil der Geist, der Trieb und die ursprünglichen Leitgedanken des genialen Führers auch nach seiner Verwundung im Heere noch ungeschwächt und lebendig-wirksam blieben, und dann weil man von den Unterfeldherren im Heere des Grafen Ostermann dasselbe sagen konnte, was Julius Cäsar im gallischen Kriege von seinen Legaten rühmte: „daß sie in gefahrvollen Umständen, wo augenblicklich gehandelt werden mußte, nicht erst Cäsars Befehle abzuwarten brauchten, sondern in den Eingebungen ihrer eigenen kriegerischen Erfahrung und Wissenschaft jedesmal die richtige Verfügung zu treffen wußten."*)

Vandamme, dessen Verluste man ohne irgend eine genauere Angabe zu besitzen für ebenso bedeutend als die russischen hält, war schon nach Kulm zurückgegangen und das Gefecht selbst dem Erlöschen nahe, als gegen sechs Uhr Abends Barclay de Tolly und bald hinter ihm der oberste Befehlshaber der verbün-

*) Propter scientiam atque usum militarem — nihil jam Caesaris imperium spectabant, sed per se, quae videbantur, administrabant.
Caes. de Bello Gall. II. 20.

deten Heere, Fürst Schwarzenberg, in Person von Altenberg her auf dem Schlachtfelde erschienen und sofort General Miloradowitsch den Oberbefehl über das verwais'te Heer des Grafen Ostermann übernahm. Im Kulmer Schloß sowohl als im blutgetränkten Bivouak der Russen zweifelte zu jener späten Stunde noch Niemand, daß von Pirna her Napoleon selbst und mit ihm das „letzte Weltgericht“ über die besiegten Potentaten für den folgenden Tag im Anzug sei. Dieser Gedanke sowohl als die Vorstellung, soviel Blut, Heldenmuth und Kraft umsonst verschwendet zu haben, erfüllte auch noch die letzten Augenblicke des hinsterbenden Garde-Corps mit Bitterkeit. Noch waren ja die Folgen seiner heutigen That ihm selbst verborgen. Dem Fürsten Schwarzenberg war noch vor seiner Ankunft, dicht hinter dem Priestener Todtenfelde, ein russischer General mit der Meldung über den Stand des Gefechtes, über die vom Feinde errungenen Vortheile und über die hoffnungslose Lage des Ostermann'schen Heeres entgegengekommen. „Viertausend Garden liegen auf dem Schlachtfelde; Ostermann sei so gut als todt, eine Kanonenkugel habe ihm den Arm zerschmettert; Napoleon rücke an; Alles sei verloren!“ — „Halten die Garden noch?“ fragte ganz ruhig der Fürst und setzte auf die Antwort des Generals: „Ja, bis jetzt halten sie noch,“ die tröstlichen Worte hinzu: „Nun denn, nichts ist verloren; wir sind ja wieder da. Eilen Sie zum Kaiser Alexander und sagen Sie ihm, daß ich Glück wünschen lasse; denn morgen wird einer der schönsten Tage sein.“ Diese vertrauungsvollen Worte des Fürsten Schwarzenberg sind die schönste und gerechteste Lobrede auf die Heldenthat der russischen Garden im Kulmer Vordergrund. Denn wirklich kamen noch in der ersten Dunkelheit und noch vor gänzlichem Ersterben des Tirailleurfeuers große russische Heermassen: die Grenadier-Division Rajefski, die Garde-Division Udom mit Püschnitzki's säu-

mender Brigade und die ganze Reserve des activen Heeres aus dem Waldgebirge heraus und lös'ten die vom langen Kampf erschöpften, fast bis zur Ohnmacht verbluteten Streiter des Garde-Corps endlich ab.

Bald darauf hatte man auch zuverlässige Kunde, daß Napoleon nicht im Anzug sei, ja, daß er mit seinen Garden aus unbekannten Gründen von Pirna wieder nach Dresden zurückgegangen sei und das tief in Böhmen eingedrungene Heer ganz seiner eigenen Kraft überlassen habe. Von diesem Augenblick war Vandamme's Loos besiegelt und schien Fürst Schwarzenberg's Voraussagung vom Schicksale selbst bestätigt. Der Feind zog zwar als letzte Labung an demselben Abend auch seinerseits noch drei weitere Infanterie-Brigaden, ein starkes Reitercorps und die Geschütze einer ganzen Division an sich; aber hinter ihm auf der Straße von Sachsen her war schon alles öde und rüstete sich, statt des gehofften freundlichen Zuzugs, ein erbittertes Preußen-Heer unter Kleist mit Reitern und Kanonen von der Nollendorfer Höhe herab zum Morgengruß, während die alliirten Massen von Teplitz her, wie die aufgestauten Wogen einer wilden Fluth, von Stunde zu Stunde höher schwollen.

Vandamme's Streitmacht, von ihrem kaiserlichen Gebieter preisgegeben und in der Nacht wie ein wilder Eber von allen Seiten umstellt, ward am folgenden Tage im zweiten Theil der Kulmer Schlacht nach herzhafter Gegenwehr durch eine mehr als doppelte Uebermacht erdrückt.

So hat einst auch Hektor dem riesigen Patroklus den letzten Todesstoß versetzt, nachdem ihm vorher Phöbos Apollo den Speer in der Hand zerbrochen, den Schild von der Schulter gerissen und den schirmenden Panzer von der Brust abgelös't, Ate aber, die tückische Göttin, den Sinn umnebelt und der Panthoïde

Euphorbos ihm erst noch eine Stichwunde von rückwärts beigebracht hatte.*)

Mit geringen Mitteln Großes zu schaffen und mit der numerisch schwächern Kraft unter gleichen Verhältnissen einer stärkern auf dem Schlachtfelde siegreich zu widerstehen, haben von jeher nur geniale Strategen vermocht. Nur durch die geheimnißvolle Kunst, stolze Kriegerherzen zu übermenschlicher Anstrengung zu begeistern, hat Graf Ostermann-Tolstoï den großen und entscheidenden Sieg von Kulm vorbereitet und möglich gemacht.

Wie weit sich der Geist über die blinde Materie und das Genie über die brutale Kraft erhebt, ebenso glänzend schimmert der erste Tag der Kulmer Schlacht vor dem zweiten hervor. In den moskowitischen Heeren jener Zeit galt Ostermann-Tolstoï als die oberste und letzte Schlacht-Instanz, an deren Entscheidung man nur in der äußersten Noth und gleichsam erst, wenn alles verloren schien, „in desperatione omnium salutis“ zu appelliren pflegte. Mehr als eine Generation ist seit jener großen That vergangen und vielleicht mehr als zehn Mal hat sich der Stock des russischen Heeres erneut, aber der Name Ostermann lebt selbst im Munde gemeiner russischer Krieger noch heute unvergessen fort. Jermolof, den Waffenbruder von Kulm, verbirgt die heilige Moskau heimlich in ihrem Schooß; Ostermann-Tolstoï, verstümmelt und mehr als achtzig Jahre alt, lebt,

*) Πᾶν δέ οἱ ἐν χείρεσσιν ἄγη δολιχόσκιον ἔγχος,
Βριθὺ, μέγα, σιβαρὸν κεκορυθμένον· αὐταρ ἀπ' ὤμων
Ἄσπις σὺν τελαμῶνι χαμαὶ πέσε τερμιόεσσα.
Λῦσε δέ οἱ θώρηκα ἄναξ, Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων.
Τὸν δ' Ἄτη φρένας εἷλε, λύθεν δ' ὑπὸ φαίδιμα γυῖα.
Στῆ δὲ ταφών· ὄπιθεν δὲ μετάφρενον ὀξέϊ δουρὶ
Ὤμων μεσσηγὺς σχεδόθεν βάλε Δάρδανος ἀνήρ,
Πανθοΐδης Εὔφορβος . . .

Iliad. XVI, 801—808.

selbst vom Alter unbesiegt, mit seinem Ruhm und seinen Erinnerungen am Lemaner-See. Wie viele Lichtgestirne sind seit dem Kulmer Hochzeitfest unter den Horizont hinabgesunken, und warum kann die Zeit, der „Pandamator“ alles Vergänglichen, nur den Augenglanz dieses stolzen Mannes nicht ermatten?

Lebensbilder.

Ludwig Simon: Aus dem Exil.

(Januar 1856.)

Den Namen, der an der Spitze dieser literarischen Kundgebung steht, kennt in Deutschland Jedermann. Ebenso einig, klar und abgeschlossen ist die Meinung des lesenden Publicums über den Charakter des Mannes, über seine Begabung, über die Natur seiner kurzen, aber stark markirten politischen Thätigkeit, sowie über die Sache selbst, an die er sein junges Loos, sein Glück, seine Zukunft, sein Alles eingesetzt und die ihn nach kurzem Taumel im gemeinsamen Ruin verschüttet und in die Tiefe hinabgezogen hat. Von dieser Sache als solcher könnte ohne Anachronismus und ohne Uebergriff in das Gebiet der sechsten europäischen Großmacht, wie Leo die Langeweile nennt, im Drange der Gegenwart ebenso wenig als von den Individuen, in welchen sie sich incarnirte und in Europa Stellung zu fassen suchte, noch länger die Rede sein. Beide haben ausgelebt und „unbeweint und unbegraben liegt der entseelte Patroklus bei den Schiffen,"

*κεῖται πὰρ νήεσσι νέκυς ἄκλαυστος, ἄθαπτος
Πάτροκλος.*

Mag einer auch immerhin an die Fortdauer politischer Gebilde im Reiche der Schatten und an eine Auferstehung glauben, so muß er doch wissen, daß einmal in Staub zerfallene Hüllen unwiederbringlich verflüchtigt sind und in derselben Gestalt nie

mehr wiederkommen. Und wenn hier von der Eingangs genannten Schrift Ludwig Simons doch kurze Meldung geschieht, so ist es nicht mehr der junge Trierer Advocat, der gefühlvolle, vom harmonischen Klang der Kirchenglocken schwärmerisch entzückte, für gläubige Inbrunst Anderer sympathetische, für die eigenen Mängel aber nicht blinde, Poesie, Jagd und Musik liebende Volkstribun mit dem vollströmenden Redefluß, mit der eleganten „mise“ und dem aristokratisch feinen „behaviour“, den man glorificiren will; es sind „Mémoires d'outre tombe“, in welchen dieser weiland gefeierte Promachos des abgeschiedenen deutschen Parlaments mit jener leidenschaftslosen und irdischer Schlacken baren Seelenruhe, wie sie die Odyssee den im Elysium wandelnden Heroen leiht, seinen überlebenden Zeitgenossen die eigene Katastrophe schildert und den qualvollen Proceß der Palingenesie erzählt, in welcher ein saftreiches und zähes Jugendleben zuerst völlig ersticken mußte, bis endlich „die Materie über den Geist siegte“, bis das stolze Selbstgefühl, vor der überwältigenden Macht der Geschicke sich in Demuth beugend, das Spiel verloren gab und in der bescheidenen Gestalt eines Pariser Handlungscommis auf neuer Grundlage eine neue Existenz begann.

Leser der Iliade wissen, wie jammervoll und zögernd der Dichter die Seelen der im Kampf Erschlagenen aus der jugendlich warmen Körperhülle entweichen läßt. Nicht weniger hartnäckig und verzweiflungsvoll klammerte sich der Verfasser der beiden Bände „Aus dem Exil“ an die sociale Stellung, aus welcher ihn die Revolution herausgelockt und sein wimpelndes Schifflein in den Sturm hineingeschleudert hat. Wer im Parteienhader der letzten Zeit, selbst einem politischen Widersacher gegenüber, noch einen Rest menschlichen Gefühls bewahrt, der kann nicht ohne Theilnahme sehen, wie Hr. L. Simon inmitten der größten Uebel den Muth nicht verliert, im Kampfe nicht ermattet und, um

durch Fleiß, Wissenschaft und fleckenlosen Wandel den gewaltigen Stoß des Jahres 1849, das so viele glückliche Existenzen brach, nur als eine momentane Unterbrechung und theilweise Verschiebung, nicht aber als eine völlige Zertrümmerung und tödtliche Lähmung seiner Lebensbahn abzuwehren, die letzte Kraft in die Schanze schlug. Daß alles Mühen und Ringen vergeblich war, braucht man nicht erst noch zu sagen; ob man aber deswegen auch schon an die „ultio“ des Tacitus denken und den melancholischen Satz, daß die Geschicke nicht weniger rachsüchtig und schadenfroh als die Menschen seien, vertheidigen dürfe, bleibe dahingestellt. Ein erster Versuch des Ausgetriebenen, auf irgend einem Puncte des helvetischen Asyls in der frühern Eigenschaft als Rechtsanwalt Wurzel zu fassen, mußte aus Gründen, deren Bewältigung nicht in der Macht des Adspiranten lag, überall ganz und gar mißlingen. Ebenso erfolglos war ein zweites Bestreben, sich als Rechtslehrer im Dienste einer der Landesakademien eine Stellung zu schaffen. Eine dritte Aussicht endlich, durch Rechtsschriftstellerei und Parteipublicistik das Dasein zu fristen, zeigte sich auch schnell genug als ärmlicher Nothbehelf und täuschende Verlockung, weil die Demokratie, wie Hr. Simon bemerkt, noch eine streitende ist und vorerst nur nehmen und nicht geben will.

Nach so vielen fehlgeschlagenen Rettungsversuchen blieb nichts mehr übrig, als mit Erweiterung des Horizonts sich dem großen Haufen der literarischen Freibeuter und bücherschreibenden Adepten anzuschließen. Allein die Feder und die Zunge, die todte Schrift und das lebendig strömende Wort, sind zwei wesentlich verschiedene Elemente des Glückes, und der gewandte Gebrauch des einen ist noch keine Bürgschaft, daß demselben Besitzer auch das andere gleichen Segen bringe. Ueberhaupt ist das Project, als schriftstellernder Dilettant und undisciplinirter „Baschi-Bozuk“ des

Leipziger Meßkatalogs auf Kosten des lesenden Publicums ein Stegreifleben zu improvisiren, vielleicht unter allen Auswegen, auf die ein Bedrängter in Deutschland heute verfallen kann, der am wenigsten empfehlenswerthe. Hr. Simon hat vor seinem gänzlichen Untersinken auch nach diesem letzten Halm noch gegriffen und in seiner reizenden Zufluchtsstätte zu Nizza am Mittelmeer gleichsam als Schuld- und Mahnbrief an die deutschen Meinungsgenossen die beiden vorliegenden Bände „Aus dem Exil" geschrieben,

decisis humilem pennis inopemque paterni
et laris et fundi paupertas impulit audax
ut versus facerem *).

Die Kreuz- und Querzüge auf helvetischem Boden und die wechselvollen Schicksale des vielbesprochenen, selbst vom ehrlichen Feind persönlich geachteten Parlamentsredners, von der Stuttgarter Katastrophe im Juni 1849 angefangen, bis zum Weggang aus Nizza im September 1855, seine Leiden, seine Nöthen, seine Studien und seine Meinung über die Ereignisse des Tages, über die literarischen Kundgebungen auf dem Gebiete der Politik, sowie über das Land und über die Leute, denen er seine flüchtigen Penaten anvertraut, erzählt uns diese Schrift, die als Autor-Maidenspeech selbst bei der Ungunst der Gegenwart schon Aufmerksamkeit verdient, gewiß aber erst in der Zukunft, wenn mit dem jetzt lebenden Geschlechte auch die Gehässigkeiten des Bürgerzwistes erloschen sind, als vollwichtiger Beitrag zum Gemälde der Thorheit und des Unglücks deutscher Nation gelten wird.

Wollte aber der Verfasser, um den unmittelbaren Erfolg des Buches zu fördern, auf den frühern Zauber seines Namens speculiren, oder am Ende gar auf die Dankbarkeit der Partei, deren

*) Die Schrift des Hrn. Simon hat eine reiche Zugabe eigener sowohl als fremder poetischer Ergüsse.

Interessen er mit Einsetzung seines Lebensglückes vertreten und beschirmt hat, seine Rechnung stellen, so würde er einer doppelt bittern Enttäuschung wahrscheinlich nicht entgehen. Ansehen, Geltung und Credit der Volksführer haben von jeher nicht länger als ihr Glück gedauert, und wer von uns wüßte denn nicht, daß mit dem Ruin einer politischen Sache noch jedesmal auch die Wärme entwichen ist, welche die Parteigenossenschaft für ihre Vertreter fühlte, so lange es vorwärts ging! Frostiges Mitleid und steriles Lob — wenn nicht noch etwas Schlimmeres — gilt nach der Niederlage im Allgemeinen für eine mehr als genügende Abfindungssumme an diejenigen, die man so lange bewundert, geehrt und ausgebeutet hat. Den Umschlag in der öffentlichen Meinung und die plötzliche Abkühlung der Atmosphäre empfindet Jedermann; nur die, welche es angeht, merken nichts und glauben, es sei rund herum noch alles so vulcanisch glühend, wie sie selber sind. Von den Königen sagt Prescott irgendwo, daß sie ihre Gaben nicht nach den Diensten bemessen, die man schon geleistet hat, sondern nach den Diensten, die einer in Zukunft noch leisten kann und leisten wird. Auf die Frage, ob das Volk seine Diener jemals dankbarer und hochherziger behandelt habe als die Könige ihren Knecht, wäre die Antwort ganz überflüssig, und wir glauben auch nicht, daß uns Hr. Ludwig Simon so bald des Irrthums überführen wird. In Japan, wo der Geschmack, Bücher zu besitzen, allgemein verbreitet ist und selbst der gemeine Krieger die Langeweile des Schildwachestehens mit Lesen zu vertreiben pflegt, würde Hr. Simon aus seiner Schrift vielleicht die gehoffte Ernte erzielen. In Deutschland aber, wo zur Zeit des Plinius selbst die Wintersaat erfror, ist man noch so wenig bücherwarm, daß ein wohlbesetzter Bändeschrank im Allgemeinen als Verunstaltung und Last, nicht aber als Zierde und Bedürfniß des wohlbestellten Hauses gilt. Selbst die nobelgesinntesten Rei-

chen, die das Geld nicht scheuen und deren Hände allzeit offen sind, glauben für die Bücherproducenten mehr als genug gethan zu haben, wenn sie eine die materiellen Interessen nicht unmittelbar berührende Pièce vom Autor zu leihen nehmen, lesen und, wenn sie Unterhaltung gewährt, am Ende euge! bene! belle! rufen. Es ist hier etwa nicht eine Klage, auch kein Vorwurf; es ist nur ein Merkzeichen deutscher Culturzustände und zugleich eine vorbereitende Tröstung für die zahlreiche Classe schriftstellernder Germanen, auf deren literarische Aussaat der Mehlthau gefallen ist. Auch will man durchaus nicht die Besorgniß ausgesprochen haben, daß Hrn. Simons Lucubrationen „Aus dem Exil" das Loos der altgermanischen Wintersaat vorbehalten sei.

Zum Inhalt der beiden Bände, die einen sechsjährigen Wandercyclus auf schweizerischem Boden umfassen, werden Naturschilderungen im Allgemeinen und Alpenscenen, Sitten, Gebräuche, politische Einrichtungen und sociale Bestände der helvetischen Kantone insbesondere selbstverständlich einen wesentlichen Theil liefern müssen. Auf diese Gegenstände näher einzugehen, ist aber beim Ueberfluß an Schriften dieser Art keine Veranlassung, obgleich Naturreize, wie sie Helvetien bietet, ein ewig neues und ewig frisches Colorit bewahren und von den psychischen Heilkünstlern gegen europäisch-christliche Blasirtheit gewöhnlich als letzte Medicin verschrieben werden. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß einige dieser Landschaftsgemälde, z. B. die Umgebungen von Lausanne und Montreux, „der glücklichste Winkel Helvetiens", meisterhaft gelungen und mit einer Gefühlswärme hingegossen sind, die man von einem starren Parteimann und exclusiven Discipel der trockenen Rechtsgelahrtheit wahrhaft nicht erwartet hätte. An einigen Stellen des Buches meint man geradezu den parteimüden Sertorius zu hören, wie er, überwältigt von Ekel und Ueberdruß, aus dem Sturmgewoge der Revolution in

den stillen Frieden der „Glücklichen Inseln“ entfliehen möchte. Die Sehnsucht nach geordneten Zuständen und einem auf gesetzlicher Bahn zu erzielenden Vorwärtsschreiten leuchtet allenthalben aus dem Concept hervor. Und wenn Hr. Simon auch der Meinung ist, es könne das vom Urheber der Dinge den Sterblichen eingepflanzte und nicht mehr zu beseitigende Gesetz des Fortschrittes, der Veredlung und Verbesserung bei der säcularen Trägheit und Kurzsichtigkeit der Gewalt leider zu oft nur auf revolutionärem Wege und durch die Fieberhitze jacobinischer Ueberschwenglichkeit zum Vollzug gelangen, so gesteht er doch aufrichtig ein, daß nach jeder vulcanischen Eruption des unterdrückten Bildungstriebes jedesmal ein Rückfall unfehlbar die Resultate wieder verschlungen habe, „weil doch die Gesellschaft schließlich und auf die Dauer nicht in Fieber und Verzweiflung, sondern in Bildung und Wohlstand leben will.“ Diese einzige Thesis beweist zur Genüge, daß der Verfasser, wenn auch früher, doch jetzt nicht mehr den Extremen angehört, und daß er zwischen dem, was er verstockte Aristokraten und verbissene Communisten nennt, in der Mitte steht. „Ich bin“, schreibt er, „bereits etwas von meinem Rausch ernüchtert und es kann ja noch besser kommen.“ Wenn er aber an einer andern Stelle des Buches das aufrichtige Bekenntniß ablegt, daß er nicht ohne Schmerz schon manches seiner Ideale begraben habe und nicht wissen könne, was er noch alles werde begraben müssen, so wird der freundliche wie der feindliche Leser, statt an Mangel von „Consistency“ zu denken, vielmehr der Person wie der Sache zu dieser Umkehr gratuliren. Auf der Möglichkeit des Ueberzeugungswechsels beruht ja die freie Fortbildung des Menschen, die, wie Hr. Simon meint, vor allen Dingen aufrecht zu erhalten ist.

Eben weil Zeit und Erfahrung so ernüchternd und abklärend auf den Verfasser wirkten, nennt er den Coup d'état vom zweiten

December nichts anderes, als die logische Folge des an der socialen Frage bankerott gewordenen Idealismus. — Man ist nach der letzten großen Katastrophe des europäischen Continents in der wohlgemeinten Absicht, den revolutionären Geist zu bannen und die gegenwärtigen Zustände für immer zu befestigen und zu krystallisiren, auf allerlei Auskunftsmittel verfallen, von denen wir alle wissen, daß sie in der Hauptsache theils nur eine ungenügende und schwache, theils gar keine und einigemal sogar die entgegengesetzte Wirkung hatten. Wir könnten hier mit dem Imperator Caligula auf die „Patavinitates" des einen und auf das „exiguum ingenium" des andern unserer Heilkünstler hindeuten, unterlassen es aber — versteht sich sehr gern —, weil die Kritik besonders jenen Leuten übelstände, die es selber nicht besser machen könnten. Das einzig wahre und universelle Mittel gegen das europäische Revolutionsfieber hat Napoleon III. gefunden und angewendet. Die Cur war freilich heroisch, aber „comprobat hominis consilium fortuna" sagt Cäsar von Labienus. Unter allen Bußpredigern unserer Zeit mit der hinreißendsten Eloquenz gesprochen und auf abendländischem Boden die größte Summe umkehrender Selbsterkenntniß hervorgebracht hat ohne alle Widerrede dieser zweite December, dessen wiederherstellende Kraft von dem Verfasser, so weit es ihn betrifft, gar nicht geleugnet wird. „Der endliche Sieg und die sichtliche Befestigung des neuen Systems in Frankreich", schreibt er, „brachte auf mich, wie auf viele Andere eine tiefe Wirkung hervor. Er zertrümmerte meine Anschauungen über die nächste Gestaltung der europäischen Gegenwart, welche mein ganzes Wesen wie mit einem Bande umschlossen hielten. Dies war mir ein Schmerz, aber ein heilsamer; denn er führte mich wieder mehr auf mich selbst und das übrige Leben zurück. Ich hatte meine physische Existenz nie mit der Revolution in Verbindung gebracht; ich lernte jetzt auch

meine geistige Existenz davon trennen. Nachdem ich schon so viel entbehren gelernt hatte, lernte ich auch die Revolution entbehren."

Was einem aber an Hrn. L. Simon besonders wohlgefällt, ist der Anstand und die Mäßigung, mit welchen er überall von den Deutschen und ihren Gewaltigen spricht, da wir doch alle wissen, daß ihn die einen in der Noth verlassen, die anderen aber ihn auch weder schmeichelhaft noch besonders glimpflich behandelt haben. Daß er die Katastrophe von 1849 betrauert, kann ihm Niemand übel nehmen; seiner politischen Intelligenz aber gereicht es zur Ehre, wenn er den Ausgangspunct der schiefen Wendung dort findet, wo ihn nicht Jedermann suchen will. Das erste bedenkliche und unheilvolle Vorzeichen des herannahenden Ruins war bekanntlich die Theilnahmlosigkeit Englands an der deutschen Sache. Wer hat nun aber diese Theilnahmlosigkeit verschuldet? Zur Vervollständigung der Charakteristik des Simon'schen Buches erlauben wir uns, den Lesern nur noch die Antwort vorzulegen, die der Verfasser auf diese Frage gibt. „Die Demokraten", heißt es dort, „mögen sich erinnern, daß die Theilnahmlosigkeit der englischen Politik an der deutschen Einheitsbewegung von dem Waffenstillstande von Malmö an datirt. Die Engländer sind eben ein praktisches Volk und gewohnt mit Kräften zu rechnen. Für sie genügte schon der Waffenstillstand von Malmö zu der Erkenntniß, daß unserer Einheitsbewegung die zu ihrer Durchführung erforderliche Kraft fehle. Vorher, so lange man noch an das Vorhandensein dieser Kraft geglaubt, waren sämmtliche englische Gesandte bei den auswärtigen Höfen in einem der deutschen Sache günstigen Sinn instruirt worden. Auch hatte ja Lord Palmerston einen für Deutschland ganz annehmbaren und gerechten Vorschlag zur Ziehung einer Demarcationslinie zwischen der deutschen und dänischen Nationalität in Schleswig gemacht. Aber dies genügte damals den meerumschlun-

genen Herren Professoren in Frankfurt nicht. Sie schlossen lieber, in ihrem Vertrauen auf Preußen, den Waffenstillstand von Malmö, um nachher Alles zu verlieren, auch die Sympathien Englands."

Diese kurze und bescheiden gehaltene Anzeige mag genügen, um den Geist zu kennzeichnen, in welchem Hr. L. Simon sein Buch „Aus dem Exil" geschrieben hat. Ein literarisches Erzeugniß, wenn es Werth besitzt, bloß deswegen zu ignoriren, weil der Verfasser unglücklich ist und der besiegten Partei angehört, hat man nicht das Recht.

Graf Ostermann-Tolstoï.

(Februar 1856.)

Den eilften Februar dieses Jahres (30. Januar a. St.) ist, wenn wir nicht irren, an seinem siebenundachtzigsten Geburtstage auf seiner Villa zu Petit-Saconnex bei Genf der kaiserlich russische General der Infanterie, Alexander Ivanowitsch Graf von Ostermann-Tolstoï, der „Held von Kulm", in tiefster Zurückgezogenheit von der politischen Schaubühne abgetreten.

Das Schicksal hat ihn lange aufgespart; es hat ihn nicht wie seinen Doppelgänger Leonidas an einem Tage mit dem Siegerkranz geschmückt und in die Gefilde der Seligen weggenommen; es hat dem frohen Zecher frostig zugesehen und seinen Lebensfaden weit über das gemeine Ziel hinaus fortgesponnen, bis er die Bewunderung, die ein dankbares Deutschland nach dem großen Tag von Kulm dem sterblichen Genius gezollt, vollständig abgebüßt und von den täuschungsvollen Bitterkeiten des Lebens, denen kein Mann der That, der Kraft und des eigenen Gedankens entfliehen kann, auch die letzten Hefen ausgetrunken hatte.

Die Russen haben doppelten Grund den Trauerflor umzuhängen, da am stolzen Bau ihrer Größe und ihres Glückes eine Säule nach der andern zusammenbricht und von der leuchtenden Feldherren-Pleias der großen europäischen Befreiungskriege jetzt vielleicht der letzte Glanz erloschen ist. Es ist, wir fürchten es nicht

ohne Grund, mit dem Hintritt des Grafen Ostermann auch das letzte Band der Liebe und der Sympathie zwischen Deutschland und Moskau zerrissen und von der Verbindungsbrücke, die aus dem Lande der Slaven in den Occident herüber führte, auch der äußerste Balken weggebrochen. Der Bruderbund, durch gemeinsame Noth zwischen Deutschen und Russen weiland so fest gekittet, ist erkaltet, der Schwur vergessen und das Symbol selbst umgestoßen; wir können und wollen nicht mehr mit einander gehen; der kalte Blick und die am Zwischenpfade aufgehäuften Ruinen sind beredter als das Wort, und wir wundern uns jetzt, daß Russen und Deutsche so lange Zeit Freunde und Brüder gewesen sind.

Die Schuld des feindlichen Auseinandergehens bleibe unberührt. Sei es Uebermuth und stolze Begehrlichkeit auf der einen, oder Undank (wie die Russen sagen) und wieder erwachtes Nationalgefühl auf der andern Seite, das uns auseinander trieb, das ist jetzt gleichgültig, da der Riß vor ganz Europa offen liegt und für unheilbar gilt.

Der Gedanke, wirklich in fremder Schuld zu sein oder wenigstens bei anderen es zu scheinen, war den Deutschen in die Länge unerträglich, und die Russen selbst können uns keinen andern Vorwurf machen, als daß wir im Bewußtsein selbsteigenen Thatvermögens unsere naturgemäße Stellung in Europa wieder eingenommen haben und lieber nach eigenem Willen handeln, als fremden Impulsen folgen wollten.

Den ersten Keulenschlag auf den Coloß zu thun, der die Welt erdrückte, und das von den Elementen selbst tödtlich getroffene Ungethüm aus ihrem Lande zu treiben, haben die Russen durch eigene Kraft vermocht. Daß ihnen aber ohne die unsterblichen Thaten des begeisterten Preußenvolkes das auf Europa lastende Joch völlig zu zerbrechen und der Welt die Freiheit zu

erkämpfen nicht einmal der Gedanke gekommen wäre, und daß zuletzt doch erst das furchtbare Gewicht Oesterreichs die schwankende Wagschale nieder zog, weiß heute Jedermann.

In behaglicher Sicherheit und wie ein selbstverdientes legitimes Erbtheil verzehrt das gegenwärtige Geschlecht die Früchte jener großen Zeit, niemals aber kann es das erhöhte Leben und die Begeisterungsglut begreifen, die an jenem großen Wendepunct der menschlichen Geschicke durch die jugendlichen Gemüther ging und die nur mit dem Leben selbst erlöschen kann.

Wer damals politisch empfinden konnte und heute noch übrig ist, wird nie vergessen, wie sich Graf Ostermann durch eine einzige That und ihre unermeßlichen Folgen eine hervorragende Stellung unter den ersten Heroen jener Zeit und den noch beneidenswertheren Rang eines der größten Wohlthäter des emancipirten Deutschlands erstritten hat.

Um das Andenken an den Hingeschiedenen und an seine Verdienste um unser Vaterland, so viel an ihm liegt, der Vergessenheit zu entziehen und in ungeschwächtem Glanze den Späterkommenden zu überliefern, hat einer, der schon damals den Enthusiasmus der Zeitgenossen theilte, in den letztverflossenen sechsundzwanzig Jahren aber mit dem Grafen Ostermann in nachhaltiger und enger Verbindung stand, die beifolgenden kurzen Notizen über das Leben dieses merkwürdigen Russen zusammengestellt.

Was er zu sagen weiß, ist zwar nicht viel; es ist aber um so beachtenswerther, da es in langer Zwischenzeit aus den zufälligen Reden des Mannes aufgesammelt wurde, dem die Wahrheit über alles ging und der von anderen Dingen fließender und lieber, als von sich selber sprach. Cornelius Nepos hat den persischen Heerführer Datames, den Sohn eines karischen Barbaren mit einer Scythin, in den Rahmen seiner helleno-roma-

nischen Helden aufgenommen, weil dieser Scythe seine glänzendsten Thaten nicht „magnitudine copiarum, sed consilii" (nicht durch große Streitmacht, sondern durch überlegene Klugheit und Einsicht) verrichtet hat.

Ganz dasselbe wird vom Grafen Ostermann gerühmt. Persönlichen Muth und soldatische Unerschrockenheit an einem Russen anzupreisen wäre ganz überflüssig. Ein unvergleichlicher Instinct des Krieges aber und ein unerschöpflicher Reichthum an Auskunftsmitteln mit schnellem Blick und rascher That werden in einer an großen Heerführern fruchtbaren Zeit dem Grafen Ostermann selbst von Nebenbuhlern zuerkannt.

Die wahre Größe und den dauernden Ruhm eines Feldherrn zu begründen, vermögen selbst diese Eigenschaften für sich allein noch nicht, wenn es an der erhaltenden Sorgfalt für das lebendige Material des Streits gebricht. Die Ernährung und das physische Wohl des Heeres war Cäsars größte Angelegenheit, und wie oft dieser große Heerführer die wichtigsten strategischen Bewegungen verschob, unterbrach, veränderte oder gänzlich fallen ließ, weil er für reichlichere Zufuhr zu sorgen hatte, oder „quia biduum supererat, cum exercitui frumentum metiri oporteret" (weil nur noch zwei Tage übrig waren, wo das Heer Getreide erhalten mußte), ist keinem Leser seiner Commentarien unbekannt.

Das traurigste Loos, das einen Sterblichen treffen könne, meinte selbst Graf Ostermann, sei russischer Soldat zu sein. Die Wahrheit dieses melancholischen Dictums ist heute für Niemand ein Geheimniß und die russischen Heerführer groß und klein müssen es sich gefallen lassen, wenn man sie im Occident, der Mehrzahl nach, das Elend des gemeinen Mannes zu ihrem persönlichen Vortheil auszubeuten für fähig hält.

Die auch in Rußland zum Glück nicht seltenen Ausnahmen von der allgemeinen Regel sind um so rühmlicher und anerken-

nenswerther, da strenge Gerechtigkeit in diesem Puncte die Liebe der Unterbefehlshaber, der Magazin- und Lazarethdirigenten und der Heerfinanziers zu erwerben, für einen Chef de Corps nicht allezeit das sicherste Mittel ist. Rücksichtsloser, ängstlicher und unerbittlicher als Graf Ostermann war in diesem wichtigsten Theile der Feldherrnkunst gewiß kein anderer russischer General. Zur Zeit, wo man es am wenigsten erwartete, oft um Mitternacht, erschien er menschenfreundlich und liebevoll besorgt bald in der Caserne, bald im Lazareth, das seine verwundeten Krieger barg, untersuchte Lager, Kost und Medicin, und dreimal Wehe dem Manne, den ein gerechter Vorwurf traf. „Man hat mir nicht geliebt,“ sagte bei dieser Veranlassung der alte Soldatenfreund, wenn er sich zuweilen im Deutschen versuchen wollte.

Alexander Ivanowitsch Tolstoï ist der ursprüngliche Name unseres Helden. Der Vater Ivan Tolstoï, ein altrussischer Edelmann mit wenig oder gar keinem Vermögen, war General der Artillerie in Suwarows Heer zur Zeit Katharina's II., und starb, ohne sich im öffentlichen Dienst bereichert zu haben, als Commandant des kais. Cadettencorps in St. Petersburg. Die Mutter des zwischen 1770—72 zu St. Petersburg gebornen Alexander Tolstoï war aus dem christianisirten Tatarengeschlechte der Bibikow*). Wie kärglich man es aber im elterlichen Hause hielt, wie hart die Jugendzeit und wie ärmlich die Ausstattung des in seinem siebzehnten Lebensjahre, gegen die Zeit des Türkenkrieges 1787, in das active Donauheer tretenden Lieutenants Alexander Tolstoï war, hat der reiche und berühmte Graf Ostermann-Tolstoï drastisch genug erzählt.

Das russische Lagerleben an den sumpfigen Donaumündungen und selbst Suwarows herbe Zucht ist dem emancipirten Familien-

*) Das präcise Datum der Geburt aus dem Munde des alten Grafen zu erfahren war eine Unmöglichkeit.

sohn auf die Dürre des väterlichen Hauses hin wie eine Befreiung aus der Gefangenschaft vorgekommen. Das würdige Vorspiel aber, den Ankömmling zeitig genug in die Schrecknisse des neuen Standes einzuweihen, war der grauenvolle Sturm — der Todtentanz — auf Ismail (22. December 1790).

Viele Wochen nach dieser That wollte der russische Soldat keine Donaufische essen, weil diese mehr als dreißigtausend erschlagene und in den Fluß geworfene Osmanli zu verzehren hatten.

Lieutenant Tolstoï ward von Katharina II. schon früh bemerkt und kehrte nach dem Frieden, bei der Czarin hoch in Gunst, als Garde-Hauptmann in die Residenz nach St. Petersburg zurück, wo damals hochbejahrt und reich begütert die beiden Söhne des berühmten Grafen Andreas Ostermann, Stifters des Ostermann'schen Hauses, noch am Leben waren.

Heinrich Johann Friedrich Ostermann (denn so hieß er vor dem Uebertritt zur orthodoxen Kirche) trat als armer Pfarrerssohn aus Bokum in Westphalen um das Jahr 1704 in den russischen Marinedienst, kam wohl empfohlen nach St. Petersburg, gefiel am Czarenhofe, machte Glück, leistete mit Katharina und Schaffirof am Pruth (1711) große Dienste, unterhandelte 1721 den Nystädter Frieden, wurde Geheimerath und Freiherr noch unter Peter I., Reichsvicekanzler unter Katharina I., Graf unter seinem Mündel Peter II., Cabinetsminister unter Anna I. (1730), Großadmiral unter der Regentin (1740), durch die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth aber von seiner Höhe wieder herabgestürzt und mit Einziehung alles beweglichen und unbeweglichen Guts nach Sibirien verbannt, wo er mit Hinterlassung zweier Söhne und einer Tochter im Jahre 1747 starb.

Länger als zwanzig Jahre lastete das Mißgeschick auf dem Hause Ostermanns, bis endlich die großen Verwandlungen der Dinge Rußlands beim Regierungsantritt der nordischen Semiramis

den nachgelassenen drei Kindern des sibirischen Exulanten mit der kaiserlichen Huld und mit reichlichem Ersatz für das erlittene Ungemach auch die confiscirten Familiengüter wiederbrachten.

Beide Söhne des verstorbenen Großadmirals waren kinderlos und setzten den Enkel ihrer an den Vater des Artilleriegenerals Ivan Tolstoï verheiratheten Schwester Sophia, den jungen Garde-Hauptmann Alexander Tolstoï unter der Bedingung, daß er sich von nun an Graf Ostermann-Tolstoï nenne, zum Erben ein.

Die Ostermann'schen Güter, von welchen ein Theil in der Nähe von St. Petersburg, ein anderer unweit Moskau und ein dritter bei Mohilew in Weiß-Rußland lag, trugen ihrem Besitzer, wie man sagt, jährlich 300,000 Franken (Papier-Rubel) ein. Und da die Fürstin Golitzin, mit der sich der junge Graf bald nachher vermählte, auch ihrerseits ein Jahreseinkommen von 200,000 Pap.-Rubel zog, ward der arme Lieutenant Tolstoï, dem es im Beginn seiner Laufbahn nicht selten am Nothwendigsten gebrach, plötzlich ein Grandseigneur, der seine halbe Million zu verzehren haben mußte.

Gold, Ruhm und Macht, was die Sterblichen am meisten lieben, hat das launenhafte Glück seinem Günstling in Fülle zugetheilt, Erben aus seiner fürstlichen Verbindung aber hat es auch ihm versagt. Und so wird das reiche Besitzthum wohl an die Nachkommen der ebenfalls mit einem Fürsten Golitzin verehelichten Schwester des Hingeschiedenen übergehen, hoffentlich aber mit Aufrechthaltung der alten Clausel, daß sich der oder die neuen Erben ebenfalls „Ostermann-Golitzin" nennen, damit dieser allen Russen theure Name nicht vergessen werde. Im Andenken der Menschen fortzuleben und von denen, die auf der Erde wandeln, genannt zu werden, ist das schönste Mausoleum und, wie die Helden vor Troja meinten, der letzte

Ehrenpreis, den die Späterkommenden ihren berühmten Todten zollen

— τὸ γὰρ γέρας ἐϛὶ θανόντων.

Was Katharina II. für die beiden Grafen Ostermann und ihren Erben Alexander Tolstoï gethan, erlitt unter Kaiser Paul keine Minderung und entwickelte sich unter Alexander erst zu vollem Glanz. Der junge Czar erkannte schnell, welchen Gewinn ein neues, noch unerprobtes, von Gefahren und Schwierigkeiten aller Art umringtes Regiment aus der Eleganz der äußern Erscheinung, aus der hohen socialen Stellung, aus dem soldatischen Geschick und aus den Tugenden der Unbestechlichkeit, des standhaft-treuen und geraden Sinnes des jungen Grafen Ostermann-Tolstoï ziehen konnte. Wie rasch und glanzvoll die flüchtige Glückswelle den Candidaten der Czarengunst von Stufe zu Stufe in die Höhe trieb, ist in der Sache gleichgültig, da wir alle wissen, daß im Bösen wie im Guten, im Heben wie im Stürzen der Autokrat und die Revolution weder Maß noch Distanzen kennen. Im siebenundzwanzigsten Lebensjahre war der Lieutenant von Ismail bereits General und, wie es die maßvolle Rede unserer Nachbaren im Westen nennen würde, ein „homme considérable“ am Kaiserhofe zu St. Petersburg.

Während der Schlacht von Austerlitz (1805) befehligte Graf Ostermann, wenn wir nicht irren, ein kleines russisches Occupationscorps, das zu Nienburg an der Weser lag; im ersten polnischen Feldzuge (1807) aber stand der junge, feurige General in der Vorhut des großen Russenheeres, das unter Beningsen zuerst an der Narew und bei Pultusk, zuletzt bei Eylau und Friedland gegen das weltbedrohende Ingenium des neuen Cäsar stritt.

Zwei Gedanken haben sich gleich am Schlusse dieses ersten Waffengangs in beiden feindlichen Heeren auf die Oberfläche

heraufgedrängt: die Soldaten Napoleons merkten, daß der Krieg mit den Russen viel gefahrvoller, der Kampf auf dem Schlachtfelde jedesmal hartnäckiger und der Sieg über dieses zähe Volk theurer, trauriger und doch hundertmal unfruchtbarer, als mit Italienern, Deutschen und Asiaten sei. Im russischen Heere dagegen setzte sich schon damals selbst unter den gemeinen Kriegern die Meinung fest, daß, wo immer kühler Muth und schneller Blick mit kräftiger und rascher That nöthig sei, man den Grafen Alexander Ostermann-Tolstoï schicken müsse. Diese Meinung (sie besteht im russischen Heere selbst heute noch) erhielt ihre furchtbare Bestätigung, als die Russen in verzweiflungsvollem Spiel mit dem Herrn des Continents um ihr Dasein ringen mußten. Von den fünfundzwanzigtausend Mann, die das Ostermann'sche Armeecorps im Beginn des Krieges (1812) musterte, waren am Tage, wo die letzten Trümmer des großen westeuropäischen Invasionsheeres über den Niemen zurückflohen, nur etwa noch zweitausend waffenführende Streiter übrig. Alles andere war in den täglichen Gefechten des Rückzuges, auf welchem der „eiserne" Graf die Nachhut führte, besonders bei Ostrowno, in und um Smolensko, die meisten aber in der großen Hunnenschlacht bei Borodino, und dann bei der Verfolgung der fliehenden Feinde von Tarutino und Malo-Jaroslawetz bis Kowno heraus dem Schicksal erlegen. Ebenso viel hatten im Verhältniß auch die übrigen Heerestheile aller Waffengattungen gelitten, und Niemand darf den Russen den Vorwurf machen, daß sie einen wohlfeilen Sieg erfochten und daß ohne ihr eigenes Zuthun die Elemente allein für die Befreiung ihres heimischen Bodens gestritten haben. Selbst die Heerführer des Feindes haben bei Borodino von ihrem Standpuncte aus die tiefen und dunkeln Lücken bemerkt, die ihre Feuerschlünde auf jenem Puncte der russischen Schlachtordnung einrissen, wo das vom Grafen Ostermann geführte Armeecorps stand.

Bagration mit einer kaum heute bekannten Zahl moskowitischer Generale fiel, und unser vom Schicksal selbst gefeite Heros ging unverletzt aus dem Riesenkampf hervor, um mit den höchsten russischen Heerführern in jenem verhängnißvollen Kriegsrathe zu sitzen, in welchem unter Kutusow's Vorsitz die Todesloose niedersanken über Moskau und Napoleon.

Gebührt dem Grafen Ostermann an den welthistorischen Ereignissen des Jahres 1812, sowie an der unglaublichen Summe von Heldenmuth, Vaterlandsliebe, Standhaftigkeit und kriegerischem Geschicke, die das russische Volk in jener denkwürdigen Epoche, besonders in der blutigen und hartbestrittenen Schlacht bei Bauzen, vor den Augen der erstaunten Welt entwickelte, nicht mehr als sein wohlbemessener Antheil, so wird sich dagegen die Glorie der großen Waffenthat in den Thermopylen von Kulm als reines und ungeschmälertes Erbtheil auf ewige Zeiten allein an seinen Namen knüpfen.

Es ist nicht eine Biographie im vollen Sinn des Wortes, was hier geliefert wird; es ist nur eine flüchtige Skizze, die wir zum bleibenden Angedenken auf den Aschenkrug dieses berühmten Russen zeichnen.

Jedermann weiß, wie die große europäische Continental-Allianz gegen den Imperator der Revolution nach kurzem Waffenstillstande im Sommer 1813 endlich zu Stande kam, aber gleich beim ersten Versuch, mit vereinter Kraft das Ungethüm zu erdrücken, bei Dresden einen Schlag erlitt, der alles wieder in Frage stellte und das nahe Auseinanderfallen des Bundes selbst erwarten ließ. Das große verbündete Heer war aufgelöst und floh in wilder Unordnung wieder in dasselbe Gebirg zurück, aus welchem es kurz vorher voll Stolz und Siegeshoffnung hervorgebrochen war. Gelang es Napoleon, die volle Wucht seiner siegberauschten Massen an die Fersen der Flüchtigen zu heften

und das Wiederzusammenwachsen der zerschmetterten feindlichen Heertheile zu verhindern, so war alles verloren und vermöchte heute Niemand die Gestaltungen zu errathen, in welche auf diesen betäubenden Schlag hin die politischen Verhältnisse des Occidents auseinander geflossen wären. Ein großes Heer unter einem der wildesten Kriegsmeister Napoleons wälzte sich gegen die Engpässe herein und Er selbst, den Wetterstrahl in der Hand, zog der voranbrausenden Lawine nach.

Es war die äußerste Noth und der letzte Augenblick; aber Niemand wehrte und Alles floh.

Zufällig folgte als Reconvalescent von einer bei Bautzen erhaltenen schweren Wunde, ohne bestimmtes Commando, Graf Ostermann im kritischen Moment dem kaiserlichen Hauptquartier, und Alexanders Wahl hatte sich auch schon entschieden. Anciennetät, Gunst, Neid und Intrigue verstummten vor der Größe der Gefahr. Die Noth, der Drang, die Verzweiflung, der Ruin, Alles rief den Grafen Ostermann,

ipsae te, Tityre, pinus,
ipsi te fontes, ipsa haec arbusta vocabant.

Wir haben schon früher in diesen Blättern umständlich und mit der größten Sorgfalt aus den mündlichen Mittheilungen des Grafen selbst darzustellen versucht, wie der improvisirte General-Capitän des Kaisers Alexander seine Aufgabe gelöst, wie schnell und doch wie mühevoll er eine kleine, aber auserlesene Streitmacht an sich gezogen, wie er durch kunstvolle Manöver dem stürmischen Gegner den Vorsprung abgewonnen, wie er sich unter fortlaufenden Gefechten aus der Umgegend von Dresden in die böhmischen Engschluchten zurückgezogen, sein kleines Heer auf den Höhen hinter Kulm in Schlachtordnung gestellt und ohne Hoffnung auf Entsatz im ewig denkwürdigen Kampf des 29. August (1813) den Anprall eines weit überlegenen und siegtrunkenen

Feindes mit einem imperatorischen Geschick und mit einem Todesmuth, von welchem uns nur das Alterthum einige Beispiele überliefert hat, einen Tag und eine Nacht ausgehalten und siegreich zurückgeschlagen hat.

Die Zinnen hat die gallische Sturmfluth in ihrer Wuth von der ehernen Mauer abgerissen und im Gefüge selbst weite Risse aufgethan, durchzubrechen aber vermochte sie auf keinem Punct, bis endlich die bei Dresden auseinander geworfenen, betäubten und verzagenden Trümmer des großen Bundesheeres wieder zum Bewußtsein kommen und am Morgen nach dem furchtbaren Todeskampf der schwachen Schaar, gestärkt und in großer Uebermacht, auf dem Schlachtfeld vor Kulm erscheinen konnten.

Diese Rettungsfrist, an welcher das Heil von Europa hing, hat Graf Ostermann mit seinem eigenen Blut und mit dem Blut von Tausenden seiner auserlesensten Streiter dem Schicksal gleichsam abgekauft. Vergessen darf man freilich nicht, daß bei Kulm ein Blütheteil des russischen Heeres mit den erprobtesten Führern, Prinz Leopold von Coburg, Herzog Eugen von Würtemberg und Jermolof, unter Graf Ostermann gefochten hat.

Die Kulmer Schlacht vom 29. August ist auf deutschem Boden die einzige Waffenthat, in welcher die Russen von aller Welt verlassen allein gestritten und überwunden haben*).

*) Fallmerayer sah sich veranlaßt, eine „nachträgliche Bemerkung“ (Allg. Zeitg. vom 13. März 1857) abzugeben, die hier als eine Berichtigung ihre Stelle verdient. „Um allen Mißverständnissen und irrigen Deutungen, welche die biographische Skizze des Grafen Ostermann-Tolstoï wo immer hervorrufen könnte, voraus zu begegnen, wird nachträglich noch bemerkt, daß von den zwei siegreichen Gefechten, die man die Schlacht von Kulm nennt, das erste und kleinere, in welchem Graf Ostermann-Tolstoï allein den Oberbefehl führte und den linken Arm verlor, am 29. August (nicht am 30., wie es in der Skizze heißt); das zweite und größere aber, in welcher das feindliche Heer durch die vereinigte Streitmacht der Verbündeten den Untergang fand und Kleist-Nollendorf seinen unsterblichen Namen erwarb, am 30. August (nicht am 31.) bei Arbusan geliefert wurde.

Wäre dieses Volk gerecht und verstände es den eigenen Vortheil besser, hätte es den Tag, der ihm wie vielleicht kein anderer die angeborne National-Kraft offenbarte, schon längst zur Kalenderfeier erhoben. Man hat im alten Rußland ja auch die Rurikssöhne Chlieb und Boris und mit noch viel größerem Rechte den Großfürsten Alexander Newsky zum Andenken seines Sieges über die Skandinavier dankbar inter divos versetzt. Uebrigens war die Action bei Kulm, wie später die von Arcis sur Aube ein Defensivgefecht, wo im Abschlagen des Angriffs und im Nicht-aus-der-Stellung-verdrängt-zu-werden der Sieg besteht. Vernichtet und mit dem Reste seiner Streitmacht zum Niederlegen der Waffen gezwungen, wie man nicht selten sagen hört, hat Graf Ostermann den weit stärkern Gegner keineswegs; er hat ihn nur aufgehalten, zurückgeworfen und im Lebensnerv tödtlich verletzt dem Schicksal überliefert, das ihn schon am nächsten Tag ereilen sollte.

Es waren inzwischen, wie bekannt, die verbündeten Potentaten selbst mit dem großen Hauptquartier und mit ihrer ganzen Macht, Preußen, Oesterreicher und Russen, zum Fest der Schlacht herbeigekommen, um das von allen Seiten umstellte und bereits zu Tod getroffene Feindesheer, dem überdies von Dresden her durch das Verhängniß selbst die Hülfe abgeschnitten

---

Dieser lapsus memoriae, der sich übrigens durch den umständlichern Bericht vom 11., 12. und 13. April 1853 [„die Schlacht von Kulm"] von selbst corrigirt, wird die Verwahrung der geehrten Redaction in ihrer Voraussetzung zwar für vollkommen gerechtfertigt, nach dieser Berichtigung aber auch für nicht weiter nöthig erklären." — Nach der neuesten Enthüllung (vgl. Allg. Ztg. Beil. vom 4. Sept. 1861) soll nun gar der „Held von Kulm" damals „notorisch geisteskrank" gewesen sein! „Les veritables verités sont bien difficiles à obtenir pour l'histoire. J'ai vu me disputer à moi la pensée de ma bataille, me disputer l'intention de mes ordres el prononcer contre moi. N'est ce pas le démenti de la créature vis-à-vis de celui qui a créé?" Dies Wort Napoleons kommt uns hier in den Sinn. D. H.

war, in gemeinsamer Anstrengung endlich vollends zu erdrücken. Wären sie früher gekommen, hätte Graf Ostermann, ohne etwas außerordentliches zu verrichten, im gefahrvollen Augenblick bei Kulm, wie früher bei Borodino und Bauzen, nur die Schuldigkeit jedes andern tapfern und einsichtsvollen Heerführers zu erfüllen Gelegenheit gehabt und folglich auch den Ruhm des Tages mit Jedermann getheilt. So aber hat er allein mit seiner erlesenen Heldenschaar und bloß durch die Kraft seines imperatorischen Genius den Orkan aufgehalten, dessen Bewältigung am andern Tag einer mehr als vierfachen Uebermacht nur mit der äußersten Anstrengung gelungen ist.

Mit dieser That ist Graf Ostermann, am Leibe zwar verstümmelt, aber mit dem Siegeslorbeer um die Schläfe und im Glanze eines der großen Heerführer einer großen Zeit im blühendsten Mannesalter hinter die Coulissen zurückgetreten.

Will einer diesen Mann glücklich preisen, so thue er es hauptsächlich deswegen, weil sich die launenhafte Göttin, ihren Liebling den Unbestand des Glückes empfinden zu lassen und, wie einst an Cajus Marius und an manchem der eigenen Waffengenossen im Befreiungskriege, den theuer erworbenen Ruhm durch späteres Mißgeschick wieder zu verdunkeln oder völlig auszulöschen, gewissermaßen selbst die Mittel entzogen hat.

Nach Wiederherstellung des Weltfriedens lebte Graf Ostermann im feurigsten Genusse seiner selbst zu St. Petersburg, „richtete Grenadiere ab“, schuf, wenn wir gut unterrichtet sind, selbst ein neues Garderegiment, baute als Chef dieser auserlesenen Truppe, der ultima ratio der Autokraten, einen Prachtpalast und war, so lange Alexander I. lebte, vielleicht der einflußreichste und mächtigste Mann am Czarenhofe. Ohne den Titel zu führen, aber mit der Gewalt eines Sadri-Azan und Alter-Ego des Imperators ausgerüstet, inspicirte er — der

vertraute Freund des Autokraten (wenn Autokraten vertraute Freunde haben) — die Provinzen und die zerstreuten Heertheile des Kaiserreichs und nahm, wie ich von anderen erfahren, die Deferenzen der vornehmsten und höchstgestellten Statthalter und Generale ein. Der Graf selbst hat von solchen Dingen nie ein Wort gesagt und nur im Allgemeinen zugegeben, „daß er als Mensch und als Soldat viele schöne Tage hatte“ und folglich glücklicher, als jener glückliche Fürst der Gläubigen in Cordoba gewesen sei.

Mit dem unerwarteten Hintritt des Kaisers Alexander ist der Glückstern, wenn er Macht und Gewalt bedeuten soll, auch für den Grafen Ostermann unwiederbringlich untergegangen. Der neue Czar hatte neue Sympathien, und die Scene des Rücktrittes des „Helden von Kulm“ aus der Atmosphäre des Kaiserhofes wäre zwar pikant genug, würde aber doch nicht recht in diese flüchtige Skizze passen.

Kaum zweimal während der dreißigjährigen Herrschaft Nikolaus I. hat Graf Ostermann sein Vaterland wiedergesehen, dem er doch so große und so gute Dienste geleistet hatte. Meistens lebte er als freiwilliger Exulant, aber mit dem Luxus eines großen Herrn, im schönen Italien; längere Zeit in Frankreich; manches Jahr auch in Deutschland, namentlich in München, wo Einsender im Jahre 1831 die Bekanntschaft des literatenfreundlichen Mannes machte und in demselben Jahre noch, weil ohnehin schon zur Wanderschaft bereit, mit dem europamüden Moskowiter eine dreijährige Tour in den Orient angetreten hat.

Außer der praktischen Kriegskunst, worin er es freilich zur Virtuosität gebracht, hat Alexander Graf von Ostermann-Tolstoï, wie er mehr als einmal selbst versicherte, in seiner Jugend schulgerecht eigentlich nichts gelernt. Er war aber von Natur intelligent, unersättlich wißbegierig und nebenher auf das innigste

überzeugt, daß die cultivirten und feingesitteten Völker des Occidents, besonders die Deutschen, nach ihrer Befreiung von dem Fremdenjoche die brutale und aller höhern Bildung bare Militärdespotie eines auch noch so kriegerischen „Libertadors“ in die Länge nicht ertragen können. Der neue Czar fühlte das eben so gut, meinte aber es sei viel leichter, gottesfürchtiger und besonders den Interessen der Autokratie angemessener, den hegellesenden Occident auf das Niveau seiner Russen herabzudrücken, als die Russen nach und nach auf den Höhepunct der abendländischen Gesittung hinaufzuheben. Graf Ostermann dachte und handelte ganz im entgegengesetzten Sinn, las, um das fehlende zuerst an sich selbst zu ergänzen, unermeßlich und zog den Umgang mit Leuten, von denen er glaubte etwas lernen zu können, allen anderen vor.

Der Glaube, daß der Weg christlich-humaner Bildung, wie ihn während seiner Regierung Alexander I. eingeschlagen habe, allein zu Rußlands Macht, Glück und Größe führen könne, war dem Herzen dieses Mannes so tief und unaustilgbar eingeprägt, daß ihn neben einer Büchersammlung von mehr als 500 Bänden und einem Christusbild mit der Dornkrone auch die Bronze-Büste Alexanders, des Schöpfers und größten Wohlthäters des neuen Rußlands, auf der großen Wanderschaft in den Orient zu Wasser und zu Lande wie ein glückbringender Talisman begleitete und ihm nicht von der Seite kam. Ein Zimmeraltar mit scharlachrothem Teppich, mit weißen Wachslichtern und — war ein Gedächtnißtag oder waren Gefühl und Erinnerung besonders heiß — dampfenden Weihrauchwolken brachten uns bei den Bekennern El-Islams nicht selten in den Verdacht, Götzendiener (Pütperest) zu sein. „Seht da den Gott der Moskof! Elleri jok kollari jok, er hat keine Hände, keine Arme,“ rief beim Anblick des heidnischen Apparates, besonders in Ober-

ägypten, zuweilen „ein junger islamitischer Harems-Fant.“ Mehr als Graf Ostermann haben am Hausaltar ihres Divus Augustus selbst Virgilius und Horatius nicht gethan.

Mit diesem an die alten Russengötter Swantowit und Perun mahnenden Cultus noch nicht zufrieden ließ der Graf, um die Denksäulen und Felsenbilder eines Sesostris und Salmanassar nachzuahmen, seine Ansicht über Kaiser Alexanders Regierungsweisheit und über die fünfundzwanzigjährige „Felicitas Trajana“ seiner Moskowiter in einer aller Welt verständlichen Sprache auf Marmor eingraben, und die Bekenntnißtafel im berühmten Cederngehölze des Libanon an einen Baumstamm heften.

Czar Nikolaus I. und dieser Mann — soviel wird der Leser zugestehen — konnten unmöglich mit einander gehen. Von den morgenländischen Reisen des Grafen Ostermann umständlich zu reden, wäre hier nicht der Ort, und ob der Gedanke darüber endlich doch noch Fragmente und flüchtige Skizzen niederzuschreiben schon ganz aufgegeben sei, ist wenigstens noch ungewiß. Wissen aber darf Jedermann, daß den Grafen weniger das Verlangen die Pyramiden von Memphis, die Mausoleen und Königshallen von Theben, die Felsentempel von Abu-Simbel in Nubien und den Gartenflor von Damaskus anzusehen, als der große, in den „Pélerins Russes“ neuerlichst mit Meisterhand dargestellte slavische Nationalgedanke — die allen Russen, vornehmen wie geringen gleichmäßig angeborne Sehnsucht, Jerusalem zu sehen und am Grabe Desjenigen, auf den die Welt ihre Hoffnung stellt, in Demuth anzubeten — in den Orient getrieben hat.

Man denke sich den stolzen Kriegsheros von Borodino und Kulm im tiefsten Gefühle seiner Nichtigkeit hülflos auf den Knieen liegend vor dem Sarkophag auf Golgatha!

Daß sich im vieljährigen engen Beisammensein der Charakter dieses Moskowitischen Edelmanns in seiner wahren Gestalt und nach allen Seiten hin offenbaren mußte, ist selbstverständlich, legt aber, da unsere Verbindung sechsundzwanzig volle Jahre in gleicher Wärme fortbestand und erst mit dem Tode des Grafen enden sollte, für beide Theile, wenn man es sagen darf, ein günstiges Zeugniß ab. „Man braucht an einem Russen nur zu kratzen", sagt ein Sprichwort im Occident, „und es guckt der Tatar hervor." Bei dem Grafen Ostermann war der umgekehrte Fall und lag dicht unter dünner Tataren-Hülle ein so reicher Fonds von Wohlwollen, von Geradheit, von Gedankenschärfe, von Erkenntlichkeit selbst für die geringsten Dienste, die man ihm leistete, und zugleich von so bescheidener und maßvoller Schätzung des eigenen Werthes verborgen, daß man den Hingegangenen für eine der liebenswürdigsten aristokratischen Persönlichkeiten seiner Nation halten muß.

Ob aber der gewiegte Hof- und Weltmann von dem unweltläufigen Literaten, oder im Gegensatz, der unweltläufige Literat vom gewiegten Hof- und Weltmann größern Vortheil zog, wollen wir unentschieden lassen. Soviel indessen darf man doch gestehen, daß ein Schulgelahrter im Verkehr mit einem hochgestellten, bedeutenden, viel erfahrenen und mit den Zeitereignissen engverknüpften Mann allzeit gewinnen muß.

Man braucht den Leser nicht erst zu versichern, daß über die Dicta und Facta des erlauchten Grafen auf dieser langen und mühevollen Wanderschaft ein Tagebuch zu Handen liegt und manche pikante Scene darin verzeichnet ist. Von der überlegenen Sicherheit, mit welcher sich ein vornehmer, weiland vielvermögender und in den Türkenkriegen aufgewachsener Russe den Osmanli-Obrigkeiten in ihrem eigenen Lande gegenüberstellt, so wie von

der despotischen Eigensinnigkeit, die sich selbst vor den Elementen nicht beugen will, wäre mehr als Ein Exempel anzuführen.

Drei Jahre ungefähr blieb Graf Ostermann nach der Heimkunft aus dem Orient noch in seinem Palazzo in Florenz und verließ endlich das ihm besonders theure Italien im Herbst 1837 auf immer, um seine Hausgötter, seinen Gram und seine Erinnerungen über die Alpen in den glücklichen und wohlgeordneten kleinen Freistaat am Leman-See zu tragen. Nur einmal in den letzten zwei Decennien hat der unruhevolle Mann diesen stillen Sitz der Glückseligkeit verlassen und in einer Sommertour den Rhein hinab in die Zuydersee nach Amsterdam und über Paris zurück nach Genf der Welt gleichsam Lebewohl gesagt.

Die oft wiederholte Bitte, nach dem Vorgange anderer Ruhmes- und Waffengenossen „Denkwürdigkeiten" aus seinem vielbewegten Leben entweder selbst zu schreiben oder wenigstens einem Dritten in die Feder zu dictiren, hat Graf Ostermann mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die man bedauern muß und die man, ohne seinen mißtrauischen, überall Fallstricke, Käuflichkeit und Verrath witternden Russencharakter in Rechnung zu bringen, gar nicht begreifen könnte. Das vorlaute, selbstgefällige, petulante und wichtigthuende Zur-Schau-stellen der eigenen Persönlichkeit, wie es im Occident Sitte ist, war diesem Mann in seinem innersten Wesen zuwider. Freilich hat man auch nie gehört, daß von irgend einem Satrapen des Artaxerxes oder des Kubilai-Chan Memoiren über sein Hof- und Kriegsleben auf die Nachwelt herabgekommen seien. Tapfere Thaten verrichten und selber so wenig als möglich davon zu sprechen, wäre im Sinn dieses despotisch-liberalen Mannes das einzig richtige Maß menschlicher Bestrebsamkeit.

Die herrschende, alle andern überdauernde Leidenschaft des Grafen Ostermann war seine Vaterlandsliebe, deren intensive

Kraft einen Sohn des vielgespaltenen Germaniens manchmal überraschen und bedenklich machen mußte, ihn selbst aber die erzwungene Thatenlosigkeit und seine durch die Umstände gebotene Selbstverbannung mit zehnfacher Bitterkeit empfinden ließ. Dafür hatte er aber auch am Spätabend seines Lebens noch die Genugthuung, seine Standhaftigkeit gekrönt und die Selbsttäuschungen seines kaiserlichen Gegners durch das Schicksal selbst aufgedeckt und beschämt zu sehen. Nur schien der Preis, mit welchem das „heilige Rußland" diese Erkenntniß vor Sebastopol bezahlen mußte, selbst dem Discipel Suwarows, dem Todtentänzer von Ismail, dem mit Blut, Leichen und Ruin vertrauten Grafen Ostermann zu hoch. Leider ist die Vergeltung viel zu spät gekommen, um die Wirkungen der Zeit und des langen Kummers aufzuhalten.

Da aber der Tod eine Nothwendigkeit und folglich kein Uebel ist, darf man auch annehmen, daß dem Geiste eines Mannes, der auf der äußersten Markscheide des menschlichen Daseins stand und wie eine verwitterte Säule auf die Ruinen zweier Generationen niedersah, der Trunk aus der Lethe nicht bitter und der Flug in das dunkle Jenseits, als Act der Befreiung von Schmerz und Gram, nicht lästig war,

nec mihi mors gravis est posituro morte dolores.

Nachruf an Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall.

(December 1856.)

Die Nachricht über den plötzlichen Hintritt des großen Orientalisten wird die Freunde der Wissenschaft in Calcutta und in Teheran, wie in Konstantinopel, in Kairo und in Philadelphia nicht weniger peinlich berühren, als sie Wien selbst und das ganze gelehrte Europa ergriffen hat. Durch Nichts ward die Nähe der tödtlichen Katastrophe eines Mannes angedeutet, den sich die literarische Welt als unzerstörbar dachte, und dessen physische Hülle sich im dreiundachtzigsten Lebensjahre noch ebenso frisch und ungebrochen wie seine geistige Energie erwiesen hat. Noch viel schmerzlicher aber muß der Eindruck sein, wenn man erfährt, daß die Sanduhr des Lebens eigentlich noch nicht abgelaufen war und daß ein giftiger Hauch, ein Pfeil aus feindlichem Versteck, wie einst das ferntreffende Geschoß die stolzen Niobiden, diese ruhmvolle Existenz im vollsten Schwung der Kraft und der Begeisterung erstickt und getödtet hat.

Es ist etwas in Europa, ja in der Welt, was sich der wachsenden Einsicht, dem Wissen und dem Erkennen hartnäckig und unversöhnlich entgegensetzt, ein Element, das selbst die naturgemäße Gährung stört und dem Geist, wenn er sich erheben will, aller Orten sein Bleigewicht an die Flügel hängt. Zu sagen und zu entscheiden, was dieses feindselige, imponderable Etwas eigentlich sei, wo es seinen Sitz habe, und ob es im Heimat-

lande des Abgeschiedenen heute minder mächtig und intensiv wirke als anderswo, wäre hier nicht der Ort. Noch weniger aber dürfte man es wagen, da so viele und glänzende Beweise vom Gegentheil vorliegen, am Grabe des größten Gelehrten, der Oesterreich je geziert, mit dem Verfasser der histoire du Consulat et de l'Empire von einer „société plus élégante que spirituelle“ zu reden, in welcher die Wissenschaft noch immer als eine exotische und für diesen Himmelsstrich nicht geschaffene Pflanze gelte, der Literatus selbst aber auf der socialen Rangliste noch nicht höher stehe, als weiland im Symposium des Tiberius und bei den Senatoren im alten Rom. Indessen ist doch der Gedanke, in der Wissenschaft ein constitutives Element der Staatsgesellschaft anzuerkennen und den genialen Musensohn wie einen Imperator geehrt und gepriesen zu sehen, vielen Menschen noch heute unerträglicher, als die Emancipation der Kinder Afrika's. Daß aber die Atmosphäre für geistige Thaten am Schlusse der ruhmvollen Bahn des Hingeschiedenen in Europa weniger gedeihlich, als in der Mitte und im Anfang war, darf und kann, wie die Sachen heute stehen, selbst in Oesterreich Niemand leugnen. Mit dem Freiherrn von Hammer-Purgstall ist der letzte Nachklang einer glücklichen und großen Zeit verstummt.

Hat der Besieger Hannibals, wie Livius deutlich genug zu verstehen gibt, für seinen Ruhm zu lange gelebt, so wird es dagegen ewig zu beklagen sein, daß Hammer-Purgstall das wundervolle Säulen-Monument, mit welchem er den weiten Cyclus seiner Arbeiten schließen wollte, und das er mit jener schwärmerischen Zärtlichkeit und sorgenden Pflege umgab, die man nur für Letztgeborne empfinden kann, von der Hand des Schicksals feindlich berührt, ungeendet und gleichsam als Ruine verlassen mußte.

Es ist traurig, daß selbst Männer von der Bedeutung und sittlichen Größe eines Hammer-Purgstall vor den Tücken der Mißgunst nicht sicher sind. Der Neid — warum soll man es nicht sagen? — hat es so zu lenken gewußt, daß von Seiten des k. französischen Ministeriums auf Wegen der Reciprocität die weitere Ausfolge arabischer Handschriften plötzlich verweigert werden mußte, ohne deren Hülfe das große Werk der arabischen Literaturgeschichte unmöglich fortgesetzt und vollendet werden konnte. Die Wirkung dieser unerwarteten Verfügung und ihrer Veranlassung auf das Gemüth des edlen Freiherrn war so erschütternd, daß er von einem bis zur Ohnmacht gesteigerten Herzkrampf befallen ward, von dem er sich nicht mehr erholen konnte. Das Umständlichere dieser peinlichen Katastrophe ist in einem Schreiben niedergelegt, welches der zu Tod getroffene Mann wenige Tage vor seinem Hingang zu dictiren noch Kraft und Muth besaß. Die hieher gehörige Stelle des Briefes verdiente wohl öffentlich bekannt und der Nachwelt überliefert zu werden, wenn auch nicht als Klageschrift, so doch als Document, mit welchen Gefahren der Geist der Wissenschaft in seinen glanzvollsten Incarnationen selbst heute noch in Europa zu kämpfen hat.

Ob irgend eine frostige Seele auch diesen Act der Feindseligkeit vertheidigen, oder durch höhere Rücksichten das auf die orientalischen Manuscripte in Paris und Wien gelegte Embargo zu erklären und zu entschuldigen vermöge, weiß ich nicht. Nur rede man nicht von krankhafter Reizbarkeit, von hochmüthigem Autorendünkel, von Selbstüberschätzung und hyperempfindlicher Ungeduld eines Literatenherzens, das sich, ohne die allerletzte Instanz abzuwarten, durch den Unverstand neidischer Gegner brechen ließ. Hat einer nicht selbst in ähnlichen Bestrebungen ein langes Leben eingesetzt, nie wird er den Schmerz des Genius begreifen, wenn er getäuscht und betrogen wenige Schritte vor

dem sehnsuchtsvoll erstrebten Ziele erlöschen muß. Ich glaube nicht, daß Alexander in Nebukadnezars Palast zu Babylon, und Julius Cäsar am Fuß der Pompejussäule in Rom mit mehr Bitterkeit aus dem Leben geschieden sind, als der große und ruhmgekrönte geistige Eroberer des Orients in seinem Musensitz zu Wien.

Von Zufälligkeiten, als da sind Herkommen, Heimat, Lern- und Wanderjahre, Bestallungen, Rangliste, Eleganz und Liebenswürdigkeit der äußeren Erscheinung, sociale Kämpfe, Huldigungen, Lob- und Ehrenmale, durch welche die größten Potentaten des Morgen- und Abendlandes nicht säumiger, als die vornehmsten Centralpuncte der Wissenschaft auf der ganzen civilisirten Welt dieses früh aufglänzende und langleuchtende Meteor in die Wette feierten und decorirten, soll hier als von allbekannten Dingen nicht noch einmal die Rede sein. „Was fragst du nach Geschlecht und Namen?“ heißt es in der Iliade; „das wissen nicht bloß die Sterblichen alle, das wissen selbst die Segler in der Luft.“ Genug, es ist hier ein ächter Sprosse jenes germanischen Ostlandes, in welchem der große bojoarische Volksstamm seine üppigste Blüthe trieb und zu einem Bollwerke herangewachsen ist, an dem endlich die weltverschlingende Brandung des Islam ihre Grenzen und die europäischen Geschicke ihren Wendepunct gefunden haben. Substanz der Weltgeschichte wird für uns noch auf Aeonen hinaus der Wettkampf zwischen Asien und Europa bleiben. Den Druck des Zoroastrischen Morgenlandes hat meist Althellas, den Sturm des koranbegeisterten Anatoliens aber hat unter den Auspicien Oesterreichs das deutsche Land von Innereuropa abgewehrt. Was Herodot mit seinen neun Musen für die eine dieser beiden Weltperioden war, das wird mit seinen zehn Bänden türkischer Reichsgeschichten in Urtheil und Schätzung der kommenden Geschlechter Hammer-Purgstall für die andere

sein — Schöpfer einer neuen Wissenschaft, Entdecker unbekannter Regionen im Reiche der Erkenntniß, Brennpunct und Leuchte, die einer langen Dynastie von Forschern als Leitstern dienen wird.

Neben der allgemeinen Bewunderung und dem unbedingten Vertrauen auf Wissen und Wahrheitsliebe hat diesen beiden großen Geistern als einzige Rache, die man am Genius nehmen kann, ein reiches Maß von Mißgunst, Eifersucht, Verdächtigung und Zweifel von Seite der Zeitgenossen wie der Späterkommenden nicht gefehlt. Das dem Menschen angeborne Bedürfniß. Großes zu verkleinern und alles über das gemeine Niveau Hinausragende niederzuziehen, hat ja auch einem Columbus zu beweisen versucht, daß er eigentlich nichts Neues entdeckt, nichts gewußt und nichts gethan habe, was andere nicht schon längst gewußt und verrichtet haben, oder doch wenigstens hätten wissen und verrichten können, wenn es ihnen, von Ehrgeiz und Unruhe getrieben wie er, die Zeitgenossen mit neuen Dingen und Gedanken zu belästigen in den Sinn gekommen wäre. Man hat in Europa allerdings auch vor Hrn. von Hammer-Purgstall schon einzelne Perioden der türkischen Geschichte mehr oder weniger genau erforscht und von einseitigem Standpuncte aus wohl auch das Ganze in Compendien gebracht; eine vollständige, organisch gegliederte und aus der Urquelle selbst geschöpfte Darstellung der großen Katastrophe des romanischen Orients hat uns aber erst Hammers Werk gebracht. Könnte man alles vergessen und vertilgen, was Hr. von Hammer sonst geschrieben, so wären die zehn Groß-Octav-Bände seiner Geschichte des türkischen Reiches allein genügend, dem Namen des Verfassers die Unsterblichkeit zu sichern, weil alle Vorbedingungen zu einer solchen That sich nur selten, vielleicht auch nie mehr in Einer Person vereinigt beisammen finden.

Dem einen fehlt das umfassende philologische Wissen, dem andern gebricht es an Willen und Muth, dem dritten mangelt bei aller geistigen Fülle die physische Kraft, und einem vierten endlich, wenn er auch alles besäße, hat das ungleiche Loos, um die tausend zerstreut und in schwer zugänglicher Verborgenheit rinnenden Quellbächlein in einen volluferigen Strom zusammenzuleiten, den nöthigen Reichthum nicht vergönnt. Die Gesammtheit dieser Güter haben die gütigen Geschicke dem Hingeschiedenen im schönsten Ebenmaße und zur rechten Zeit verliehen, und darüberhin als specielles Angebinde noch jene „ingenii celeritas animique incredibilis motus“ hinzugefügt, ohne welche Gabe die herculischen Arbeiten des Mannes nicht zu begreifen wären.

Hammers Arbeitskraft und geistige Beweglichkeit kann man nur mit denselben Eigenschaften eines Julius Cäsar und eines Bajesid vergleichen; den einen haben die erschrockenen Zeitgenossen „furibundes Ungethüm (τέρας)“, den andern aber haben sie „Yildirim“, den Wetterstrahl genannt. Der letztere dieser Zunamen gebührt dem christlichen Reichshistoriographen des Türkenthums mit vollem Rechte, ob er gleich ein Oesterreicher ist und „kräftig aber langsam“ von jeher der Sinnspruch seines Landes war. Wenige Gelehrte in Europa wüßten vielleicht auch nur die Zahl, noch wenigere aber den Inhalt der Hammer'schen Schriften anzugeben. Fünfundzwanzig selbständige Werke, zusammen gegen sechzig Bände von Groß-Folio bis Klein-Octav herab, sind durch meine Hand gegangen, und doch möchte ich mich nicht rühmen, alles gesehen, geschweige denn alles gelesen und am allerwenigsten alles verstanden zu haben, was dieser Heros der Wissenschaft je geschrieben und der Presse übergeben hat. Zu alle dem wären erst noch die gelehrten Abhandlungen, Kritiken und Literaturartikel zu rechnen, deren Hr. v. Hammer eine unglaubliche Anzahl und zum Theil in der Ausdehnung und festen Gliederung mäßiger Werke ver-

faßt, und in den Wiener Jahrbüchern, in den Denkschriften und Protokollen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und in verschiedenen deutschen, französischen, italienischen und englischen Journalen, Revuen und Monatsschriften während der langen Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kundgegeben hat. Wollte man alles, was seit den in früher Jugend gelieferten Beiträgen zur neuen Ausgabe des großen türkisch-arabisch-persischen Lexikons von Meninsky bis zur unvollendet gelassenen Geschichte der arabischen Literatur aus der Feder dieses großen Gelehrten in die Presse geflossen ist, gleichförmig zusammenstellen, so weiß ich nicht, ob es in weniger als hundert wohlgemessenen Octavbänden unterzubringen wäre. Und doch war Hr. v. Hammer-Purgstall kein trockener Pedant, kein finsterblickender, menschenscheuer und keuchender Knecht im Musensolde, wie man es bei solcher Stoffanhäufung denken sollte; der Hingeschiedene war ein ächtes „Wiener Kind", ein Schöngeist, ein Mann der feinen Gesellschaft, ein Habitué der Salons und der Grazientempel, mäßig und klug im Genuß wie ein Bramane, und doch in der Lebenseleganz ein Aristipp, dem das Wort, das Epigramm, das Sonett, das Ghasel und der improvisirende dichterische Redestrom jederzeit zu Gebote stand. Ohne Zweifel hat die Natur in diesem Manne zu zeigen versucht, was sie selbst in der Atmosphäre der „Langsamen" an physischer Rührigkeit und geistiger Elasticität zu schaffen vermöge.

Gemeinsamer Mittelpunct, in welchem alle Radien der Hammer'schen Literaturthätigkeit zusammenlaufen, ist das zum Sprechen ähnliche Conterfei jener furchtbaren Neophyten des Islam, jener Osmanli, vor deren Staatsweisheit, Disciplin und kriegerischem Ungestüm das christliche Abendland länger als zwei Jahrhunderte erzittert hat und deren Wuth in letzter Instanz erst am heldenmüthigen Widerstand der Wiener Bürgerschaft ermattet ist. Man

hat im Alterthum Themistokles und den petulanten Demos von Athen viel gepriesen. Man könnte aber eigentlich erst noch fragen, um wie viel das Verdienst der Wiener und ihres Stahremberg geringer wiegt, als der Lorbeerkranz von Marathon und Thermopylä.

Um die türkische Reichsgeschichte nach Hammer'schem Maßstabe zu schreiben, muß man die Civilisation, das sociale und geistige Leben aller Völker auf der ungeheuren Länderfläche zwischen dem Bosporus, dem Nil, dem Indus und dem Jaxartes im ganzen Umfang kennen, muß man alles wissen und im Original gelesen, geprüft, verglichen und gesichtet haben, was Poesie, Beredsamkeit, Philosophie, Grammatik, Gesetzgebung, Staatswirthschaft, Kriegs- und Friedenspraxis und als Spiegelbild des Ganzen endlich die Historiographie in Arabien, im weiten Iran, in Alt- und Neu-Turkestan zu Tage gefördert hat.

Wer, außer Hrn. v. Hammer, wäre vor der Größe eines solchen Unternehmens nicht zurückgebebt? Gewiß hat es in Europa vor und neben ihm auch noch andere große Orientalisten gegeben, doch werden sich einer gleichen Fertigkeit und Umsicht in Sprache und Literatur der drei Hauptvölker des mohammedanischen Orients bei allen Vorzügen im Einzelnen nur wenige rühmen dürfen. Was man vor Hammer-Purgstall aus der Türkengeschichte wußte, ist fürwahr nicht unbedeutend, zum Theil selbst ausgiebig und gediegen; es waren aber im Verhältniß zum Ganzen doch nur Anfänge, vorbereitende Fragmente, lückenhaft und einseitig bloß aus abendländischen Quellen zusammengestellt. Selbst was Marsigli, Muradgea d'Ohsson und C. Pallas lieferten, konnte noch lange kein volles Verständniß bringen. Erst Hammer-Purgstalls zehn Bände haben das Kaleidoskop der großen, bisher so unvollkommen aufgefaßten Revolution in allen Theilen vollendet und ausgemalt. Manche Ihrer Leser mögen sich noch der zum

Theil mit ungläubigem Erstaunen gepaarten Bewunderung erinnern, mit welcher beim Aufziehen des Vorhangs die europäische Literatenwelt das riesige, in orientalischer Farbenpracht schimmernde Frescobild betrachtet hat. Das plötzliche Auftauchen der Mineralreichthümer Californiens hat unter den Freunden des gelbfunkelnden Metalls kaum eine größere und intensivere Bewegung hervorgebracht, als Hammers großes Werk unter den Adepten der Wissenschaft. Das Geständniß, es sei hier etwas ungewöhnliches und gemeines Kunst- und Arbeitsmaß überbietendes geleistet worden, war im Anfang allgemein. Nachhaltig bewundert wird aber, wie schon Thucydides meint, von dem Menschen nur das, was er selbst verrichten zu können glaubt; alles darüber hinausgehende erregt am Ende Zweifel und Verdacht. Jedenfalls hat kein literarisches Werk der neuern Zeit dem sonst wenig gewissenhaften und noch weniger liebenswürdigen Chor der Recensenten so viel Bescheidenheit und duldsame Resignation eingeflößt, wie dieser colossale Bau. Man fühlte die Unmöglichkeit, ohne näheres Einsehen in die zahlreichen, vom Verfasser zuerst hervorgezogenen und als Unterlage benützten Documente ein Werk von solcher Bedeutung endgültiger Analyse zu unterwerfen. Und so ist denn Hr. v. Hammer bis zu dieser Stunde in seiner Hauptarbeit durch spätere Versuche weder erreicht, noch weniger aber übertroffen worden. „Diesen Wurf wird kein Phäake erreichen noch überbieten,“

οὔτις Φαιήκων τόνγ᾽ ἵξεται οὐδ᾽ ὑπερήσει.

Wie umsichtig und sachgemäß sich aber der Verfasser auf sein großes Thema vorbereitet und gerüstet habe, zeigt sich am besten durch die Chronologie der Schriften, die ihm vorausgegangen oder neben ihm aufgewachsen und unmittelbar darauf hervorgetreten sind. Als Vorstudien dieser Art gelten hauptsächlich: 1) encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients aus

sieben arabischen, persischen und türkischen Werken übersetzt (Leipzig 1804); 2) des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung (zwei Bände, Tübingen 1816); 3) Konstantinopel und der Bosporus (zwei Bände, Pesth 1821); 4) Geschichte der Assassinen (Stuttgart und Tübingen 1818); 5) Geschichte der schönen Redekünste Persiens (Tübingen 1818); 6) Geschichte der osmanischen Dichtkunst (vier Bände, Pesth 1836—1838); 7) die im Jahre 1840 gedruckte, aber schon vor 1834 in zwei Bänden geschriebene Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak (der Mongolen in Rußland) — eines der gründlichsten und bewunderungswürdigsten Werke des Verfassers, dem aber in St. Petersburg aus Gründen, die nicht in der Arbeit selber liegen, die verdiente Preisanerkennung vorenthalten ward; ferner 8) Geschichte der Ilchane (der Mongolen in Persien, zwei Bände, Darmstadt 1843); 9) die Mongolengeschichte Wassafs (zwei Bände in Quart, übersetzt vor dem J. 1836, gedruckt in Wien 1856); 10) die Länderverwaltung unter dem Chalifate (Preisschrift, Berlin 1835); 11) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret (sechs Bände, Leipzig und Darmstadt 1837—1839); 12) die Verdeutschung der drei größten Lyriker des Orients, des Persers Hâfis (1813), des Arabers Motenebbi (1823) und des Türken Baki (1825); endlich 13) die berühmten „Fundgruben des Orients" (sechs Bände in Folio, Wien 1810—1819) als der eigentliche Prolog des langen Spiels.

Was von diesen großartigen Präludien in das Gebiet der rein türkischen Literatur gehört, ward, mit Ausnahme der deutsch-russischen Akademiker von St. Petersburg, von den gelehrten Orientalisten nur wenig oder gar nicht angefochten; vielmehr wird das meiste, namentlich „Konstantinopel und der Bosporus", trotz dem inzwischen massenhaft angeschwollenen Erkenntnißstoff,

als gediegen, gewissenhaft und auf lange Zeit hinaus belehrend noch heute benützt und anerkannt. Auch der metrisch verdeutschte Diwan des heißblutigsten und genialsten aller lyrischen Bettelmönche der civilisirten Welt — des Schems-eddin Mohammed Hâfis von Schiras, † 1389 — hat durch die Neuheit des Arguments nicht weniger, als durch die zaubervolle Melodie der Nachdichtung die Springfluth der Hammer'schen Literaturglorie noch erhöht. Hâfis, bisher nur von wenigen im Manuscript gekannt, wurde vollständig und in der Ursprache zu Calcutta i. J. 1791 zum ersten Mal gedruckt und durch die Hammer'sche Uebersetzung zwei Decennien später als Gemeingut der Weltliteratur in Europa eingeführt. Hätte das deutsche Volk die Macht, die Bildsamkeit und den Reiz seiner eigenen Sprache und die geistige Verwandtschaft der Dichteridiome eines Goethe und Hâfis früher nicht gekannt, so wäre ihm beides durch die denkwürdige Arbeit des großen Wiener Orientalisten kund geworden. Die alte Controversfrage: ob man den fremden Dichter bloß dem Geiste nach, oder ob man ihn wortgetreu übertragen soll, vermögen wir nicht zu entscheiden. Zum Frommen gewissenhafter Leser wäre vermuthlich das eine wie das andere zu gleicher Zeit erwünscht. Auf welche Seite sich Hammer neige, ist unschwer zu errathen, wenn man seine Uebertragung eines der berühmtesten Doppelverse im Diwan des Hâfis mit dem Original vergleicht,

Egjer an Turkĭ Schirasi be destared dilĭ mara
Be chalĭ hindujesch bibachschem Semerkand u Buchara.

Wohl hauptsächlich nur, um sich mehr der abendländischen Sitte und Ausdrucksweise zu nähern, übersetzt Hr. v. Hammer besagtes Distichon:

„Schenkte das Mägdlein von Schiras ihr Herz mir,
„Ich gäbe Bochara und Samarkand um den Sammt rosiger Wangen dahin.“

Nach dem Wortlaut müßte es aber heißen:

„Wenn der Türke von Schiras zu Handen brächte (schenkte) das Herz mir,
„Für sein dunkles Schönheitsmal Samarkand ich gäbe und Bochara.“

Von Schiras-Mägdlein und von rosigen Wangen ist, wie der Leser sieht, im Original keine Rede. Diese Bemerkung soll aber kein Tadel des Uebersetzers, sie soll nur eine Erklärung sein.

Um so heftigere Kämpfe hatte dagegen der Verklärte für seine zahlreichen Uebertragungen arabischer Schriftdenkmäler hauptsächlich mit der deutsch-orientalischen Kritik zu bestehen. Bekanntlich sind die deutschen Orientalisten in der Sprache des Koran von vorzüglicher Stärke, und die erbitterten Angriffe, die man, gleichsam um sich für die lange Zurückhaltung und Mäßigung schadlos zu halten, in den gelehrten Journalen gegen die Hammer'sche Verdeutschung der „goldenen Halsbänder“ des arabischen Spruchdichters Semachscheri, besonders aber des großen Lyrikers Motenebbi schleuderte, sind noch unvergessen; namentlich aber ist der Motenebbifehde ihre tragische Celebrität bis auf den heutigen Tag geblieben zum Beweis, wie unversöhnlich und leidenschaftlich erbost die Recensenten sind. Nicht bloß über Werth und Genauigkeit der Uebertragung des großen arabischen Lyrikers ward gestritten; man ist sich über schulgerechte Aussprache des Namens „Motenebbi“ beinahe noch wüthender in die Haare gerathen, als über das Wesen der Arbeit selbst. Daß Urbanität im Ausdruck und weises Maß in der Gegenwehr überall auf Seite des Verfassers war, ist bei seiner Charaktermilde, feinen Sitte und Versöhnlichkeit selbstverständlich. Aber wer ist Motenebbi, um den auf dem Felde der Kritik noch wüthender, als um die Waffen des todten Achilles vor Troja gestritten wurde?

Beim Zerfall des Chalifats im zehnten Jahrhundert n. Chr. hatten sich unter andern Machterben auch die Beni-Hamdan in Syrien und Mesopotamien auf den Trümmern der Centralgewalt

eine unabhängige Sonderherrschaft eingerichtet. Weil aber der politische Einfluß und das materielle Gewicht dem Ehrgeiz und den Prätensionen der neuen Dynastie nicht entsprechen wollte, hat sie sich zum Ersatz des Fehlenden hochherzig und freigebig auf Beschirmung der Wissenschaft, besonders der Poesie verlegt. Der Hof der Beni-Hamdan war um die Mitte des zehnten Jahrhunderts der Sammelplatz einer zahlreichen und wohlgenährten Bescherung von Dichtern und Schöngeistern, unter welchen Motenebbi als der größte und glänzendste, als Fürst und Meister aller arabischen Dichterhelden den ersten Rang behauptete, dafür aber auch, wie hundert Jahre später der Dichter des Schahnameh, vom Neide und von den hinterlistigen Tücken seiner Gunst- und Kunstrivalen viel zu leiden hatte. Motenebbi war aber, was bei Hofpoeten selten ist, eben so tapfer im Kriege, als fest im Steigbügel, ritterlich in der Gesellschaft, glatt am Hofe und prompt und geistvoll im Gedichte,

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

Am meisten gewonnen in diesem erbitterten Streit der deutschen Kritik hat für die Nachwelt Motenebbi selbst und es ist, wenn die Zeitgenossen selbst jetzt noch für das dichterische Product eines solchen Mannes, wie weiland Achäer und Trojaner um die schöne Helena, langes Ungemach ertragen, wahrhaft keine verlorne Mühe.

Nach solchen Vor- und Nebenrüstungen ist es nicht zu verwundern, wenn Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des türkischen Reiches endlich ein Werk aufstellte, das die Mitlebenden durch die Neuheit des Baustyls nicht weniger, als durch den ungeahnten Reichthum des Inhalts in Erstaunen setzte. Einzelne Abtheilungen und Stellen dieser riesigen Schöpfung sind von den größten Gelehrten in Frankreich, England, Holland

und Deutschland, ohne Plan und Ordnung zwar und zuweilen auch nicht ohne hyperkritische Nergelei, im Allgemeinen aber doch wohlmeinend und anerkennend von Zeit zu Zeit besprochen worden. Eine einlässige, durchweg mit ebenbürtiger Sachkenntniß geschriebene und das Ganze mit Sicherheit umfassende Kritik dieser gewaltigen Composition ist aber unsers Wissens noch nicht erschienen und wird, wenn sie je zu Tage kommt, noch lange warten lassen. Die Last ist zu drückend und die Mühe, dem Verfasser durch das weitverschlungene Labyrinth der vorderasiatischen Gesammt-Handschriftenliteratur prüfend und berichtigend nachzugehen, scheint noch heute mit den Kräften und mit den Gewohnheiten der kritischen Tribunale Europa's außer Verhältniß zu stehen. Einig war man jedoch gleich im Anfang und ist es auch noch heute im Urtheile, daß bei aller Wärme des Gefühls, bei aller Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und trotz aller Correctheit der Syntax doch etwas fremdartiges, etwas von der classischen Eleganz abstechendes, ja beinahe außereuropäisches und den abendländischen Leser anfröstelndes an der Hammer'schen Prosa klebe, was sich in Mark und Colorit durchweg nicht mit der Redeweise Gibbons messen könne. Die Bemerkung ist an sich nicht ungegründet; sie ist aber doch kein Vorwurf für den Verfasser, weil bei der wesentlichen Verschiedenheit der Umstände, unter welchen sie an die Arbeit gingen, eine Parallele zwischen Hammer-Purgstall und Gibbon nicht möglich ist. Gibbon mußte nicht erst nach Baustoff schürfen, muthen und graben; er hatte das Material vollständig und in großen Massen angehäuft, zum Theil sogar die Steine gerändert und behauen an der Hand und konnte geistig frei und unbeirrt, wie eben jetzt in noch erhöhterem Maße Theodor Mommsen, die volle Wucht seines Ingeniums auf den künstlerischen Ausbau und den architektonischen Schmuck seiner historischen Schöpfung

legen. Hammer-Purgstall dagegen hatte an Vorräthen wenig oder nichts zur Verfügung und mußte, wie der Hinterwäldler in der unbetretenen Wildniß der Rocky-Mountains und des Oregon, vor allem erst noch entdecken, forschen, auswählen, roden, schleppen, messen, poliren und zimmern, bis er an die Hauptarbeit selber gehen konnte. Darf man sich wundern, wenn dem Verfasser der lange Aufenthalt in der Atmosphäre des Morgenlandes den Teint gebräunt und wenn sich der innige Verkehr und die warme Wechselrede bald mit den Beduinen von Arabia Peträa, bald mit den goldschimmernden Emiren der Gläubigen am Tigris, bald mit den Großfürsten der Wissenschaft in Kahira und Samarkand in Wendung, Schwung und exotischer Farbenpracht des eigenen Styls verräth?

Tragen die früher in Europa geschriebenen Versuche türkischer Reichsgeschichten in ihrer lückenhaften Gestalt überall den Stempel der Einseitigkeit, der Halbheit und der occidentalischen Verblendung an der Stirne, so ist Hammer-Purgstalls in allen Theilen vollendete und symmetrisch ausgebaute Schöpfung die Frucht einer Mischehe zwischen dem asiatischen und dem europäischen Element, jedoch mit vorherrschendem Typus und Linienschnitt des Orients: Hammer-Purgstall hat sein großes Werk im Geist und im Styl eines kritisch-europäisch geschulten und in alle Weisheit der „Ungläubigen" des Occidents eingeweihten Ulema von Stambul geschrieben. Aber die Beredsamkeit der Asiaten ist nicht die Beredsamkeit der Europäer, und die gereimte Prosa („Affen, Pfaffen und Schlaraffen"), die das Ohr der einen so wundervoll entzückt, wird für die andern allezeit Ungeschmack und Mißklang sein. Hammers Werk, wie es ist, ist eine Nothwendigkeit und die unerläßlichste Vorbedingung, die eine im Geist des Occidents zu schreibende Geschichte des türkischen Reichs erst möglich macht. Das Colosseum in seinen

gigantischen Umrissen war eines der Weltwunder des Alterthums, heute aber ist es die unerschöpfliche Fundgrube für die Zierpaläste im neuen Rom, das nicht mehr im Styl des „Peuple-roi“ baut. Nur in diesem Sinne würde ich, wenn das Urtheil bloß in einem einzigen Satz bestehen dürfte, von Hammer-Purgstalls orientalischen Prosastudien überhaupt, von den zehn wohlbestellten Octavbänden der türkischen Reichsgeschichte aber insbesondere sagen, was Macrobius im Vorspruch von seinen Saturnalien schreibt: quia praesens opus non eloquentiae ostentationem, sed noscendorum congeriem pollicetur.

Diese „noscendorum congeries“, diese Sammlung aller zum (morgenländischen) Wissen nothwendigen Dinge, ist aber nicht ein planlos aufgehäuftes Materialien-Chaos; es ist ein kunstvoll und schön geordneter Krystallpalast, — eine Weltausstellung, ein nicänisches Symbolum, maßgebend für alles europäische Wissen und Glauben in Dingen des Orients, es ist ein Markstein, den Niemand umgehen kann, eine Autorität, von der sich kein Forscher auf diesem Gebiet emancipiren kann. Was sonst im Laufe vieler Generationen und nur mit der geistigen Gesammtkraft ganzer Nationen verrichtet wird, hat Hammer-Purgstall innerhalb der engen Schranken eines Menschenlebens für sich allein zu Stande gebracht. Könnten sich die Sitten je so weit verfeinern, daß für die Größe der Menschen die geistige That und die sittliche Kraft, nicht die Summe des vergossenen Blutes und der aufgehäuften Ruinen den Maßstab geben, so würde der Hingeschiedene in den Augen der spätesten Nachwelt ein Heros, einer der größten Eroberer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes sein. Bleiben die Dinge aber, wie sie jetzt sind und von jeher waren, oder sinken wir, wie die Dichter und Moralisten seit Homer und Hesiodus unablässig klagen, physisch und geistig noch tiefer zurück, so wird den Namen

„Hammer-Purgstall“ schnell genug das mystische Halbdunkel jener Fabelwesen umhüllen, die einer Zeit und einer Ordnung der Dinge angehören, die nicht mehr sind und nie mehr kommen werden. Wer sich aber sein Leben lang mit den Werken dieses Mannes beschäftigt hat und ihm freudig auf allen seinen Pfaden nachgezogen ist, hat das Recht einen Gesammtspruch zu thun, der dem unkundigen, gleichgültigen und für Geistiges unempfänglichen Manne unverdient, überschwenglich und maßlos scheinen mag.

Indessen wird es sich die spätere Zeit so wenig, als das mitlebende Geschlecht je zu erklären wissen, wie ein Mann nach Verrichtung solcher Thaten auf der äußersten Grenze des Lebens voll Ruhmbegierde und Arbeitslust noch ein Werk unternehmen und nahezu vollenden konnte, dessen riesige Verhältnisse zu bewältigen selbst Jugendstolz und volle Manneskraft nicht ohne Zagen sich vermessen dürfte. Hammer-Purgstall war im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre, als er, um seinem Nationalwerk über das osmanische Reich die letzte Weihe zu geben, wie schon Eingangs bemerkt, noch die Geschichte der Literatur der Araber nach ganz neuem Plan zu schreiben begann.

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Geschichte der Perser und Türken nur durch ein vollkommenes Verständniß der sie unendlich überragenden Civilisation der Araber herzustellen sei, fühlte er die Nothwendigkeit, vor allem die Literatur und das Gesammtschriftenthum dieses großen Volkes encyclopädisch auszumalen, die größte Sorgfalt aber seinen Dichterwerken zuzuwenden, „da ohne genaue Kenntniß der Poesie einer Nation ihr Charakter und ihr Genius nur mangelhaft geschildert werden kann.“ Länger lebend, weiter über das Erdenrund verbreitet und auf den Culturgang des menschlichen Geschlechts tiefer eingreifend, als die arabische, war vielleicht keine Literatur irgend

eines andern Volkes der alten und neuen Zeit. Hellas und Rom sind todt und älter noch, als das arabische, ist nur das chinesische Schriftenthum. Zwölf volle Jahrhunderte, d. i. den Zeitraum von 500 vor Mohammeds Auswanderung (Hidschret) bis zum Jahre 1785 der christlichen Aera, sollte die neue große That umfassen und das geistige Leben der Araber, wie es sich innerhalb der besagten Zeitschranken gestaltet hat, in allen seinen Phasen und Ausstrahlungen — Beginn, Blüthe und Verfall — bündig und prägnant zur Anschauung bringen. Sechs Groß-Quartbände, durchschnittlich 900—1000 Seiten jeder, waren mit Angabe der vorzüglichsten Lebensmomente und gelehrten Leistungen von siebentausendzweihundert arabischen Dichtern und Literaten bereits im Druck erschienen und vom siebenten und letzten Bande, der im colossalen Bau den Schluß bilden sollte, hatte die unzerstörbare Hammer'sche Geistesenergie und Schöpferkraft bereits die Hälfte niedergeschrieben, als plötzlich und im vollsten Zug die Künstlerhand erstarrte, deren Gewalt und Kraft in umgekehrtem Verhältniß zu anderen Sterblichen mit den Jahren zu wachsen schien. Niemals wäre diese staunenswerthe Arbeit in so kurzer Frist entstanden, niemals vielleicht wäre der Reichthum, die Glut, der Stolz und der kühne, morgenländischen Despoten gegenüber nur dem Dichter vergönnte Freiheitssinn der arabischen Muse bis zur Kunde des Abendlandes hervorgedrungen, hätte den Herold so vieler Geistesgröße nicht selber „tonreich Polyhymnia besucht“.

Ich sehe, wie die Fürsten hochgeboren
Erhoben sich das Mal aus Stein,
Wie sie zum Trotz der Armen stolz und Thoren
Bis in das Grab hinein.

Freiherr Joseph von Hammer-Purgstall ist nicht auf dem Krankenlager, nicht an Geist und Körper ausgeschöpft und lahm,

nicht satt der Jahre und des Ruhmes, nicht mit dem süßen Gefühle vollendeten Tagewerkes langsam hinwelkend im milden Abendschein des Lebens dem Geschick erlegen; er ist wie Platon, der langlebende Weise von Athen, am Arbeitstische sitzend*), wie Archimedes im Sturm auf Syracus, inmitten seiner Zauberkreise, voll Saft und Leben mit dem Griffel in der Hand hingesunken. Ungern, gramvoll und zürnend über das ungerechte Loos, ist die Seele dieses großen Streiters im hellsten Sonnenschein vaterländischer Macht und Größe in die Schattenwelt hinabgestiegen —

vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

*) Nach Cicero de senectute 5, 13. (A. d. H.)

Noch einmal Hammer-Purgstall und der Nekrolog.

(December 1857.)

Das Grab, sagt man, sei versöhnend und ersticke im Herzen der Ueberlebenden jede Regung des Zornes, der Mißgunst und der bösen Leidenschaft. Selbst der rachsüchtige Morgenländer wird kühl und läßt die Waffen sinken, wenn er den entseelten Leichnam des Gegners sieht. Indessen gibt es immer noch Leute, die den Gegenstand ihrer Aufregung und Eifersucht selbst über das Grab hinaus verfolgen, und dahin gehören — um ja sonst Niemand zu nennen — vor anderen die Grammatici. Und doch habe ich nicht im geringsten gezweifelt, man werde dem seligen Hammer-Purgstall als Lohn für sein mühevolles Thun und für die colossalen Arbeiten, die er zum Nutzen der Mit- und Nachwelt in langer Lebensfrist verrichtet hat, das mäßige Lob, wie es ihm vor Jahresfrist gespendet wurde, um so williger verzeihen, da dieses Lob seiner Wärme ungeachtet in manchem Puncte doch hinter dem Preis des Verblichenen zurückgeblieben ist.

Reverend Schlottmann, weiland preußischer Gesandtschaftsprediger am Bosporus und der Zeit Professor der Gottesgelahrtheit in Zürich, scheint nicht ganz derselben Ansicht zu sein. Herr Schlottmann ist strenger Grammaticus und hat unlängst in einer gelehrten Broschüre ausführlich zu beweisen gesucht, daß Hammer-Purgstall kein so ganz vollendeter und über alle Kritik erhabener Literaturheros gewesen sei, wie es der Nekrolog besage, daß er

im Gegentheil auch bedeutende Schwächen und große Mängel hatte, daß unter anderm sein Styl nicht überall den reinsten Geschmack verrathe, und „die Mühle bei ihm sogar oft ganz leer gehe", daß er zuweilen nur halbrichtig und häufig ganz falsch aus dem Arabischen übersetze, daß er überhaupt ein unzuverlässig und schlauderhaft arbeitender, eitler und aggressiver Mann, mit einem Worte, daß er ein Oesterreicher gewesen sei, daß es schon deswegen um die Grammatik des Verstorbenen oft bedenklich stehe und gewisse seiner Schriften nur mit mißtrauischer Behutsamkeit und nicht ohne strenge Nachprüfung gelesen werden dürfen. Aus alle dem argumentirt nun Hr. Schlottmann, daß der besagte Nekrolog über Hammer-Purgstall durchaus zu viel, über seine literarischen Nebenbuhler und Antagonisten dagegen überall zu wenig Gutes sage, ja daß der Schreiber des „Panegyricus" in seiner Ueberschwenglichkeit alle jene Orientalisten des Abendlandes, die seinem Wiener Helden im Leben entgegen waren, am Grabe desselben abgeschlachtet habe.

Diese Einreden sind schwer genug, und doch hätte, wenn Hr. Schlottmann hier stehen geblieben wäre, Niemand das Recht gegen seine Diatribe auch nur das geringste einzuwenden. Es wird ja nur eine Meinung der andern, seine Ansicht der meinigen entgegengestellt, was man um so weniger verargen dürfte, da mit Ausnahme der Grabschlächterei die meisten Vorwürfe, besonders daß Hammer-Purgstall ein Oesterreicher war, in der Hauptsache für wohlbegründet gelten, aber nebenher auch schon hundertmal wiederholt und bis zum Ueberdruß der Leser in die Welt hinausgeschrieben worden sind. Hr. Schlottmann geht aber weiter und wälzt, nachdem er Hammer-Purgstalls Ehrenkranz bis zur Kahlheit abgenagt, seine ätzende Zornwelle auf den „Panegyriker" selber hin. Im lebhaftesten Gefühle seiner eigenen grammatikalischen Stärke und Gerechtigkeit verfällt der Züricher

Reverend in einen Redeton, den selbst Ihr wohlwollender Berichterstatter (Beilage zur Allg. Ztg. vom 30. Juli l. J.) nicht recht loben will. Hr. Schlottmann, glaubt er, „nehme es mit dem Fragmentisten zu strenge" und werde in seinem Strafsermon eindringlicher, als Recht und Billigkeit erlauben. Diese Bemerkung ist zwar gelinde, aber deutlich genug im Munde eines Mannes, der in der Frage selbst überall die Meinung Schlottmanns theilt und daher vom Getadelten erwartet, er werde die Rüge mit der „göttlichen Traurigkeit des Apostels (2 Korinth. 7, 10)" aufnehmen und in Güte vermerken. Das würde auch sicher geschehen sein, wenn Hr. Schlottmann bloß der böse Menalcas der Idylle wäre und wenn seine Invective ihre Quelle nur in der persönlichen Antipathie des Strafpredigers gegen die Muse des Fragmentisten und gegen die unleugbaren, durch keine Kritik wegzudisputirenden Erfolge Hammer-Purgstalls hätte. Es wäre mir in diesem Falle höchstens eine Stelle aus der Psalmenverdeutschung durch einen Vorgänger Schlottmanns, den alten Züricher Theologen Cramer in den Sinn gekommen —

„o Herr
ob deinem großen Zoren,
vor dem ich bin verloren,"

und ich hätte der Sache nicht weiter nachgedacht.

Das Broschürchen des gelehrten Reverend hat aber einen so widerlich-herben Beigeschmack, daß ich ihn bei aller Ruhe und Gleichgültigkeit doch nicht recht verwinden kann. Hr. Schlottmann läßt deutlich genug errathen, daß ich in Hammer-Purgstalls Schriften nur deswegen eitel Glanz und Ruhm gefunden habe, weil ich die schwachen Seiten derselben und die großen Mängel ihres Verfassers, besonders die wiederholten und nicht selten unverzeihlichen Verstöße gegen die arabische Grammatik zu erkennen, vielleicht nicht genug unterrichtet sei. Viel hat nicht

gefehlt und Hr. Schlottmann versetzte mich am Ende gar noch in die Classe jener literarischen Dilettanten, die überall mehr Gefühlswärme und Gutmüthigkeit als kritische Schärfe und Wissenschaft besitzen. Einen Vorwurf dieser Art von einem unterrichteten Manne leicht und ohne alle Gegenbemerkung hinzunehmen, ist nicht Jedermann bedeutend und accreditirt genug. Es könnten, wenn ich länger schwiege, zuletzt auch noch weniger bedeutende Literaten, ihr Müthchen an mir zu kühlen, auf den bequemen Einfall kommen. Für Polemik, so viel ich weiß, ist bei Ihnen zwar kein Revier; da Sie aber der unprovocirten feindlichen Rede die Spalten Ihres Blattes weit genug geöffnet haben, werden Sie einem Gegenwort, wenn es urban und bündig ist, dieselbe Gunst auch nicht versagen dürfen. Oder wollen Sie etwa, daß ich allen Unglimpf zaghaft und wehrlos über mich ergehen lasse, wie jener Dichter bei Horatius,

an, si quis atro dente me petiverit,
inultus ut flebo puer?

Ich will Hrn. Schlottmann nichts unangenehmes sagen, glaube aber doch, er sei diesesmal unvorsichtig gewesen und in seinem philologisch-theologischen Eifer weiter gegangen, als es für ihn eigentlich sicher und rathsam war, nicht etwa daß es ein besonderes Wagniß wäre mit mir einen Gang zu thun, sondern weil er leichtfertig einen Gegner angefallen hat, dessen Vertheidigungsmittel er nicht kennt. Den Modus meines Nekrologs mag er von seinem Gesichtspuncte aus geiseln und verdammen, so viel er will; denn zwischen zwei Aufstellungen, von welchen die eine ihren Helden nur auf der erklommenen Vollendungshöhe schildern will, die andere aber behauptet, es müsse auch der Wanderpfad selbst mit genauer Angabe der Widerlichkeiten und der Anstöße, die den Wettläufer zum Straucheln gebracht, umständlich beschrieben sein, kann es schwerlich je zu einer Verständigung kommen.

Nur den Vorwurf blind enthusiastisch und ohne vollständige Sachkenntniß Hammer-Purgstall gelobt zu haben, durfte sich Herr Schlottmann nicht erlauben. Schon der einfache und trockene Nachweis, daß ich die gerügten Mängel so gut wie irgend einer gekannt und selbst wiederholt besprochen habe, bräche dem Schlottmann'schen Argument die Spitze ab. Dieser Nachweis ist aber leicht und plan, da ihn hauptsächlich drei einlässige, zwischen den Jahren 1839 und 1845 in den Gelehrten Anzeigen der Akademie der Wissenschaften in München abgedruckte Kritiken hieher gehöriger Werke vollständig zu Tage fördern.

Das erste dieser drei für mich jetzt doppelt schätzbaren Actenstücke ergeht sich in einer fortlaufenden Reihe von Nummern (Band IX. Nr. 196—200) über Hammers „Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher u. s. w." Im zweiten Actenstück wird (Band XVIII. Nr. 12—15) über Dr. Gustav Weil „Mohammed der Prophet" und im dritten endlich über des ebengenannten Verfassers „Historisch kritische Einleitung in den Koran" (Band XX. Nr. 114) Bericht erstattet. Könnten Sie mir wörtliche Auszüge aus diesen drei Schriftstücken in ausreichender Zahl gestatten, würden Sie selbst gestehen, daß von den Mängeln und Schattenseiten der Hammer'schen Werke, namentlich was seinen mehr asiatischen als europäischen Ausdruck, das nicht intermittirende Productionsfieber, die Unzuverlässigkeit, den Schlaudersinn, die Incorrectheit einzelner Stellen betrifft, hier nicht nur nichts bemäntelt, das meiste sogar gleichlautend mit der neuesten Kundgebung bereits fünfzehn bis zwanzig Jahre vor dem Hervortreten der überall mehr anderen nachgeschriebenen, als selbst ausgedachten Anklageschrift Schlottmanns durch einen warmen Verehrer und fleißigen Leser Hammer-Purgstalls in die Welt hinausgeschrieben und durch Exempel angedeutet wurde. Die Priorität, das vielgerühmte persische Distichon zuerst richtig ver-

deutscht zu haben, kann mir der Berichtgeber nicht zuerkennen; nebenbei hat er aber nicht gesagt, ob man es auch schon vor mir besser oder auch nur so sinn- und wortgetreu, wie ich, irgendwo übertragen habe. Dagegen ist die türkische als Belege Hammer'scher Unachtsamkeit (Band IX. Nr. 200. S. 565 a. a. O. angezogene Stelle, so viel ich weiß, zuerst von mir und zwar von mir allein richtig gedeutet worden. Da Sie eine durch Hammer ebenfalls irrig, durch einen spätern Bearbeiter auch nur halbgenau und erst von Ihrem Berichterstatter vollständig übertragene arabische Senienz aufgenommen haben, so ist auch meinem türkischen Probedictum der Platz um so leichter zu gönnen, da es zugleich als Muster dient, um was es sich beim Geschrei über Hammers Ungenauheit und grammatische Ignoranz in den meisten Fällen handelt. Der kurze Satz lautet: „Köfre awratümi satschlerunden tutub götürijorler." Hammer-Purgstall übersetzt: „die Ungläubigen sind auf dem Puncte uns Frauen bei den Haaren fortzuschleppen," da es doch eigentlich heißen soll: „die Ungläubigen sind auf dem Puncte meine Frau bei den Haaren anzufassen und (aus dem Harem) hervorzuschleppen." Wenn die Kritik diese und ähnliche Nachlässigkeiten tadelt, thut sie nur was ihres Amtes ist. Nur sollte man hier wie in hundert andern Fällen lieber von Unachtsamkeit und Uebereilung, als von Unwissenheit und Halbbildung des Uebersetzers reden. Oder denkt sich Hr. Schlottmann einen Hammer-Purgstall in der That so schwach, daß er auch bei sorgfältiger Durchsicht und strenger Nachprüfung seiner eigenen Elaborate die gerügten Fehler doch nicht vermieden hätte? In dieser Voraussetzung hätte Reverend Schlottmann außer den „goldenen Halsbändern" und ihrer Polemik von Hammers Schriften wahrscheinlich wenig oder gar nichts gelesen. Und ein gleiches wird wohl von den meisten seiner Tadler und Verächter zu bemerken sein. Um Hrn. Schlottmann über die

Haltung des Nekrologs vollends zu beruhigen, muß ich von den obengenannten Schriftstücken auch noch das dritte seiner besondern Aufmerksamkeit empfehlen. Band XX. S. 917 wird Herr Schlottmann, wie ich nicht zweifle, mit Vergnügen erfahren, daß ich in einem turco-arabischen Grammaticalgefecht mit einem der gefährlichsten, aber auch billigsten Gegner Hammer-Purgstalls nicht unterlegen bin.

Offenbar hat Reverend Schlottmann diese Antecedentien nicht gekannt und somit ohne ausreichende Actenkenntniß eine Sentenz gefällt, an der ich nichts tadeln will, als ihre leidenschaftliche Hitze und ihre Ungerechtigkeit. Daß aber ein gründlicher und wohlgeschulter Literat acta diurna der Münchener Akademie d. W. nicht kenne, hätte man freilich kaum vermuthen sollen. Was will aber denn eigentlich Reverend Schlottmann mit mir? Weil ich von meinen in Aegypten, in Syrien und in Stambul fleißig betriebenen Studien nur selten Gebrauch mache, nirgend eine Uebersetzung liefere und nicht einmal in die Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft schreibe, glaubt Hr. Schlottmann frischweg und tapfer, ich sei in solchen Dingen ein Eindringling und ein bloßer Dilettant —

despectus tibi sum, nec, quis sim, quaeris Alexi:
quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans.

Wollte einer den Sinn der Schlottmann-Diatribe auf den kürzesten Ausdruck zusammendrängen, würde er bald merken, daß es mit der „besten Hand", in die nach Ihrem Berichtgeber die Streitfrage gefallen sei, vielleicht doch auch noch seine Bedenken habe. Was wäre Hammer-Purgstall nach Reverend Schlottmanns Conterfei? Hammer-Purgstall wäre ein Mann, der in Geschichtschreibung, in Geschichtsforschung, in Poesie und in Philologie des Orients unendlich viel gearbeitet und geschrieben hat; Hammer-Purgstall sei zwar kein Geschichtschreiber, kein Geschichtsforscher,

kein Poet, kein Stylist und kein Philolog, hat sich aber in Förderung aller der benannten Erkenntnißzweige ausgezeichnete und bleibende Verdienste um Mit- und Nachwelt erworben, ob er gleich nur ein Oesterreicher und von Grammatik soviel als nichts verstanden habe. Merkt Hr. Schlottmann den Hiatus seines Gedankenbaues nicht? Ein Gelehrter, der von allen zu seiner Kunst unerläßlichen Eigenschaften keine einzige besitzt, ja überall das Gegentheil von dem ist, was er zu sein sich bestrebt, kann niemals bedeutend sein und wird ebenso wenig, als weiland Poeta Chörilus, auf seine Zeitgenossen Einfluß üben, am wenigsten aber seinen Namen mit Glanz und Dank auf die Nachwelt bringen. Hammer-Purgstall als Geschichtschreiber einem Gibbon gleichzustellen, ist noch Niemand in den Sinn gekommen, und wenn auch seine poetischen Bearbeitungen persischer und arabischer Originalien die Kunstvollendung, den Silberstrom und die Melodie eines Rückert, Platen und v. Schack vermissen lassen, so hat er doch hier wie überall zuerst die Bahn gebrochen und den Nachfolgern die Arbeit leicht gemacht. Wenn der Reverend einem Manne, der im Reich des Wissens gleichsam eine neue Welt entdeckt und eine Materialienmasse von so unerschöpflichem Belang gesammelt, kritisch gesichtet und zierlich geordnet hinterlassen hat, daß sie noch auf Generationen hinaus als Fundgrube und Arbeitsstoff dienen kann, wenn, sage ich, Hr. Schlottmann einem solchen Gelehrten auch noch den Rang eines Geschichts*forschers* versagen zu müssen glaubt, so fragen wir ihn, wer in seinen Augen dieses Namens eigentlich würdig sei? Eine der unabweisbarsten Literaturnothwendigkeiten unserer Zeit war gewiß eine aus den Quellen herausgearbeitete Geschichte des türkischen Reichs. Wer außer Hammer-Purgstall war unter allen Orientalisten des Jahrhunderts einer solchen Aufgabe gewachsen, oder hätte auch nur den Gedanken zu fassen den Muth gehabt?

Etwa Reverend Schlottmann? Kein Mensch in Europa würde es ihm glauben, weil es ihm mit Ausnahme der Grammatik an allen zu einer solchen That unentbehrlichen Vorbedingungen, am meisten aber an jener Eigenschaft gebricht, die man ingenii celeritas animique incredibilis motus nennt, ohne welche Eigenschaft in der Literatur wie in der Politik noch niemals etwas großes verrichtet worden ist. Ich kenne übrigens Hrn. Schlottmann nur aus seinen feinen, scharfsinnigen, wie auf einer Nadelspitze herumtanzenden grammatischen Lucubrationen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Die Infusorien, sagt Ehrenberg, brauchen unendlich lange Zeit, bis eine Spur ihrer Thätigkeit erscheint. Niemand sagt, Reverend Schlottmann sei in der Literatur ein Infusorium; sicher würden ihm aber dreihundert Jahre nicht genügen, um ein Werk herzustellen, wie es Hammer-Purgstall zum Erstaunen seiner Zeitgenossen in weniger als einem Decennium zu Stande gebracht. Und dann, fürchte ich, würde Hr. Schlottmann statt mit einer Geschichte des türkischen Reiches erst noch mit einer Geschichte des türkischen Verbum angezogen kommen. So viel Geduld hätte im Jahrhundert der Telegramme selbst der Deutsche nicht. Jenen Literaten, die vor lauter Zweifel und kritischen Bedenken niemals zur That gelangen und am Ende keinen Satz mehr niederzuschreiben wagen, gibt Quintilian im zehnten Buche seiner Institution zur Beredsamkeit den wohlgemeinten Rath, ihrem Geschäft lieber ganz zu entsagen, und die Function des Wetzsteins zu übernehmen, der wohl das Eisen scharf machen, selbst aber nicht schneiden kann,

acutum
reddere quae ferrum valet exsors ipsa secandi.

Dürfte man nur völlig fehlerlose und jeder Kritik entwachsene Schriften unter die Presse legen, so wäre über die durch Hammer-

Purgstall behandelten Gegenstände in Europa sicherlich auch noch nicht ein einziges Buch erschienen. Kein Werk in diesem Fache, die gründlichsten und gepriesensten nicht ausgenommen, ist ohne seine Achillesferse und man könnte zu diesem peinlichen Dictum Belege liefern, die vielleicht ebenso große Ueberraschung der Lesewelt, als Unwillen gegen den Ankläger hervorriefen. Zur Zeit des traurigen Conflicts über die Verdeutschung der „goldenen Halsbänder" habe ich ein Sündenregister dieser Gattung angelegt, habe es lange fortgeführt und nach und nach — man darf es glauben — eine gesegnete Ernte mit dem Vorsatz aufgespeichert, sie gelegentlich auf den Markt zu werfen. Die Sache schien mir aber am Ende doch nicht räthlich und eingedenk, daß ein ähnliches Thun selbst dem Imperator Tiberius mehr als waglich schien, habe ich die ganze Sammlung ins Feuer geworfen. Warum sollte ich mich mit Jedermann verfeinden? Man hat ohnehin zu thun genug, um nach allen Seiten hin Fronte zu machen. Scitote, patres conscripti, me non avidum esse offensionum, schrieb bei jener Veranlassung der grausame Cäsar an den Senat zurück. Einen Gerechten hat es in der Literatur so wenig, als in der Moral je gegeben. „Wer viel weiß, irret viel, tschok bilentschok janilir", sagt der Türke und tadelt lieber die prätentiösen kleinen Geister, die nur wenig leisten und doch viele und große Fehler machen.

Soll man es denn noch einmal wiederholen? Nicht Hammers Irrthümer will man loben, nur der Schluß, die ganze Ausbeute des berühmten Wiener Orientalisten sei der mitlaufenden Schlacken wegen gering zu achten, wird angefochten. Die Werke dieses ruhmvollen Streiters für Licht und Erkenntniß den gemeinen Gerichten zu entziehen und gleichsam durch einen Prävotalhof abzuurtheilen, hat weder Hr. Schlottmann noch sonst Jemand das Recht. Kleine Leute, wie Hr. Schlottmann und ich,

sollen sich freuen, wenn die Großen Fehler machen. Das gibt uns Gelegenheit, den eigenen Kram auszulegen und zu thun, als wenn wir auch etwas wüßten. Nur in einem Puncte, glaube ich, hat mein Strafprediger Recht: es ist eine Anomalie und eine ärgerliche Verlegenheit, daß der Mann, von dessen genialen Schöpfungen das gelehrte Europa zehrt, aus einem Lande kommen mußte, in welchem früherhin und vor der großen politischen Umgestaltung die Wissenschaft mehr als ein nothwendiges Uebel, denn als die wahre Zierde und als die einzig rechte Unterlage des öffentlichen Lebens galt. Dieser Umstand erklärt vielleicht besser, als man glaubt, die Bitterkeit und den nachhaltigen Zorn, mit welchen man Hammer-Purgstalls Ruhe noch im Mausoleum stört.

Gottlieb Lukas Friedrich Tafel,

gestorben in Ulm, 14. October 1860.

Wenn einst das erschreckte Abendland im wilden Freiheitssinn und im expansiven, unwiderstehlichen, weltumstürzenden Furor teutonicus das Hauptmerkmal der germanischen Stämme erkannte, muß im Lauf der Jahrhunderte eine gewaltige und durchgreifende Verwandlung über dieses große Volk gekommen sein.

Die Deutschen wandeln an der sanften Hand der Musen, sind human und sanft geworden und stellen statt der großen Abenteurerzüge eines Leutaris und Buzelin und statt der Landsknechte eines Georg Frundsberg und eines Sebastian Schärtlin heute nicht weniger zahlreiche und bei aller Harmlosigkeit doch nicht weniger tapfere Schaaren von Philosophen, Kunstgelehrten und Philologen mit ihren anerkannten und allgemein bewunderten Koryphäen zum Streit gegen Unwissenheit und Barbarei ins Feld. Die Deutschen unserer Tage sind aber auf ihren Georg Wilhelm Friedrich Hegel, auf ihren Gottfried Hermann und auf ihren August Böckh nicht weniger stolz, als sie es weiland auf ihre Otacher, auf ihre Alarich und auf ihre Dietrich von Bern gewesen sind. Die Deutschen sind vorzugsweise das Volk der classischen Philologen — Hort und Grundstock alles humanen Wissens, und könnten, wie sie in anderen Zeiten den verkommenen Völkern des Occidents frisches Blut, kriegerischen Sinn und

resolute Dynastien gebracht, jetzt als Fürsten der Künste und des Friedens zum zweitenmal die abendliche Welt umgestalten.

Krieg und Hader erlöschen zwar niemals, wo Menschen sind, Krieg und Hader traten aber vor der Leuchte der erstarkenden Vernunft, wie der Winter vor dem Hauch lauer Frühlingslüfte, allmählich in den Hintergrund, und werden in Europa bald die Ausnahme und nicht mehr die Regel sein. Ueber Charakter, gesellige Tugenden, Weitläufigkeit und persönlich liebenswürdiges Wesen der neuen Weltbildner und Humanitätsapostel gehen die Ansichten allerdings nicht etwa bei den Auswärtigen allein, sie gehen in unserer Heimat selbst vielfach auseinander, und während alle jene, die das rechte Maß der menschlichen Dinge kennen, von Lob und Bewunderung der deutschen Gelehrsamkeit überströmen, gefällt es den Leuten jenseits des Canals und der Vogesen von „pesanteur allemande“, von unpraktischen, trockenen, eiteln, bissigen, variantenseligen und unangenehmen Schulpedanten zu reden, ja selbst an unserm Muth zu zweifeln, als wenn es kein Jahr 1813 gegeben hätte.

Gegen Unverstand und Ignoranz kann man nicht mit Worten streiten, man könnte aber den wohlfeilen Witzeleien der einen, wie den albernen Vorurtheilen der andern — um von vielen nur einen zu nennen — eben jetzt einen deutschen Philologen entgegenhalten, den seine Mitbürger in Ulm vor wenigen Tagen unter allgemeiner, alle Gemüther erschütternder Trauer zur letzten Ruhestätte begleitet haben.

Wenn die Zeitgenossen an Dr. G. L. F. Tafel nichts anderes zu rühmen wüßten, als daß er ein vollendeter Meister im Hellenischen war, daß er den Pindar commentirte und das Lateinische ebenso elegant und fließend wie das Deutsche sprach und schrieb, so wäre das nur ein mäßiges Lob, weil alle diese Vorzüge und classischen Fertigkeiten noch manchem seiner Fachgenossen ebenso

gründlich wie ihm selber eigen sind, und sich in Deutschland überhaupt bei jedem, der als Philolog gelten will, voraus verstehen.

Was den Hingeschiedenen vor allen deutschen Philologen besonders hervorhebt, ist persönliche Liebenswürdigkeit, gesunder Witz, unverwüstlicher Humor und jene heitere Lebensansicht und philosophische Seelenruhe, die ihn bis zum letzten Augenblick des Daseins nicht verließ, und die ein Sterblicher nur aus dem vollendeten Verständniß des classischen Alterthums schöpfen kann. Im Kreis der Freunde, Bekannten und Umgangsgenossen des Tiefbetrauerten hat der 14. October eine ebenso große und ebenso schwer auszufüllende Lücke aufgethan, wie unter den Adepten der deutschen Philologenschule im Allgemeinen und der neuentstandenen Wissenschaft von Byzanz insbesondere.

Die Zahl gelehrter Leute von fruchtbar-heiterem, die Gesellschaft über die Armseligkeiten des Alltagslebens in leichter Vergessenheit hinweghebendem Verkehr war zwar von jeher klein, wird aber doch niemals ganz verlöschen, wie hin und wieder ein galliger Misanthrop behaupten will. Denn gegen die Langeweile und Plattheit der einen, wie gegen die finstere Exaltation und den sterilen Enthusiasmus der andern hat uns Gott das attische Salz, die pikante Wendung, das scherzende Wort und die feine Ironie als Trost und Correctiv gegeben.

Dr. Gottlieb Tafel, Sohn eines Landpfarrers und am 6. Sept. 1787 zu Bempflingen auf der schwäbischen Alp geboren, war schon als Zögling des seit den ersten Zeiten der Reformation seiner classischen Studien wegen hochberühmten Tübinger „Stifts“ eminent, trat, dem Zuge des väterlichen Hauses folgend, in den ehrwürdigen Stand der Gottesgelahrtheit, wurde als Diener des Evangeliums ordinirt, und hat als solcher, wie er häufig scherzte, manche zusammen- und manche

unter die Erde gebracht. Der angeborne Geist freier Kritik und der unwiderstehliche, früh erkannte Reiz der Alten verriethen dem Neugeweihten schnell genug, daß er nicht in seinem wahren Beruf sei. Die Last des Heidelberger Katechismus und der symbolischen Bücher zu tragen, fühlte sich der geniale junge Musenzögling nicht stark genug, und entwich zu merklichem Verdruß seiner orthodoxen Collegen aus den Hallen der gottseligen Kirchenpraxis in die Welt zurück. Tafel fand es seiner Geistesrichtung angemessener, als öffentlicher Lehrer der classischen Philologie an der würtembergischen Landesuniversität vor begeisterten Zuhörern, statt der göttlichen Inspirationen des Jesaias, die schwungvolle Lyrik des Pindaros und die melancholischen Blätter des Tacitus auszulegen, mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, deren Wiederhall in den Gemüthern seiner Schüler noch heute nicht verklungen ist. Wer Tafels Vorträge in Tübingen gehört hat, wird sie in seinem Leben nicht vergessen.

Nur wer den himmlischen Funken des Prometheus selbst in sich trägt, lockt die Flamme aus fremder Brust hervor.

Wie aber vor bald einem Menschenalter die seit den Zeiten des Angelus Politianus in Deutschland unzähligemal glossirten, commentirten, übersetzten und beinahe zu völliger Unergiebigkeit ausgebeuteten althellenischen Dichterwerke in der noch unerforschten Literatur der Byzantiner einen Nebenbuhler fanden, war Tafel einer der wirksamsten Vormänner in Begründung dieser Wissenschaft, und stritt, besonders nach seiner aus Gesundheitsrücksichten im Jahr 1845 erfolgten Quiescirung und Uebersiedlung in das gastliche und freisinnige Ulm, in der neuen Arena mit der nachhaltigen Energie eines Neubekehrten.

Das prosaische und mönchisch-trockene Byzanz war im classisch gebildeten Deutschland gleich Anfangs nicht willkommen, und gilt vielfach noch heute als eine widerliche und muthwillige Störung,

wo nicht gar als eine Profanation des hellenischen Olympus und seiner schwindelnden Seligkeit.

Die Byzantiner gelesen und, wie man sagt, Wort für Wort gelesen, hat unter allen Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts der sel. Lobeck in Königsberg zuerst. Aber Lobeck ist bei anderen staunenswerthen Arbeiten über die Philosophie der Sylben und der Vocabeln nicht hinausgekommen, und ebenso hat auch die von Niebuhr begonnene Ausgabe der byzantinischen Gesammtwerke, zumal unter meist leichtfertiger Behandlung der späteren Editoren, zum realen Verständniß und zur praktischen Auslegung derselben viel weniger beigetragen, als man in Deutschland zu erwarten berechtigt war.

Auf diesem historisch wie geographisch so viel als unbetretenen Felde den ersten Schritt vorwärts zu thun, war der riesigen Arbeitskraft und dem unverwüstlichen Sinn eines Tafel vorbehalten.

Eine umfangreiche, erschöpfende Abhandlung über die byzantinische Statistik des Constantin Porphyrogenitus, eine musterhafte Beleuchtung, wo nicht zweite Entdeckung der berühmten Via Egnatia von Dyrrhachium gegen den Bosporus, dann ein starker, durch Gelehrsamkeit wie durch Divination hervorragender Band über die Stadt Thessalonich und ihr Gebiet, welchem Werk bereits im Jahr 1832 eine correcte Ausgabe der Schriften des Erzbischofs Eustathius mit einer Chronik von Trapezunt vorausgegangen war, und eine größere Arbeit über die Kriege der Normannen von Neapel gegen die Komnenen von Byzanz später folgte, dann die byzantinischen Chronographien des Theophanes und des Theodosius Melitenus, und endlich eine mit Dr. Georg Thomas gemeinschaftlich unternommene, von Kennern in ihrer vollen Bedeutung gewürdigte und anerkannte, bis jetzt drei Bände starke, aus den Archiven von Wien und Venedig gezogene Ur-

kundensammlung für Aufklärung der Handelsbeziehungen, welche die erlauchte Republik Venedig während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit dem Morgenland unterhielt, traten neben einer Anzahl kleinerer deutsch oder lateinisch geschriebener Dissertationen über Historie, Geographie und Kirchliches von Byzanz als fortlaufende Belege standhaften Eifers und seltenen Wissens zwischen dem benannten Jahr 1832 bis 1859 nacheinander an das Licht. Ueber alles dieses hat Tafel als Mitarbeiter zu Schraders Corpus Juris Civilis und zur Pariser Ausgabe des Henricus Stephanus wesentlich beigetragen, den Glanz dieser beiden Werke zu erhöhen und ihre Brauchbarkeit zu vermehren. Schon früher hatte die mit Osiander und Schwab unternommene Uebersetzung der griechischen und lateinischen Prosaiker Tafels Namen allen Freunden der classischen Literatur theuer gemacht.

Besonders im vorgenannten Urkundenbuch wurde allgemein die kritische Schärfe bemerkt, mit welcher die beiden Herausgeber auf ihrer Studierstube in der ostmittelländischen Geographie Controversen und Zweifel entschieden, deren Lösung selbst an Ort und Stelle nicht allemal gelingen wollte. So viel Arbeit, Erfolg und Wissen konnte nicht innerhalb der Grenzen des engern Vaterlandes verborgen bleiben. Das rechte Verständniß jedoch und die wahre Würdigung der byzantinischen Studien wird gegenwärtig noch weit mehr bei den Russen als im gelehrten Deutschland gefunden, wo man der vorüberrollenden Zeit gern vergißt, und, wie jener Maniacus von Argos, im menschenleeren Theater sitzend, noch heute die tragischen Chöre des Aeschylus vorüberschreiten sieht.

Tafel wurde in Anerkennung seiner Leistungen als auswärtiges Mitglied in die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gewählt, nachdem die königl. bayerische Akademie der

Wissenschaften in München diese brillante literarische Kraft schon vorher in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen hatte.

Der stereotype Vorwurf und die alte Klage: ausschließliche Pflege der antiken Classiker sei heidnische Apostasie und permanente Verschwörung gegen das Christenthum, wurde dem gefeierten Realphilologen Gottlieb Tafel natürlich auch nicht erspart. Im Zeitalter der cappadocischen Kirchenväter, wo die christliche Weltansicht noch um die Existenz zu kämpfen hatte, waren diese Anklagen und diese Vorwürfe noch zu begreifen. Heute aber, wo das christliche und das heidnische Wesen auf dem Punct der Versöhnung stehen und sich als gleichberechtigt gegenseitig ergänzen und durchdringen, sind sie besonders im Lande Würtemberg ein schwer zu begreifender Anachronismus. Weil Gottlieb Tafel, nachdem er vom Klerus ausgeschieden, die Uebung der kirchlichen Praktiken nicht mehr auffallend genug zur Schau trug, glaubte ein engherziger Eiferer, er müsse für diese angebliche Geringschätzung seines Standes noch am Grabe des Verblichenen seine kleine orthodoxe Rache nehmen. Der Aermste *) wußte von einem Mann wie Gottlieb Tafel nichts anderes zu sagen, als daß er im Leben ein Philolog und ein sündhafter Heide gewesen sei, den er noch zu guter Stunde durch „Mitwirkung des heiligen Geistes" zu Christo bekehrt haben wollte! Wer beim Anblick der entseelten Hülle eines Andersdenkenden in solcher Weise der christlichen Liebe und der humanen Duldung vergessen kann, der ist nicht von unserer Zeit, der hat sich und seinen Parteigenossen selbst das Urtheil gesprochen. Tafels Manen gegen die Ungunst lichtscheuer und fortschrittsfeindlicher Rigoristen der protestantischen Kirche zu vertheidigen, ist bei der Mündigkeit des deutschen Volkes und bei seiner unbesiegbaren Abneigung gegen

*) Seine Hochwürden Herr Diaconus Lamparter in Ulm. D. H.

allen geistlichen Zwang nicht mehr nöthig. Die wandelbare Hülle und der unzertretbare Kern des Christenthums — das weiß Jedermann — sind nicht dasselbe. Das eine kann ohne das andere bestehen. Zaubersprüche und lange Exegesen mögen die Nichtdenkenden und die Schwachen stützen. Dem unterrichteten, selbständigen, gewissenhaften und redlichen Mann genügt der Tod als Prediger.

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod.

Goethe.

Zur Culturgeschichte.

Olympia.

(Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 10. Januar gehalten von Ernst Curtius. Berlin 1852.)

Um den Unterschied zwischen christlichem Wesen und altem Hellenenthum recht anschaulich und lebendig zu empfinden, bedarf es nur eines naturgetreuen Bildes von Hagion-Oros und Olympia. Feindseligere Gegensätze als zwischen diesen Brennspiegeln zweier sich gegenseitig ausschließenden Cultur- und Sittenelemente sind kaum zu denken, weil hier nicht um ein Mehr oder Weniger an Herrschaft und Gewalt, nicht um ein vertragsmäßig und friedlich eingerichtetes Nebeneinandersein zweier Kräfte, sondern um ausschließlichen Besitz und um gänzliche Vernichtung des Gegenparts gestritten wird. Freudenglanz, Ebenmaß, Wonnegefühl und beseligenden Genuß bieten die Schattenhaine und die heiteren Götterbilder von Olympia. Ihnen gegenüber haben Trübsinn, Entbehrung, Kampfesnoth und sehnsuchtsvolle, selbstpeinigende Melancholie und sein Immergrün Hagion-Oros als Sitz erwählt. So sind die beiden weltbeherrschenden Ideen- und Glaubenskreise, die beiden ewigen Grundlägen menschlicher Gesittung — merkwürdig genug — in ihrem letzten Ausdruck für die abendliche Welt gleichmäßig von Hellas ausgegangen.

Vor und nach den Hellenen, sagt der gelehrte Verfasser, hat es kein Volk gegeben, welchem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte das Lebensziel und zugleich der Höhe-

punct irdischer Glückseligkeit gewesen ist. Im Gegensatze zu dem ausschließlich nur auf geistige Anlagen sich beschränkenden Bildungsbegriff neuerer Völker war griechischem Sinnen der Gedanke durchaus fremd: daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe und daß mit völliger Vernachlässigung des Körpers der Geist allein zu pflegen und zu veredeln sei. Die alten Griechen erkannten im Bau des menschlichen Leibes und in der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und und unabweisliche Forderung der Gottheit, beiden gleich gerecht zu sein. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Laufe und im Kampf, ein helles muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit und Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Hellenen nicht geringer als Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war in Hellas Aufgabe der Erziehung, und darum stand neben der „Musik“ die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend heranzubilden. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten, in welchen die Sorge für jene Doppelerziehung überall als wichtigster Theil der öffentlichen Angelegenheiten galt.

Oeffentliche Gymnasien mit großen sonnigen Uebungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, waren nothwendige Beigabe eines hellenischen Gemeinwesens, weil Ansehen und Einfluß unter den Mitbürgern sich hauptsächlich durch Reife und Tüchtigkeit jugendlicher „Gymnasialstudien“ bedingten. Keine religiöse Feier ohne Wettkämpfe! Gymnastik war im alten

Griechenland Gottesdienst. Männliche Tüchtigkeit der Staatsbürger und Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts, meinte man in Hellas, sei den Göttern eine ebenso willkommne Gabe, als Opfer an Feldfrüchten mit Hymnen und Lautenklang. Naturgemäße Vollendung des nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen Menschenleibes und harmonischer Ausbau des irdischen Daseins überhaupt galten einst in Griechenland als sicherster Weg und als unabweisbare Berechtigung zu den Freuden eines künftigen Elysiums. Die abgehärmten Tugendmeister und Weltüberwinder auf Hagion-Oros deuten dagegen auf andere Bahnen und haben uns statt des freudenvollen Daseins und des heiteren Selbstgenusses von Olympia in ihrer verzweiflungsvollen Melancholie Büßerthum, Selbstverleugnung, Reue, Noth und Thränen eines von Gott abgefallenen Jammergeschlechtes als Sittengesetz und Vollendungsziel irdischer Strebsamkeit hingestellt.

Welche von diesen beiden Lebensansichten und Kampfmethoden für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes im Allgemeinen fruchtbringender, unserer Natur angemessener und ihrer gesegneten Wirkungen halber am meisten anzustreben und zu empfehlen sei, braucht man „christlichen" Lesern nicht erst des nähern auseinanderzusetzen. Denn was beide in ausschließlicher Herrschaft und Geltung während langer Perioden am Ende hervorgebracht und geschaffen haben, liegt jetzt klar und abgeschlossen aller Welt vor Augen; und wir glauben es auch ohne Verletzung zartfühlender, ängstlicher Gemüther sagen zu dürfen, daß auf diesem Gebiete offenbar eine Wendung eingetreten ist und daß der erloschene Credit von „Olympia" mit allen seinen Seligkeiten und Erinnerungen wieder aufzuleben und in der öffentlichen Vorstellungsweise allmählich zu erstarken scheint. Oder werden Feindschaft und Kampf gegen die Physis und ihre von Gott ver-

liehenen Gerechtsame in der gesitteten Welt nicht etwa zusehends schwächer, matter, hoffnungs- und willenloser, und tritt nicht beim lebendigen Verschönerungstrieb unseres Jahrhunderts endlich ein lang verkanntes Element, die zweite Wesenshälfte des Menschen, wieder in die natürlichen Rechte ein? Auf dem Pfade irdischer Glückseligkeit und sinnlichen Ebenmaßes zum Ausbau und zur höheren geistigen Vollendung fortzuschreiten, ist im Gegensatze zur trüben Ascese schuldbeladener Vergangenheit Losungswort und Norm der neueren Zeit. Nur große Verbrechen und tiefer Fall fordern große Reue und lange Qual. Die physische wie die sittliche Welt kennt ja nur ein Gesetz: Gleichgewicht und rechtes Maß. Wahre Tugend und dauerndes Erdenglück können nur aus der Erkenntniß fließen, und daß im Gegentheil das Laster, das öffentliche Ungemach, die staatswirthschaftlichen Bedrängnisse, daß Umsturz und Ruin im Allgemeinen wie im Besonderen ihre Quelle ausschließlich in der „Amathia" haben, ward schon von den Weisen und Gesetzgebern des Alterthums erkannt. Die Feinde und Verächter der Wissenschaft und der rechten Einsicht waren jedesmal auch die erklärtesten Widersacher und Zerstörer der öffentlichen Wohlfahrt, der guten Ordnung und der bürgerlichen Glückseligkeit.

Die strengen Büßer auf Hagion-Oros sagen allerdings das Gegentheil und meinen, von ihrem Standpuncte aus besehen, unsere Thesis sei eine Verirrung vom rechten Pfade, wonicht geradezu eine Rückkehr zum überwundenen Heidenthum. Wir lassen die frommen Ringer in ihrem unbestrittenen Rechte, und die Frage: ob es nicht besser sei, einer eben so thörichten als ungerechten Fehde zu entsagen und wohlgeordnet in unsere Lebensbestrebungen aufzunehmen, was wir doch nicht unterjochen können, mag jeder bei sich selbst entscheiden. Wir constatiren nur eine Thatsache, deren Dasein und fruchtbares Entfalten

man sich nicht länger verhehlen darf. Das althellenische Olympia, wie es war und wie es unser Verfasser schildert, kann allerdings nicht wieder kommen; aber auch sein Gegensatz ringt vergeblich, die in langer Herrschaft ausgenützte und abgelebte Wirkungskraft wieder aufzufrischen und herzustellen. Der sittlich-politische Gedanke, welcher im Alterthum ein Olympia geschaffen hat, lebt und gährt noch heute ungebrochen fort. Was jetzt i st, genügt den sittlichen Bedürfnissen nicht mehr; es wird und muß etwas kommen, was noch niemals da gewesen ist, eine Form staatlicher Existenz, die den ganzen Menschen erfaßt und ebendeswegen der Bildungsfähigkeit unseres Geschlechts allein genügen kann. Und wenn sich einmal das Bedürfniß, aus den beiden ureingebornen, nur in ihrer Ausschließlichkeit ungenügenden, ja verderblichen Richtungen des menschlichen Geistes nur das Gute und das Rechte auszuwählen, der gesitteten Welt bemächtigt hat, wird und muß alles Bemühen für Aufrechthaltung einseitiger Bestrebungen vergeblich sein. Könnte thatenlose Ruhe ohne Leidenschaft und ohne Eigenthum letzter Ausdruck irdischer Vollendung sein? Aber nicht einmal in träger Behaglichkeit die Freude des Lebens zu suchen fiel den Hellenen ein; sie fühlten lebendig, „daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht den gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt.“ Nur hat man in Hellas zu früh vergessen oder im Freudentaumel vielleicht gar nicht einmal erkannt, daß heiter-froher Lebenssinn, daß Besitz und Glück ohne tugendhafte, weise Mäßigung nicht dauerhaft, ja nicht einmal möglich sind. Um dieses Axiom zur allgemeinen Verständigung zu bringen und den Sinn der Menschen in ihrer eigenen sittlichen Oekonomie auf das rechte Maß zurückzuführen, bedurfte es einer harten und langen Disciplin von den Olympia-Zerstörern Theodosius und Alarich bis auf die geistigen Bewegungen

unserer Zeit herab. Wohin die Welt jetzt geht, was sie will und was sie soll, hat eben klar und entschieden A. Clement in seinem „Neuesten Testament“ gesagt. Heute ist der Olympiagedanke in Europa wieder so weit abgeklärt und in den Glaubenskreis des Jahrhunderts eingedrungen, daß er in seiner durchsichtigen Helle mit der trüben Atmosphäre und dem Walddunkel von Hagion-Oros in die Schranken treten kann. Das Schöne, das Menschliche in verjüngter und veredelter Gestalt ringt heute überall, besonders im gefühlvollen reichbegabten Volke der Germanen, mit dem Unschönen, mit der Unnatur und mit den fratzenhaften Gebilden falscher Andacht und Pönitenzen um Herrschaft und Bestand. Und was immer das Verständniß des einen und des andern Elements erweitern und die Kampffrische der streitenden Nebenbuhler vermehren und erhöhen kann, ist doppelter Beachtung werth.

An naturgetreuen Schilderungen von Hagion-Oros, seiner geistlichen Einsamkeit und seiner Gedankenwelt hat es in den letzten Zeiten nicht gefehlt. Das peloponnesische Olympia aber, der verglommene Lichtpunct einer verschütteten Atlantis, hat, wie man glauben möchte, aller früheren Kundgebungen ungeachtet, doch erst durch die vorliegende kleine, aber reiche und beachtenswerthe Schrift den wahren Ausdruck und den vollen Glanz erhalten.

Möglich wäre es indessen immer, daß der geehrte Verfasser selbst von seiner Leistung keine so vortheilhafte Meinung wie der Berichterstatter hat. Hoffentlich geht er aber in seiner Bescheidenheit und Mäßigung nicht so weit, um andere zu hindern, sich an der markigen Eleganz seiner Concepte zu laben und in allem was er schreibt etwas mehr zu sehen, als eine zufällige Diatribe und gemeine Handwerksverrichtung, um in den Actis Diurnis ehrsamer Berliner Doctorgilde leere Räume auszufüllen. Es

gibt Schriften, gleichviel ob groß oder klein, welche die geistige Luftströmung einer Epoche vorzugsweise andeuten und ebendeswegen von dem sinnigeren Theile der Zeitgenossen am wenigsten übersehen werden. Alles was wir von den literarischen Erzeugnissen des Hrn. Ernst Curtius bis jetzt gelesen haben, möchten wir gar zu gern in diese Classe setzen.

Der Name „Olympus“ selbst aber war im Munde der ältesten Bewohner, soweit griechische Redeweise, Sitte und religiöse Vorstellung reichten, nur ein gemeines Appellativum für die als Göttersitze vorzüglich heilig gehaltenen Berggipfel, und es hatte daher das phrygische Troja seinen Olympus so gut wie Macedonien, Kreta und das entlegene Cilicien. Im Peloponnesus namentlich trug die Nordseite der waldigen Höhenzüge, zwischen welchen der Alpheios in breiten, vielgewundenen Strömungen seine lebendigen Fluthen aus den Engschluchten Arkadiens in das Marschland von Elis herabwälzt, den Namen „Olympus“. Kieferwald mit langen, schön grünen Nadeln legte seine Schatten und seine Stille auf die Theile oberhalb; unten am Fuße der langgedehnten Schwellung und auf der Ebene bis zum Strombette herrschte das tiefgrüne Blatt des wilden Oelbaumes mit der Weißpappel und der Platane vor. Eine Stadt — wie man es sich etwa denken möchte — ist das peloponnesische Olympia niemals gewesen; es war ursprünglich nur ein Tempelbezirk vor den Thoren der uralten, schon in grauer Vorzeit von den Eleern zerstörten achäischen Stadt Pisa, bei welcher die Eingebornen seit unvordenklichen Zeiten den pelasgischen Zeus als ältesten Inhaber des geweihten Bodens, als den Gott schreckender Naturmacht und als den Urheber des sie in der fruchtbaren Landschaft umgebenden idyllischen Segens verehrten. Die Landschaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt und galt im Alterthum für die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechen-

lands, voll von Ackerfluren, Schattenholz und Gärten zum Schmuck des Heiligthums. In weiter Entfernung vom vielbewegten Städteleben, in der ländlichen Stille und Waldeinsamkeit des Alpheiosthales, unter dem schirmenden Blitze des pelasgischen Donnergottes allein war gegen die unheilvollen Zustände der Halbinsel, wenigstens auf kurze Zeit, wirksame Medicin zu finden. Sparta, als der mächtigste und geordnetste Staat des Peloponnesus, fühlte in sich den Beruf, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer inneren Verhältnisse herzustellen. Dies konnte auf keine mildere und weisere Art geschehen als durch Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligthums.

Die Könige Lykurgus für Sparta und Iphitus für Elis schlossen ein heiliges Bündniß, dessen Urkunde, auf einer Metallscheibe kreisförmig aufgeschrieben, noch im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Olympia zu sehen war. Die beiden Mächte verbürgten sich für die Unverletzlichkeit des Heiligthums, sowie für die Sicherheit aller jener, die auf den neu gebahnten Straßen zu seinen Festlichkeiten wallten. Auf der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Spiele kam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Friedenstempels übertragen und dafür ihrer Landschaft ewige Unparteilichkeit verliehen; keine kriegerisch gerüstete Schaar durfte ihre Grenzen überschreiten; ganz Elis war ein dem olympischen Gott geweihtes Land. Dieses religiöse Staatsmittel half, so lange als man in Griechenland an die Macht der Götter glaubte. Mit der politischen Bedeutung Sparta's stieg in gleichem Maße auch das Ansehen seines olympischen Friedensbundes; ein peloponnesischer Staat nach dem andern erkannte seine Satzungen an und beschickte seine Feste. Und da nun der Peloponnes der vom helle-

nischen Leben am vollkommensten durchdrungene Theil der alten Welt gewesen ist, so wurde aus dem peloponnesischen Heiligthume bald ein hellenisches, und je mehr sich die Hellenen trotz ihrer politischen Zersplitterung und ihrer weitgetrennten Wohnsitze als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst einiges Volk fühlen lernten, um so mehr erkannten sie allmählich insgesammt in Olympia ihren geistigen Mittelpunct und ihre politische Centralgewalt. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien, und schlossen sich alle den heiligen Gebräuchen und Satzungen Olympia's an. Der ganze hellenische Gedanke war in Olympia incarnirt.

Wenn aber das peloponnesische Olympia keine Stadt war und dorisches Häusergewirre mit dem Qualm ständiger Bewohnerschaft vom Begriffe auszuschließen ist, was war denn eigentlich dieses Olympia und wie hat man sich den „geistigen Mittelpunct", den Sitz der geheimnißvollen, hellenischen Centralgewalt zu denken?

Wo der von Norden herabrinnende Cladeus in den westwärts strömenden Alpheios fällt und ein stumpfwinklichtes, vielfach sumpfiges Delta bildet, war das einsame, dem Zeus Olympius geweihte und schon durch Herakles mit einer heiligen Mauer umschlossene Walddickicht von wilden Oelbäumen, Platanen, Weißpappeln und Palmen, in der Landessprache vorzugsweise der Wald (*τὸ Ἄλσος, ἡ Ἄλτις*) genannt. Innerhalb dieses heiligen Mauerbezirkes, zu welchem ein prachtvolles Säulenthor den Zugang bildete, waren alle sittlich religiösen und culturgeschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler des hellenischen Volkes zusammengedrängt; der colossale Opferaltar mitten im Gehölze, der große Zeustempel, die Heiligthümer des Pelops, der Hippodamia, der Hera — jedes für sich ein Tempelhof — mit Bildsäulen und Monumenten angefüllte Gassen, Theater, Pantheon, Prytaneum,

die breitaufgemauerte Terrasse am Fuße des spitzen, von Pinien beschatteten, vom olympischen Gebirge in die Altis hereinragenden Kronoshügels mit den Schatzhäusern der verschiedenen Staaten Griechenlands, und am äußersten Nordostrande endlich das Stadium und der Hippodrom für Wettlauf und Wagenrennen mit Viergespannen.

Außer dem Hauptthore des großen Waldumfanges gab es eine Pforte nordwestlich in das Cladeusthal hinaus. Hier lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasium Olympia's, mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen. Innerhalb jener Pforte war der Hauptsitz für die Verwaltung Olympia's, das Prytaneion mit dem gewöhnlichen Opferherde und dem Heiligthum der Hestia. Nahebei war das Rathhaus der elischen Beamten, welche für Ordnung und Sicherheit des gesammten heiligen Bezirkes zu sorgen hatten.

Vom Kronoshügel oberhalb dem Theater sah man zu seinen Füßen das ganze, von den herrlichsten Bildwerken erfüllte Waldrevier, ein Labyrinth von Kunstschöpfungen, die sich um einzelne hervorragende Gebäude gruppirten, und außer der Processionsstraße hauptsächlich durch die verschiedenen Altarplätze in übersichtliche Abtheilungen gegliedert waren. Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, von denen nach wiederholten Plünderungen nur als die namhaftesten noch im zweiten Jahrhundert über zweihundert und dreißig aufgezeichnet wurden. Von den anderen Weihgeschenken aber, die man hier beisammen sah, und von allen jenen Denkmälern, für deren einzig würdigen Standort der Altisboden galt, weiß Niemand eine Zahl. Nicht bloß Staatsverträge hatten hier gleichsam unter den Augen der Götter ihre Säulen; für alle wichtigeren Ereignisse im griechischen Volksleben gab es

Monumente im Walde zu Olympia. „Denn in Hellas", sagt der Verfasser, „war die Errichtung öffentlicher Kunstwerke nicht, wie bei uns, etwas außerordentliches, was nur in glücklichen Friedenszeiten, in großen Städten, durch die Huld hochsinniger Fürsten zu Stande kommt; es war nicht etwas, was man thun und lassen konnte, sondern wie der Baum seine Blüthen treibt, so schuf Griechenland seine Kunstwerke; es war des Volkes organische Thätigkeit; die bildende Kunst war seine Sprache, der Ausdruck seines Dankes, die Form seiner Andacht in Glück und Unglück. Die Altis war ein Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor."

Die dichtgedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Erzgruppen, Viergespannen und Standbildern der Olympiasieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die geheiligten Baumpflanzungen zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden. Die Oelbäume, die Platanen, die im feuchten Altisboden einen gedeihlichen Standort hatten, die Palmen und die Weißpappeln überdachten mit ihren Blätterkronen das Gedränge der ernsteren Kunstformen und gaben dem von Erz und Marmor ermatteten Auge willkommene Ruhepuncte.

Glanzpunct des heiligen Kunstwaldes aber war der große dorische Säulentempel mit dem colossalen Zeusbilde des Phidias und mit den wundervollen Giebeldecorationen der attischen Kunstschule, wie sie uns Pausanias beschreibt und wie sie die neueste Zeit nebst den umgestürzten Säulen und dem Fußboden wenigstens in ihren Trümmern wieder aufgefunden hat. Der Tempel selbst, auf mächtigem Unterbaue ruhend, hatte achtundsechzig Fuß in der Höhe, zweihundertunddreißig Fuß in der Länge und fünfundneunzig in der Breite*). Säulen dorischer Ordnung um-

*) St. Sophia in Konstantinopel ist zweihundertzweiundfünfzig Fuß lang und zweihundertachtundzwanzig breit.

schlossen, wie den Parthenon auf der Akropolis, die vier Außenseiten mit der weiten Vorhalle und ihren hohen, gegitterten Thoren von Erz. Den Vorraum des innern Tempelhauses schmückte ein Mosaikboden, und das Tempelhaus selbst war im Innern durch eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe abgetheilt. Am Ende des Mittelraumes, wo heute nach christlichem Kirchenbrauch das Bild des Gekreuzigten seine Stelle hat, saß in göttlicher Majestät der wundervolle Coloß des Zeus. Die von den inneren Tempelsäulen getragene Galerie gewährte von ihrer Höhe aus den schönsten Ueberblick des herrlichen Kunstwerkes, und eine über diese Galerie noch emporsteigende zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches, zur Festzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf den Zeus Olympius niederströmen ließ.

Dieses Werk des Phidias, in welchem er sein Letztes und Größtes geschaffen hatte, bestand aus drei Theilen. Ein mächtiges Postament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Gestalten geschmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympischen Gottheiten darstellten.

Auf diesem Postamente, dem Abbilde des Olympus, stand der Thronsessel, ein von Gold und Edelgestein, von Elfenbein und Ebenholz schimmerndes, mit runden und halbrunden Figuren, mit Mosaik und Malerei bedecktes Werk. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo sie dem Sessel sich anschlossen, sah man in bildreichen Streifen strenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrschaft verhängt waren, dargestellt, wie den Raub thebanischer Kinder durch geflügelte Sphingen und darunter das Sterben der Niobiden. Die Querstäbe, welche die Sesselfüße verbanden, enthielten, in Felder abgetheilt, die Kampfarten Olympia's und die Thaten des Herakles. Innerhalb der Sesselfüße war eine wandartige Verkleidung, die der Meister Panainos nicht verschmäht hatte, mit seiner Malerei zu schmücken. Die Gruppen

der Chariten und Horen umschwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; seiner Füße Schemel trugen goldene Löwen, und auf dem Vordersaume desselben drängte sich das Getümmel der Amazonenschlacht.

„So hatte die Kunst das ganze Füllhorn erfinderischer Pracht über den Thron ausgeschüttet, auf daß er würdig werde, den Fürsten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei seinem Zeus an jene homerischen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos" —

so war die innige Verbindung von welterschütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Scepter mit dem Adler darauf; in der ausgestreckten Rechten stand die Victoria, aus Gold und Elfenbein, mit der Siegesbinde dem Gotte zuschwebend, als erwarte sie seinen Wink, welches Haupt sie schmücken soll. Wie es aber durch die Hoheit der Züge, durch die gedankenvolle Klarheit der Stirne und die den Mund umschwebende, segnende Milde, durch die üppige Lockenfülle, durch die breiten Formen der Brust, welche der auf den Schoos niederwallende, goldene Königsmantel frei ließ — dem Meister gelungen war, in seinem Zeus das höchste Ideal zu verwirklichen, zu dem sich die hellenische Anschauung von dem Lenker der Weltgeschicke erheben konnte, das vermögen wir nur zu ahnen, indem wir die Ausdrücke einstimmiger Bewunderung des griechischen und römischen Alterthums vernehmen."

„So überwältigend war die einfache Großheit der Verhältnisse; man begriff kaum, wie das Tempelhaus diesen Gott fassen könnte."

Die Beschreibung der übrigen Heiligthümer und Denkmäler

des olympischen Walddickichts kann man in einem kurzen Bericht unmöglich berühren; der Freund des griechischen Alterthums mag sie im Pausanias selbst nachlesen, wenn ihn die planlose und ermüdende Weitschweifigkeit des kleinasiatischen Touristen nicht erschreckt. Vor dem Altisthor, auf dem profanen Raume zwischen dem heiligen Walde und dem Alpheiosstrom, waren neben der Jahrhunderte lang erhaltenen Werkstätte des Phidias und seiner Schüler auch noch die nöthigen Baulichkeiten für Bewirthung wohlhabender Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, Rosse und Maulthiere; Wohnungen für die ständigen Beamten Olympia's, für die Fremdenführer und andere Beigaben, die von gottgeweihten Andachtsstätten unzertrennlich sind.

Im Innern des heiligen Waldes selbst, mitten unter Tempeln und Denkmälern, durften für Wahrnehmung der unausgesetzten Gottesdienste und für Unterhaltung der Flamme des Herdfeuers und für Deutung der Orakel nur die Priester mit ihrem zahlreichen, genau geordneten Personal geistlicher Beamten, Opferschlächter, Flötenbläser, Brandopfer-Holzverwalter, freier und unfreier Diener walten. Das war die Einwohnerschaft Olympia's, die immer an Ort und Stelle blieb, jedoch, wie schon oben bemerkt, sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern durfte. „Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheiosthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltar ihre Gebete sprachen."

Waren aber die vier Ruhejahre verflossen und stand um die Sommersonnenwende der Vollmond am wolkenlosen Himmel von Arkadien, da wogte und wimmelte es in der lieblichen Oede wunderbar. Die heiligen Gesandten, die Friedensboten des Kroniden, waren von den Pforten der Altis ausgegangen und hatten allen Hellenen die frohe Kunde gebracht: das Fest des Zeus sei wieder

nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweigen, frei auf allen Land- und Wasserstraßen mögen die Pilger zur beglückenden Tempelschwelle ziehen! Alle Hellenen wurden geladen und nur die Schuldbelasteten ausgeschlossen, oder die dem olympischen Gotte Ehrfurcht versagt oder an der gemeinsamen Sache der Hellenen sich versündigt hatten. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Feste wallfahrten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Auf bekränzten Schiffen strömte es in buntem Gewirre aus den hellenischen Pflanzstädten in Asien, Afrika, Italien, Sicilien und Gallien in die breite Alpheiosmündung zur großen panhellenischen Volksversammlung in Olympia.

Was im christlichen Mittelalter allgemeines Concilium, was in unseren Tagen europäischer Congreß, Nationalversammlung und Reichsparlament, Hoch- und Kunstschule und Presse ist, das alles war in der hellenischen Welt das Fest in Olympia. Nicht die Kampfspiele allein und der grüne Olivenzweig waren ausschließlich Ziel. Das ganze Wissen, Können, Sein und Leben des griechischen Volkes ward hier zur Schau gestellt — Talisman der öffentlichen Glückseligkeit und zugleich Wandelscala für Steigen und Sinken des großen Volkes. Was in späteren Zeiten Macedonien und Rom dem Panhellenium zu gebieten hatte, ward durch Herolde in Olympia ausgerufen.

Die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten mußte in Olympia natürlich auch die älteste Kampfart sein, und überall in der hellenischen Welt ging das Stadium dem Hippodrom voran. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe, nicht nach dem glücklichsten Quadrigalenker, bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte. Vollgedrängt auf den

Stufensitzen des Stadiums sitzen in unabsehbaren Reihen die Zuschauer, und sieh! durch den verdeckten Gang der Westseite treten die in Hinsicht ihres Ursprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit vorher streng geprüften Kämpfergruppen herein, geführt von den Kampfrichtern, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihren Ehrensitzen Platz nehmen. Der Herold ruft die Bewerber des grünen Oelzweiges vor die Schranken; sie werden mit Namenaufruf zuerst dem Volke vorgestellt. Wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hält, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der kann sich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken sofort erledigt wird. Jetzt treten die Nebenbuhler an die silberne, dem Zeus heilige Loosurne heran, und einer nach dem andern nimmt, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen, eines der Loose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmen. So viele der Gruppen da sind — denn es laufen immer vier mit einander — so oft wird der Kampf erneuert, und da in jeder Gruppe allzeit Einer Sieger bleiben muß, so treten jene, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt haben, zuletzt im entscheidenden Preiskampf zusammen, bis einer alle überwindet und als der behendeste Läufer des hellenischen Volkes ausgerufen wird.

Wenn im Laufe, sowie in den übrigen vier untergeordneten Wettkämpfen des Stadiums die eigene Kraft und Gewandtheit des Mannes den Kranz errang, so gebührte im Gegentheil beim ritterlichen Spiele des Hippodroms der Sieg vorzugsweise der Tüchtigkeit der Rosse. Und wenn dieser Kampf in der öffentlichen Meinung zuletzt dennoch die anderen alle überstrahlte und den größten Ruhm verlieh, so war es weniger die Kunst des Wagenlenkers und die Behendigkeit der Thiere, als der Glanz des Reichthums und die Pracht des Aufzuges, welche das Auge blendeten, den Sinn berauschten, Bewunderung und Verlangen

auf die höchste Stufe trieben. Nur der Sieg im Hippodrom, meinte Alkibiades, sei für hochherzige Männer ein begehrungswürdiges Ziel. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Kyrene und Syrakus sandten ihre Viergespanne.

„Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlooſt; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos bildeten, stand ein Altar; auf dem Altar saß mit ausgebreiteten Schwingen ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, dem Volke umher den ersehnten Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, welcher an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile von den Wagenständen fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, sondern zuerst von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernsten lagen, und zuletzt von den beiden nächstgelegenen. So tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginn der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam vorwärts stürmende Wagenreihe. Zwölfmal mußte das Viergespann den Hippodrom durchmessen. Mit Jubel und Angst verfolgten die Zuschauer die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßten, den des Herolds Stimme als Sieger ausrief."

Wie die Glut der Julisonne gesunken und die liebliche Abendkühle gekommen war, begann die Siegesfeier. Im großen Tempel, zu den Füßen des olympischen Zeus, standen die Sessel der

in seiner Vollmacht und in seinem Namen Siegesruhm verleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaumes lagen; Hallen und Galerien des Tempels waren mit Menschen angefüllt, und vor den Augen des Zeus, unter feierlichen Lobgesängen, wurde das Haupt des Quadrigasiegers und seiner Siegesgenossen geschmückt, wurde die Palme in ihre Hand gegeben. Nach vollbrachtem Dankopfer am Zeusaltare wurden die Gekrönten als hochbeglückte Gäste des olympischen Gottes im Speisesaal des Prytaneums, am Herde des Heiligthums bewirthet, während die Masse des Volkes sich zwischen wohlversorgten Buden im Freien oder unter Zelten vor der Altis lagerte.

„Es leuchtete der schönen Selene geliebtes Abendlicht herab.
Es erschallte die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegesgesängen.“

„Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages; hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durcheinander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geschäfte aller Art gemacht, es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarktes.“

Die eigentliche Siegesfeier und die bleibende Verherrlichung des beglückten Kampfhelden ward nach dem flüchtigen Vorüberrauschen der Altisfreude erst der Heimat vorbehalten. Triumphzüge, oft durch die weite Mündung niedergerissener Stadtmauern, Marmorbilder, Erzgüsse, — die Körpergestalt des Helden im entscheidenden Siegesmoment, die Handlung in ihrem wichtigsten und lebensvollsten Augenblicke erfassend, auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln, in Kunsthallen aufgestellt — hoben den Sieger, seine Tugenden, seine That und seine Heimat bis in die Nähe

der Götter empor, und konnten auch Pindar's unsterbliche, Weisheit, Kunst und Gottesfurcht athmende Hymnen die Leiber der gepriesenen Olympiasieger nicht der Verwesung entziehen, so haben sie doch ihre Namen und ihren Ruhm auf ewige Zeiten der Vergessenheit entrissen.

In der ganzen Hellenenwelt waren die Olympioniken Gegenstand des Tagsgespräches, der Bewunderung, des Segens, der Nacheiferung und der feurigsten Entschlüsse. Waren ja die alten Hellenen, wie der Dichter sagt, praeter laudem nullius avari. Leider dauerte es gar nicht lange, bis dieses hochbegabte Volk außer Lob und Ehrenpreis auch andere Dinge schätzen und nach andern Genüssen geizen lernte. Es ist traurig, daß die beiden Grundlagen der Olympiadenfeier — „das Gefühl des nationalen Zusammenhanges und die jugendliche Empfänglichkeit des Volkes" — kaum fünfzig Jahre über die große Epoche der Perserbesiegung hinaus unerschüttert blieben. Fürwahr, noch hat kein Sterblicher — weder Volk noch Individuum — ungestraft und unbeschädigt langes Glück ertragen und wie es scheint, ist selbst die Möglichkeit, gläubige Frömmigkeit im menschlichen Gemüthe dauernd festzuhalten, unserer Natur versagt. Mit entsetzlicher Schnelligkeit entwich in Hellas die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen, und mit der Religion auch „die Kraft der Freude", das schönste Erbtheil des Hellenenvolkes. Wie überall und zu jeder Zeit fielen auch in Griechenland zuerst die Großen, die Vornehmen, die Reichen, erlahmt und übersättigt, von der altstrengen Sitte ab. In diesen Regionen fühlte man zuerst die lästige Glut der Julisonne und die Qualen des Aufenthaltes in der versumpften Altisniederung. Die Vornehmen entsagten zuerst der hellenischen Gymnastik, ihren Bußübungen und ihrem Ruhm; sie selbst gingen nicht mehr nach Olympia und überließen es der Plebs, sich unter

Schweiß und Lechzen im heiligen Walde Schläge und Olivenkränze zu holen, während sie selbst in wollüstigem Quietismus unter dem heimischen Schattendache lagen. Das Nationalband löste sich und die Magistrate der entlegeneren Pflanzstädte hatten nähere Interessen zu wahren, als kostbare Festsendungen zu veranstalten zum Haine des olympischen Zeus, dessen Ohnmacht schon im Nationalkampfe gegen die Legionen zum Vorschein gekommen war und durch das Auftauchen eines neuen Glaubens- und Ideenkreises noch täglich wuchs.

Indessen hatte das kaiserliche Rom mit der hellenischen Bildung auch hellenische Welt- und Lebensanschauung aufgenommen und mit Beschämung aristokratisch-griechischer Lässigkeit frischen Eifer und neuen Glanz in die Feier der Olympiaden gebracht. Was in Hellas bereits verglommene Altisglut nicht mehr erzeugen konnte, hat das Gold, die Pracht und die Eifersucht der Cäsaren noch auf Jahrhunderte lebendig erhalten. Die olympischen Spiele im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeit waren eine Demonstration der hellenischen Nationalität und des Senatus Populusque Romanus gegen das siegreiche Vordringen des Christenthums. Der Zeus des Phidias galt noch unter Antoninus Philosophus (180 n.Chr.) in der ganzen Römerwelt als das größte Wunderwerk des Jahrhunderts, und als sich Peregrinus Proteus vor ganz Hellas freiwillig in den flammenden Holzstoß warf, erscholl aus der olympischen Festversammlung der laute Ruf: „Erhalte dich für die Sache der Hellenen."

Das Volksleben ist zäh und Nationen wollen nicht sterben. So lange es im Orbis Romanus Hellenen gab, gab es auch olympische Festversammlungen. Beide — das Volk und die Olympiaden — sind zu gleicher Zeit erloschen, weil das eine ohne die andern nicht leben konnte,

nunc duo concordes anima moriemur in una.

Zweihundert dreiundneunzig Olympiaden sind in der Altis aufgezeichnet worden, was im Ganzen einen Zeitraum von eilfhundertzweiundsiebenzig Jahren gibt*). In den letzten Regierungsjahren Theodosius' I. (J. 392—395) ward das Christenthum für die ganze römische Welt als Staatsreligion octroyirt, der Zeuscultus abgeschafft, und durch ein Decret vom Jahre 394 den Hellenen namentlich die Olympiadenfeier gänzlich untersagt. Den kaiserlichen Beschluß hat Alarich mit seinem arianisch-gläubigen Gothenheere im darauffolgenden Jahre durch Plünderung und Verwüstung des uralten Altisheiligthums in Olympia selbst vollzogen. Allein selbst der mächtigste Gebieter ist nicht stark genug, um die Lebenspulse einer Nation mit Einem Wort zu ersticken. Während die abendliche Welt in Trümmer fiel und in Ephesus, in Chalcedon, in Constantinopel und am kaiserlichen Hofe selbst mit Hand und Mund über das Dogma gestritten wurde, betete man allen orthodoxen Ordonnanzen zum Trotz in Hellas noch die Götter an und feierte die Spiele zu Olympia. Gänzlich unterdrückt — und zwar mit Gewalt — wurden sie erst gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts durch Kaiser Justinianus, welcher alle heidnischen Communal- und Stiftungsgelder der halbverödeten Städte Griechenlands dem Fiscus überwies und hellenische Praxis als Hochverrath bestrafte. Durch Krieg und Barbareneinfälle, durch Elementarereignisse und fiscalischen Druck sind, wie Procopius sagt, unter der Herrschaft dieses Fürsten vier Fünftel der Bevölkerung des Orbis Romanus verschwunden. Ein Erdbeben, welches alle Ortschaften zu beiden Seiten des korinthischen Golfes bis tief in den Peloponnes hinein zerstörte, hat auch den oft geplünderten Zeustempel in

*) Die erste in der Altis aufgezeichnete Olympiade wird auf das Jahr 776 vor Chr., die letzte aber auf d. J. 394 nach Chr. angesetzt.

Olympia zerbröckelt und der Alpheiosstrom, dessen verheerenden Fluthen im öden Lande keine Dämme wehrten, hat den Rest der kunstvollen Trümmer unter einer tiefen Lage Schlamm begraben. Sanftes Grün, Stecheichen, Fichten und wilde Birnbäume schmücken und beschatten heute die üppige Getreideebene, wo ehemals Olympia stand. Man hat in unsern Tagen den Fußboden des alten Prachtbaues mit herrlichen Bildwerken und Säulentrümmern ausgegraben, aber die Arbeit plötzlich wieder eingestellt und sogar das Gewonnene nur mit Mühe gegen die Neupeloponnesier geschützt, welche in Kunstsachen nicht vernünftiger als die Osmanli denken.

Das geographische Element im Welthandel mit besonderer Rücksicht auf die Donau.

(München 1843.)

Obgleich Franzosen und Engländer in manchen Dingen verschiedener Meinung sind, haben sie doch ein Herz und einen Sinn, wenn es sich um Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung, Verkleinerung und Verunglimpfung deutscher Bestrebungen handelt. Am meisten verdrießt uns diese Feindseligkeit an den Engländern, die doch gleichsam unsere Vettern und weitläufigen Anverwandten sind, und schon der Familienehre wegen deutsche Reputation gegen die Plänkeleien des Lyoner und Pariser Witzes decken sollten. Wenn wir auch vieles nicht sind, was andere zu sein behaupten, so meinten wir doch immer, wir seien wenigstens akademisch gelehrt, profund in Philosophicis, modest im Charakter und insbesondere ausnehmend fruchtbar im Schreiben vieler — versteht sich geistvoller und formschöner Bücher; mit einem Worte, wir glaubten, wenn auch nicht in der Beweglichkeit und in der Lebenspraxis, so doch in der Speculation und in der Theorie allen Völkern des Continents überlegen und gewissermaßen ihre Scholarchen, Pädotriben und Musageten zu sein. Aber diese Vorzüge — Sie haben es neulich ja selbst gelesen — werden jetzt zu gleicher Zeit und von allen Seiten streitig gemacht und angefochten: unsere Poesie, mit wenigen Ausnahmen,

sei gar keine Poesie; unsere Prosa breitgetreten, hohl, schleppend, ohne Nerv und Kraft; wir selbst, das heißt die Literaten, seien pedantische, langweilige, aufgeblasene Wolkentreter, ohne Amönität im Verkehr und, obgleich vollgepfropft von ästhetischen Vorschriften, doch ohne Eleganz im Styl und völlig unfähig, ein Buch hervorzubringen, welches der Fremde ohne zu gähnen bis ans Ende lesen könne; enfin wir seien Leute, die man in Paris so eigentlich ohne Gefahr nicht einmal mehr zu Tische bitten kann. Denn gibt man einem deutschen Literatus ein gutes Mittagessen, eilt er über den Rhein zurück und läßt, uneingedenk des Epigramms bei Martial, auf der Stelle drucken, was man ihm inter pocula vertraulich mitgetheilt, oder er untersucht wohl gar noch in besonderer Abhandlung, wie der Mann, dessen Gast er war, eigentlich so glänzend tractiren könne, und woher und wie er etwa die Mittel zu solchem Luxus erworben habe.

Alle diese Vorwürfe zu widerlegen, wäre ein zu weitläufiges Stück Arbeit und im Grunde ein undankbares Geschäft. Am kürzesten ist es, sie aus Patriotismus für durchaus, oder doch im wesentlichen für grundlos zu erklären und der Sache nicht weiter zu gedenken. Zugestehen indessen könnte man höchstens nur so viel: wo die Nachbarvölker auf prompte Heilung des Schadens denken, stellt der Deutsche zuerst metaphysische Untersuchungen über Natur, Ursprung, successives Wachsthum und endliche Ausbildung des Uebels an. Definition und logischer Begriff sind für uns erstes Bedürfniß und überflügeln überall die That. Wenn aber nun einmal deutsche Natur so wäre und es uns an theoretischer Kunde des Unheils schon genügte, wer hätte das Recht deswegen mit uns zu hadern? Jede Nationalität hat ihr festes Gepräge, und möglich wäre es in dieser Weise leicht, daß der fremde Pamphletist scheinbar die Sache richtig bezeichnet habe, wenn er sich bei Veranlassung des neuen deutschen Mauth-

systems über die zu Zeiten etwas pedantische Wissenschaftelei unserer Gelehrten und über das Weithergeholte ihrer Proceduren und Analysen überhaupt einen harmlosen Scherz erlaubt. Fällt z. B. ein Arbeiter vom Gerüste und bricht den Fuß, so ist überall Anlegung des Verbandes und hülfreiche Pflege das erste Geschäft; in Deutschland dagegen lasse man in solchen Fällen den Patienten liegen und rufe vor allem das Corpus der Gelehrten herbei, um zu untersuchen, wie und nach welchem physischen Gesetze der Mann eigentlich gefallen sei, und wie das Gerüste überhaupt habe brechen können.

Hätte diese Charakteristik auch für manche Fälle und für gewisse Vergangenheiten einige Geltung, so paßt sie doch für die Gegenwart und besonders auf deutsche Rührigkeit und Energie in Sachen des Handelsverkehrs — der ersten und wichtigsten Angelegenheit des Tages — in keinem Falle mehr. Hier gehen Wissenschaft und Schulbegriff mit Leben und That gleichen Schritt, weil ein höherer Genius die deutschen Schwingen hebt. Haben wir nicht den Zollverein, den neuen Canal, die Donau-Dampfschiffe, die Eisenbahnprojecte, List's Zollblatt und eine Masse documentirter Abhandlungen über die alten Handelsstraßen, über Pauperismus und Fabrikwesen, über Hansa und überseeische Colonien neben den neuesten, theils effectiven, theils nahe bevorstehenden Triumphen über englischen Twist, über französisches Verbot deutscher Ochseneinfuhr und über türkischen Eigensinn, den schon die bloße Drohung, wir könnten bei lange fortdauernder Harthörigkeit und Unfügsamkeit der Osmanli zuletzt vielleicht doch auch einmal energisch sein, hoffentlich bald zu billigem Vergleich bringen wird? Die Fremden haben Unrecht, den Deutschen ihre Vorliebe für das Mittelalter und seine Institutionen vorzurücken. Im Mittelalter waren wir mächtig und reich, bauten prächtige Steinbrücken, führten gothische Münster mit schön ge-

malten Fensterscheiben auf, schmückten die großen alterthümlichen Städte mit Denkmälern einheimischer Kunst, hatten mit Zunft und Innung Zucht und gute Ordnung zu Hause, Magazine voll Specereien, Truhen voll Gold und „fromme“ Landsknechte zu Wehr und Angriff, so viel beliebte.

Wer nicht handelt, ist arm wie die platonische Republik; gewinnreich handeln kann man aber nur mit Asien, weil seit dem babylonischen Thurmbau allen gesitteten Völkern Asiens Producte zum Leben nöthig sind. Für Gaumenkitzel, für Nahrung, Kleid und Medicin ist Asien das große Waarenhaus, vor dessen Thoren, den Kaufschilling in der Hand, sich die Frachtleute aller Nationen des Erdbodens zusammenfinden. Der Zug aus dem Orient in die nordischen Länder ging aber im Mittelalter vorzugsweise durch Deutschland, von Venedig her über die Gebirge, von Tana und Trapezunt auf der Donau herauf in das Herz Germaniens, den Rheinstrom hinab, auf Oder, Elbe, Main und Weser in die Nordsee, zu den baltischen Küsten und in die gewerbfleißigen Niederlande. Das waren Zeiten der Fülle und des Glücks, die freilich schon lange nicht mehr sind, aber die wir noch nicht vergessen haben und nur gar zu gern mit ihrem Ueberflußhorn wiederbringen möchten. Jedermann weiß, daß diese Handelsversiegung und mit ihr die Verwaisung Deutschlands erst im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts eingetreten ist und bisher allgemein als nothwendige Folge der großen geographischen Entdeckungen und des veränderten Weltverkehrs überhaupt betrachtet wurde. Ueber verlornes Glück zu philosophiren, war dem Menschen von jeher Bedürfniß, wenn auch keine Wiedererstattung in Aussicht steht. Und obgleich es an Betrachtungen über diese merkwürdige Handelsphase seit mehr als zweihundert Jahren weder in Deutschland noch in Italien fehlte, ward der Gegenstand doch vergangenes Jahr auf einer

akademischen Tribüne in Süddeutschland neuerdings, und zwar beredt und warm in einer Weise zur Sprache gebracht, durch welche ein bisher nur als secundär beachtetes Zerstörungselement in den Vordergrund gerückt und als Hauptagens der Verarmung und des politischen Verfalles deutscher Nation bezeichnet wurde. Ihr seid arm geworden und habt eure Bestallung als Frachtleute, Spediteure und Commissionäre der Levantewaaren nicht deswegen verloren, weil Vasco de Gama den Weg ums Cap gefunden und Ferdinand Cortes Mexico erobert hat, ihr habt sie verloren, weil ihr in eurem eigenen Lande die Kirche und den Staat umgekehrt, weil ihr im Innern des Reiches die Bande heilsamer Zucht gelöst, weil ihr kaiserliche Autorität gemindert, insbesondere aber, weil ihr den alten Cultus verlassen und den neuen Heidelberger Katechismus geschrieben habt. Das wäre nun freilich schlimm, und wir müßten entweder alles was wir seit dreihundert Jahren gethan, geschaffen und verbrochen haben, wieder gut und rückgängig machen, oder uns gleichwohl entschließen auf ewige Zeiten arm, hoffnungslos und bankerott zu sein. Beides ist gleich peinlich, gleich schwer, ausgenommen es gelänge uns, wie ein witziger, „in Ideen und Bildern reisender" Oldenburger unlängst bemerkte, „die Sonnenrinder der Zeit beim Schweif rückwärts wieder in die Cacushöhle hineinzuziehen."

Wegen moralischer Verkehrtheit und politischer Verirrungen in Armuth und Unbedeutenheit versinken, ist ein Wort, das man zu dieser Frist nicht überhören darf. Aber der Verfasser des Eingangs genannten geographischen Elements im Welthandel läßt die ganze Thesis von vorn weg nicht gelten und zieht mit bedeutender Macht, mit sichtlicher Gewandtheit, mit Schärfe und genialem Blick gegen die Einführung kirchlicher Dogmatik in den Speditions- und Transitohandel Germaniens zu Felde, nicht

etwa als wäre er selbst ein lauer Christ, oder gar ein Lobredner der seit fünfzig Jahren Europa überschwemmenden Neuerungen und falschen Doctrinen, — nein, er ist streng orthodox und preist — ein gut katholischer Edelmann — das Glück der Völker unter Obhut des milden Krummstabs, empfiehlt das Innungswesen der Gewerbe, sogar die zünftige Gelahrsamkeit, die Autonomie der Körperschaften, die Hörigkeit des gemeinen Volkes und die Clientel des Adels mit dem ganzen mittelalterlichen Apparat des verlorenen Paradieses. Nur in Handel und Wandel, in Kauf und Tausch, in Geld und Credit, in Speculation und Industrie, Fracht und Consumo will er nichts von Dogmatik hören und kennt in Verkehrssachen und in Handelswegen überhaupt kein höheres Gesetz, keine andere Norm, als Geschmack, gegenseitigen Bedarf, Vortheil, Begehr und möglichst wohlfeile, möglichst schnelle und möglichst sichere Fracht. Das setze natürliche Anlage und hierauf gegründete Bürgschaft, nachhaltige materielle Kräfte, schwunghafte Kunstmittel und vor allem ein möglichst einiges Volk mit einer zureichenden Land- und Seemacht zum Schirm wider alle Vergewaltigung voraus. Wo immer auf dem Erdglobus diese Bedingungen bestünden, dort sei auch jederzeit das große Emporium, das Weltmagazin gewesen, zu dem und von dem es in langem Zuge hin- und wiederströme; Niemand frage da was man glaube und wie man bete, man frage nur was und wie viel zu gewinnen und zu verdienen sei. Das alles zusammengenommen bezeichnet er mit dem technischen Ausdruck „geographisches Substrat", oder „geographisches Element", dessen souveräne Gewalt in Sachen des Welthandels und des Capitalienstromes von den Zeiten der Phönizier bis auf die Gegenwart und bis auf den majestätischen Schwung des brittischen Dreizacks bündig, schlagend und mit entschiedener Superiorität nachgewiesen wird. „Der ächte Kaufmann", heißt es S. 11, „pflegt keiner

Confession und selbst nicht dem religiösen und politischen Fanatismus aus dem Wege zu gehen."

Ist diese Ansicht, wie die meisten Sachkundigen dafür halten, wirklich die richtige, so wären der Heidelberger Katechismus, das Interim, das Simultaneum, der Passauer Vertrag, der Schmalkalder Bund und der westphälische Friede als solche wenigstens von der Schuld, die Capitalien aus Deutschland vertrieben und die Handelsleute und die Frachtfuhren von unsern Land- und Wasserstraßen verscheucht zu haben, vor der Hand allerdings freizusprechen, und die Ursachen unseres Ruines vielmehr dort aufzusuchen, wo sie der talentvolle und streitgewandte Vertheidiger des „geographischen Elements" nachgewiesen hat.

In der Argumentation selbst folgen wir dem Verfasser um so weniger, da wir einerseits die ohnehin kurz gedrängte Pièce nicht vollständig hierhersetzen können, andererseits aber die kleinen, höflichen Neckereien gegen den des Gegenstandes eben so kundigen, aber heißblütigen und etwas stark nach einer Seite hin neigenden Festredner lieber gar nicht berühren wollen. Gut wäre es freilich, wenn wir in Deutschland alle einen Sinn und denselben Glauben hätten. Da aber, wie schon der Apostel sagt, Häresien sein müssen, so ist mit einigem Grund vorauszusetzen, daß es deren auch in der nächsten Zukunft noch unter uns geben werde. Und doch möchten wir heute lieber als morgen die verlornen Güter wieder gewinnen, die verlornen Transitogebühren wieder in unsere Taschen schieben und den versiegten Goldstrom wieder in deutsches Rinnsal leiten. Hat der eifervolle Redner des vorigen Jahres die Sache ins wahre Licht gestellt, so sind wir kurzweg und auf immer zu Grund gerichtet; ist aber sein Antagonist und Widerleger gründlicher eingedrungen, so hätten wir, wie die Dinge jetzt in Deutschland stehen, allerdings noch Hoffnung über kurz oder lang zu unserer Sache

zu kommen, und die allen gesitteten Völkern unentbehrlichen chinesischen, indischen und so Gott will auch japanischen Waaren mittelst der wiederherzustellenden drei alten Handelswege durch Moskovien, durch die Donaumündungen und durch den Adriagolf nach Deutschland kommen zu sehen. Jedoch sind die Rollen im künftigen Wohlfahrtsdrama unter drei Hauptacteure: Großbritannien, Rußland und Deutschland, oder vielmehr Oesterreich, vertheilt. Großbritannien braucht nur in negativem Spiel für unser Bestes „mit seinem Dreizack zu wanken", und der weltkluge Verfasser will schon so etwas bemerkt haben. Rußland dagegen soll mit Hülfe von Dampf und Eisenbahn die unermeßlichen Distanzen von Mai-Matschin, durch ganz Asien, bis Nieder-Nowgorod verschwinden machen, was sicher viel eher gethan sein wird, als man glaubt; denn die Russen reden wenig, handeln schnell und arbeiten in Massen wie die alten Aegyptier. Oesterreich mit Deutschland endlich muß in jugendlichem Schwung durch dieselben Mittel: Canäle, Dampf und Schnellbahn, die Lebenslymphe der großen Pulsader Europa's in Strömung setzen.

Was tactfeste Durchführung dieser letzten und für uns wichtigsten Rolle anbelangt, so setzt der Verfasser mit unverkennbarer und wohlbegründeter Vorliebe seine meisten Hoffnungen auf das große Donau-Reich. Auch wird der Stadt Wien mit den übrigen Uferplätzen ein günstiges Horoskop gestellt. In der That werden heute noch die deutschen Manufacturwaaren für den Bedarf Innerasiens zum großen Theil von Hamburg um ganz Europa herum in das schwarze Meer nach Trapezunt verschifft, wo wir unlängst auf dem großen Kaufplatz (Meidan) an manchem Dampfboottage für mehr als fünf Millionen türkischer Piaster aufschichten und von Karawanenführern aus Iran übernehmen sahen. Einkäufer aus Kabul und sogar aus Multan und Lahore sind in Trapezunt — seit einigen Jahren — keine

seltene Erscheinung. Sobald es weniger kostet und schneller geht, schickt man diese bedeutenden Vorräthe auf der kürzern Linie durch Deutschland in den Pontus Euxinus und auf den Stapel von Iran. Auf der Donau beruht unser Glück. Aber nur ein Punct ist zu bedenken, Swätoslaw der Großfürst sagte (Anno 966) zu seinen versammelten Bojaren: „Nein, in diesem Kijew kann ich nicht mehr bleiben; zu Breslau in Bulgarien hat das Leben einen andern Reiz: alles was Kunst und Natur dem Menschen gibt, strömt im Hauptsitz und Mittelpunct jenes beglückten Reiches zusammen; Goldstoffe, Specereien, Wein und edle Früchte aus Byzanz, Silber und Pferde aus Böhmen und Ungarn, Pelzwerk, Wachs, Honig und Sclaven aus Rußland — folglich müsse er seine Residenz unverzüglich in Bulgarien aufschlagen, weil die benannten Länder eigentlich von ihm das Gesetz zu empfangen hätten." — Im zehnten Jahrhundert, wie Sie sehen, hatte man in Kijew sonderbare Gedanken!

Die alten und die modernen Räter.

(Mit Rücksicht auf „L. Steub: die Urbewohner Rätiens.")

(1844.)

Hr. Steub hat ein kühnes Wagstück unternommen, er will die Tiroler mit völliger Hintansetzung der im Lande altherkömmlichen Begriffe auf neuem und gleichsam revolutionärem Wege und in einer noch nicht versuchten Methode über ihre uranfängliche Vergangenheit belehren. Dem Tiroler flößt aber die Grammatikal-Weisheit der deutschen Philologen beinahe unheimliche Empfindungen ein, es ist ihm als würde selbst in den ernsthaftesten Angelegenheiten des Menschen längst Entschiedenes von neuem in Frage gestellt und als zöge man ihm gleichsam den festen Boden unter dem Fuße weg. In der Landeskunde wie in der Analysis der Eigennamen und der Dialekte hat es der Verfasser freilich zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Kennt er aber auch den Geist, der die derb geprägten Gesichtszüge und die hartgeschmiedeten Leiber dieser Gebirgsleute belebt? Fremde Sitten und ausländisches Wissen sind ihnen in gleichem Maße unwillkommen und widerlich. Gegen erstere haben sie einst zu den Waffen gegriffen, und durch fromm-hartnäckiges Verschließen der Sinne sich bis heute auch des letztern mit hinlänglichem Erfolg erwehrt. Tirol und Stambul haben fast ein System: hier wie dort ist „Wer viel weiß, irrt viel" — Summe und stereotyper Ausdruck aller gelehrten Kritik.

Freilich plagte weiland manchen Tiroler Studenten hie und da ebenfalls der „häretische" Kitzel zu erfahren, wie es etwa in seinem Lande vor der Eroberung durch die Römer bestellt sein mochte und warum besonders in Deutsch-Tirol Berge, Alpen und Orte so häufig Namen tragen, die der gegenwärtig üblichen Redeweise und Nomenclatur in Klang und Form gleich widerstrebend sind? Ein Germane, dachten wir, kann doch sein Dorf hier nicht Gufidaun, Kapaun, Schluderns oder Tilisuna nennen, während es im Nachbarlande Dingolfing, Erding und Plattling heißt. Meistens war aber eine dreistündige Katechese über die acht Seligkeiten und über die vier letzten Dinge die ganze Antwort, die man auf solche „nutzlosen und vorwitzigen", ja „albigensischen und bogomilischen" Bedenken erhielt. Wer immer in Tirol von der Orthodoxie der alten Zucht nicht abgefallen ist, glaubt bis zu dieser Stunde, die drei sprachverschiedenen Stämme unserer Berge, der deutsche, der italische und der romansche (vulgo „Krautwälsche"), seien unmittelbar nach der Sündfluth von der Ebene Schinear und dem Thurmbau zu Babel gemeinschaftlich und in regelmäßigen Etapen in ihre Quartiere nach Tirol gewandert, wo sich der Romansche sogleich in Fassa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutsche aber an Eisak und Inn niedergelassen habe. Ja, was Sie kaum glauben werden, die Opposition gegen das Unstäte, Chaotische und Auflösende der modernen Wissenschaft ist im Lande so schneidend und das Bestreben bleibende Grundlagen zu schaffen so heiß, daß man sich in den fashionablen Tiroler Cirkeln nicht von der Vorstellung trennen kann, es habe in der Burg zu Innsbruck von jeher einen General-Gouverneur, zu Brixen einen Fürstbischof, zu Wilten einen Prälaten und zu Imst im Oberinnthal von Anbeginn der menschlichen Dinge ein Hospitium ehrwürdiger Kapuziner gegeben. Imbecill ist der Tiroler deswegen nicht, aber er

handelt auch nicht wie die Russen, die sich ihrer etwaigen Schattenseiten und Privat-Ansichten schämen und sie vor den Fremden zu verhüllen suchen.

Glauben und Wissen erklärt man bei uns laut für unvereinbar, für exclusiv und unversöhnlich. „Wer weiß", sagen sie in Tirol, „der glaubt schon nicht mehr, ohne den (katholischen) Glauben aber verlöre selbst der Boden die Fruchtbarkeit und das Volk sein Glück." So lautet das Local-Dogma, auf welches alle Tiroler schwören, ein Dogma das alles Sprudeln der Geister dämpft, alle Regungen niederhält und den freien Gedanken überall im Keim erstickt. Im Lande selbst durch Schrift und Rede sich dagegen aufzulehnen ist anerkannte Unmöglichkeit, man ist bei uns gezwungen Ignorant zu sein, und für rebellische Wissensgeister bleibt kein Ausweg als Schweigen oder Wanderstab und Flucht in Länder, wo man gelehrter und duldsamer, aber auch laxer als bei den Tirolern ist.

Wenn aber nebenher bemerkt wird, daß man selbst diesem Volke angehört, daß man ächter Räter aus dem Kern des Landes ist, aber auch zeitlich und mit aufrührerischem Sinn die heimischen Dämme durchbrochen hat, so geschieht es nicht um eine unbedeutende Persönlichkeit ans Licht zu stellen, es geschieht nur um dem Leser Vertrauen einzuflößen, daß er hier nicht etwa Zerrbilder, sondern wahre und wohl getroffene Umrisse einer „granitenen", durch Sophistenkünste nicht zu demolirenden Nationalität erblickt. Die Byzantiner zum römischen Katholicismus und die Tiroler zum progressiven Rationalismus zu bekehren, wären sicherlich die hoffnungslosesten Probleme unserer Zeit. Und doch hat man sich beides so leicht gedacht! Man mag das loben oder tadeln, man mag es nach Standpunct und Geschmack selbst lächerlich finden, ich sage nur, daß man die Tiroler eher ausrotten, als in diesem Puncte zur Nachgiebigkeit bewegen

könnte. Weit entfernt die leiseste Anwandlung von Zorn und Abneigung gegen die Hüter und Lenker des unerbittlich-schroffen Tirolerthums zu empfinden, kann man im Gegentheil dem Landes-Clerus, auf welchem hier natürlich alles beruht, seine besondere Achtung nicht versagen, und wer dieser ehrwürdigen Körperschaft an Unbescholtenheit und sittlicher Vollendung einen vorzüglich hohen Rang in der katholischen Hierarchie zuerkennt, erweist ihr nur Gerechtigkeit.

Ganz und gar konnte man sich indessen den Forderungen der Umstände und der Macht der Zeiten nicht entziehen. Es geschahen sogar verschiedene — freilich nur mäßig geniale Versuche, das fremdklingende der Tiroler Nomenclatur zu deuten; aber natürlich wagte sich bei diesem Geschäft Niemand über das orthodoxe Latein hinaus, und man glaubte ungemein witzig zu sein, wenn man z. B. die Dorfnamen Kollman und Elvas aus Collis manans und Elevatio erklärte. Doch wird in der neuesten Zeit, wie verlautet, auch dieser kurz gewesene Seitensprung der Tiroler Sprachphilosophie schon als revolutionäre Neuerung und als bedenkliches Treiben unzufriedener Gemüther betrachtet, dem man sich mit Weisheit und feinem Tact prophylaktisch widersetzen müsse. Die Thesis, daß in Tirol je ein vom gegenwärtigen Deutschen verschiedenes Element einheimisch gewesen sei, wird nicht mehr geduldet, und Leute von gutem Ton und probater Gesinnung erklären heute alles Fremdartige unbedingt aus dem Germanenthum, was z. B. in Blisadona, Schännis, Genaun, Tschirgant und Gargazon ungemein sinnreich und erquickend klingt.

So ungefähr ist das Volk beschaffen, für welches Hr. Steub sein neues Buch geschrieben hat. Was sagt nun aber Hr. Steub in seinem neuen Buche? Obgleich manierlich und warmer Freund des Tiroler Landes, beweist der Verfasser gleichsam bis zur

Evidenz, daß einst, id est vor dem Einzug der deutschen Barone, ja vor der Ankunft der Legionen, von Ober-Wallis bis ins norische Gebirge um Salzburg, und vom bayrischen Karwendel bis tief ins Pothal hinab das Volk und die Sprache der Räter (oder Rasener) alles Land beherrscht und besessen habe. Dieses Volk habe weder deutsch, noch ladin (krautwälsch), noch italienisch, sondern ein von diesen dreien verschiedenes Idiom — das „Rasenische" — gesprochen, was eines und dasselbe mit der von den Romanen etruskisch genannten Sprache sei. Ja die Räter seien mit den Etruskern, die sich selbst „Rasener" nannten und in der italischen Urzeit eine so bedeutende Rolle spielten, ein und dasselbe Volk und letztere offenbar aus dem rätischen Alpenlande erobernd und bildend gegen den Apenninus hinabgestiegen.

Auf historischem Wege, d. h. durch Citate aus dem Alterthum, ist man zum Theil schon früher auf diese Meinungen verfallen und in so weit hat Hr. Steub der gelehrten Welt noch nichts absolut Neues verkündet, nur hat man vor Hrn. Steub die besagten Thesen aus dem Materiale, das der Boden selbst liefert, zu beweisen und zu befestigen noch gar keine oder doch nur schwache und übel verstandene Versuche gemacht. Hr. Steub hat nun die für Tirol und Graubündten und für die Geschichte der italischen Vorzeit überhaupt nicht gleichgültige Frage ernsthaft und, wie uns scheint, von der rechten und allein ersprießlichen Seite der grammatikalischen Analysis in Angriff genommen.

Hr. Steub zergliedert die Ueberbleibsel der rätischen Sprache, wie sie sich in einigen tausend Localnamen von Tirol und der südöstlichen Schweiz bis auf unsere Zeiten erhalten haben, mit der vollen Schärfe der neuern Philologie und in einer Weise, die nicht nur sein Argument zu voller Klarheit erhebt, sondern auch einen wesentlichen Zuwachs historisch-philologischen Wissens

in Aussicht stellt. Beim Mangel schriftlicher Denkmäler der alten Räter ist diese Art Beweisführung der einzige Weg, zur Erkenntniß historischer Wahrheit zu gelangen, weil der Satz: „Wo die Berge, Alpen, Orte, Bäche, Einödhöfe ꝛc. rätische Namen haben, dort muß auch das Volk, welches diese Eigennamen ursprünglich schöpfte, rätisch gewesen sein", nicht wohl anzufechten ist. Man hat in der neuern Zeit, um ein bei den Deutschen noch immer nur wenig beliebtes Thema durchzufechten, ungefähr denselben Weg eingeschlagen und in seiner Art auch dieselben Resultate erzielt, zu welchen Hr. Steub freilich mit Besiegung größerer Hindernisse gekommen ist. Im Gegensatze mit den fashionablen Adepten des heutigen Tirols lassen sich die vorbezeichneten alträtischen Localnamen, nach Steub's Behauptung, aus dem Germanischen durchaus nicht, aber auch ebenso wenig aus dem Lateinischen oder Romanischen erklären, finden aber ihre vollständige Lösung im Etruskischen, ergo haben Räter und Etrusker dieselbe Sprache — das Räto-rasenische — geredet und waren dasselbe Volk und dasselbe Blut.

Der Leser fühlt wohl selbst, daß es einer langen und sorglich gegliederten Kette leider nur wenig amüsanter Untersuchungen bedarf, um in einer solchen Sache feste Resultate zu gewinnen. Hr. Steub unterwarf sich mit Ausdauer und Muth der lästigen Vorbedingung und stellte vorerst mit Beistand der etruskischen Epigraphik (Grab- und Vaseninschriften) ein Grammatikalschema der rasenischen Eigennamen auf, und sucht dann die mit der aufgestellten etruskischen Grundnorm nach den Regeln streng geometrischer Congruenz zusammenfallende Structur der bisher für unerklärbar gehaltenen rätischen Eigennamen klar und faßlich auseinanderzulegen. Sogar rasenische Namensformen primitiver und secundärer Gestaltung glaubt Hr. Steub erkannt und überdies noch die Priorität der alpenrätischen Gebilde vor den tuscischen

entdeckt zu haben. Fürchten Sie ja nicht, daß ich mit einer systematischen Zergliederung der ganzen Procedur des Verfassers oder auch nur mit kritischer Beleuchtung einzelner Theile angezogen komme. Sicherlich wäre hier nicht der Ort und wenige Ihrer Leser hätten auch hinlänglich Interesse und Geduld für Untersuchungen und Relationen dieser Art. Man will hier nur die Tiroler auf das Dasein eines Buches aufmerksam machen, welches die in geistigem Sinne nicht unwichtigste Angelegenheit ihres Landes berührt. Schicklichkeit und guter Geschmack erlauben höchstens den Ideengang des Verfassers im Allgemeinen anzudeuten, Controverse aber und Sichtung grammatischer Besonderheiten, selbst wenn man die nöthige Wissenschaft zu ihrer Prüfung hätte, bleibe den kritischen Journalen zu überlassen.

Hr. Steub indessen — das sage ich loco solatii gleich vornweg — gehört nicht in die Classe jener unerquicklichen Sylbenmeister, die mit algebraischer Trockenheit und Ruhe leere Formen hintereinander stellen und die Entdeckung einer Variante, die meistens nichts erklärt und auch an sich nichts bedeutet, für den Triumph menschlichen Wissens halten. Hr. Steub würzt sein trockenes Thema mit dem Reichthum vielseitiger und mehr als gewöhnlicher Belesenheit, bringt Notizen aus vergessenen Zeiten und unbegriffenen Verwandlungen, für jeden Tiroler anziehend und belehrend zugleich. Sogar attisch Salz und urbanes Spiel tritt zuweilen leise und fein hervor. Von Cultur, von politischen Einrichtungen, von Historien und Gesetzen der alten Räter meldet Hr. Steub freilich nichts, weil Hr. Steub klug ist und nur von Dingen redet, die man wissen kann. Die Romanisirung des Landes durch die Legionen, das successive Erlöschen der einheimischen Redeweise, Zersetzung rätischer Localnamen zuerst durch die Lateiner und nach ihrer Vertreibung durch die vordringenden Colonien der Deutschen, neue Formen mit rätischem Kern veranlassen eine

Fülle überraschender Bemerkungen und entwickeln nicht selten ganz unerwartete Combinationen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, deren Gesetz und Typus mit logischer Consequenz nachgewiesen sind. Daß sich z. B. die Gothen-Colonie, welche König Theodorich unter die Breunen schickte, zu Gossensaß am Brenner niederließ; daß man in den Schluchten dieses tirolischen Pyrenäus wenigstens bis ins neunte Jahrhundert herab und lange nach der Ueberschwemmung Rätiens durch die Germanen sogar in den Seitenthälern des Innstromes noch romanisch geredet habe, ist gewiß selbst in Tirol nicht allgemein bekannt. Begierig bin ich nur, welche Aufnahme Steub's Behauptung, daß unsern rätischen Urvätern mehrere Laute des lateinischen Alphabets, namentlich o, b, g und d gänzlich mangelten, bei den Tiroler-Gelehrten findet, und was man in Brixen, in Gufidaun, in Gargiz und zu Ladurns zu solchen Theorien sagen wird. Noch mehr aber muß es verzagte Gemüther verwirren, wenn ihnen Hr. Steub vordemonstrirt, die heutigen Localnamen Tschöfs, Tschölis und Tschötsch haben auf rätisch Cafusa, Calusa und Cacusa; Gschlis aber gar Cacalúsa geheißen und heißen müssen; ferner daß ein und dasselbe Calurusa nach Maßgabe rätischer Betonung bei den Deutschen in Schalders oder in Gleirsch, Vuluturusa in Pfluders und Vulaturunusa in Velthurns, Vularusa in Blärs und Volders, Vulacatura bei den Romanschen in Blatschadura, bei den Deutschen in Vilgader übergingen. Und doch beruhen diese Metamorphosen auf unumstößlichen Gesetzen des menschlichen Sprachorgans, dessen mehr oder weniger vollständige Action auf die rätische Nomenclatur sowohl durch Romanen als Germanen Hr. Steub, wie uns deucht, nicht ohne Gewandtheit und Schärfe ausgemittelt hat. Bequemer wäre es freilich, Serfaus auf den gothischen Landpfleger Servatius und Velthurns auf das germanische Feld-Thurm zurückzuführen, als das alt-rätische Saravusa und

Vulaturunusa herauszufinden. Die Tiroler Zweifler sollen aber gefälligst bedenken, daß sich in Dingen der Wissenschaft die Erklärungsweise löblicher Handwerker und Küster in mehreren und in wesentlichen Puncten von der Methode freier Forscher unterscheidet. Sicher wird man auch fragen — denn wer in Tirol kennt des scharfsinnigen Diez romanische Grammatik? — wie man etwa wissen könne, daß die rätische Sylbe Ca im Munde der Romanen in die Zischlaute tscha, tsche oder tschö übergehe, und wie man auf die scharfsinnige Bemerkung verfallen sei, daß die verschiedene Lage des rätischen Accentes im nämlichen Worte auch verschieden lautende deutsche Wortformen, z. B. Ems und Matsch aus dem urkundlichen Amates, Vels und Fließ aus Velusa erzeugen konnte?*)

Das eben ist die wundervolle Frucht des bessern Wissens, der in Tirol so gefürchteten Gedanken-Arena und als häretisch verschrieenen Disciplin. Statt die oft genialen, oft aber auch etwas abenteuerlichen und gewagten Combinationen dieser Untersuchung der Steub'schen Phantasie muthlos und erschrocken ohne nähere Prüfung zu verurtheilen und zu verwerfen, wird man bei gewissenhafter und bedächtiger Lesung der ohnehin kaum 185 Seiten zählenden Broschüre den geistigen Gehalt und den innern Zusammenhang der neuen Ansichten leicht entdecken, zugleich aber auch die starken und gründlichen Stellen von den schwankenden und bloß systematischen unterscheiden lernen. Bedenken muß die Sache bei den Tirolern jedenfalls erregen, das Buch wird aber, wenn man seinen Inhalt nach den im Lande stereotyp herrschenden Vorstellungen bemißt, wenig Glück zu erwarten haben, wie

*) Das Proparoxytonon Ámates gibt Ems, das Paroxytonon Amátes aber Matsch, wie aus Vélusa Vels und aus Velúsa Fließ, aus Cáſusa Tschöſes, aus Caſúsa Gfeiß, aus Cálusa Tschöls, aus Calúsa Schleiß entstand.

weiland Kants Definition des Denkens, der lateinischen Definition desselben Begriffes bei Storchenau und Baumeisterus gegenüber, in Tirol unterliegen mußte. Ueberdies sind unsere Landsleute in Dingen des Wissens beinahe wie die Orientalen in der Medicin. Dort soll der Hekim den Clienten ohne Langweile diätetischer Vorschriften plötzlich wie durch Zaubertrank von dem Uebel befreien, in Tirol aber möchte man ebenso mühelos und mit Vermeidung weitschweifiger Mittelstufen gleichsam durch Intuition und mystische Erleuchtung mit einem Sprung auf die Höhe der Erkenntniß kommen, — sicheres Zeichen, daß der säcularisirte Wissensdrang die modernen Räter noch nicht ergriffen hat. Pikirt durch diesen Spruch nimmt vielleicht doch einer aus ihnen Steub's Buch in die Hand, ärgert sich vielleicht gleich Eingangs des Buches über das Argument, daß die Urväter der Tiroler und die Etrusker deswegen eines und desselben Stammes waren, weil sich die erstern Räter, die letztern aber „Rasener" nannten, als wenn diese beiden Namen gemeinsame Wurzel und Bedeutung hätten.

So ist es aber in der That, beide gehen auf den Stamm Ra zurück und sind davon — nach Hrn. Steub — ebenso sprachrichtig abgeleitet wie Caieta, Ca-eta und Cae-sena von Ca, Velete und Velsuna von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna von Cal und Car. Ja selbst die Form *Ῥασένα* komme als Rasuna und Rasana, als Ras, Rasen, Rosein, Rosanna, Rosenna und Raschein unter den rätischen Namen jetzt noch vor.

Dieses Zurückführen zweier Wortfamilien auf eine gemeinschaftliche Wurzel ist etwa nicht bloß ein mögliches und auf Hypothesen gestütztes, sondern ein unbestreitbares und zwingendes; es muß so sein, es ist unentfliehbare Nothwendigkeit und Consequenz, demonstrirt uns das bewegliche Ingenium des Herrn

Steub. Wahrhaft, die Wissenschaft hat zu Zeiten etwas Impertinentes, in Tirol wollen sie aber Niemandem gestatten, impertinent zu sein. Ungleich mehr Hoffnung auf Erfolg hätte das Buch, wenn der Verfasser die formell so schön secirten Localnamen der alten Räter auch in Sinn und Bedeutung zu erklären wüßte. Das liegt aber bis jetzt nicht im Umfang unseres Wissens, denn es gibt keinen Anhaltspunct, die appellative Bedeutung der rasenischen Wurzeln zu bestimmen, und so vermag es auch Hr. Steub nicht, oder doch nur in wenigen Stellen, und da nur unvollkommen. Daß z. B. Car auf rätisch Berg, und Vul oder Vel Wasser bedeute, hat Hr. Steub herausgebracht und dadurch allerdings den Schlüssel zu vielen, von Car und Vul abgeleiteten Namen gefunden. Nach dieser Vorlage begreift man freilich, wie die Räter ihre Einödhöfe auf der waldigen Bergseite oberhalb Brixen Caruta (Gareit) nennen konnten.

Wäre Hr. Steub mit den Hauptresultaten seiner Forschung und ihrem nächsten Corollar nur auch zufrieden! Aber nein, in der Lösung einer Frage liegt ihm schon der Keim zu einer zweiten, und des Fragens und Antwortens ist kein Ende abzusehen. Geben wir Hrn. Steub auch in soweit nach und lassen uns überzeugen, daß vom Adula und dem Berner Oberlande bis an die Pinzgauer Tauern und vom Karwendel bis Verona ein und dasselbe Volk seßhaft war, und daß dieses Volk mit den Etruskern am Arno die gleiche Sprache redete, so ist ihm diese Nachgiebigkeit und dieser Glaube noch viel zu wenig, Hr. Steub will auch sogar vermuthen, daß nicht nur keltisches Blut in Rätien niemals eingedrungen und folglich keltischer Schnitt und keltische Färbung in Rätien nirgend zu entdecken sei, sondern daß sogar die ehemaligen Carner und Noriker, die Helvetier, Rauraker und Ligurer ursprünglich „rasenischer Sippschaft" angehören, was ihm die Keltomanen auch niemals verzeihen werden.

Nachdem uns Hr. Steub eine ebenso zahlreiche als respectable Verwandtschaft zusammendemonstrirt, untersucht der Vermessene am Ende des Buches auch noch die Frage, ob die „Räto-Rasener" einen eigenen, zwischen Kelten und Pelasgern eingeschobenen, von beiden unabhängigen Hauptstamm bildeten, oder ob sie einer dieser beiden Racen beizuzählen seien? Die Ehre, ein Hauptvolksstamm zu sein, wird den Rätern zwar abgesprochen, dagegen auf ihre Descendenz von den Pelasgern nicht ohne Zuversicht hingedeutet. Die Pelasger aber, wie bekannt, waren die unmittelbaren Vorgänger, Coäven und Vettern der Hellenen zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und füllten einst die ganze illyrische Halbinsel bis herauf zu den carnischen Alpen mit ihren Colonien und ihren rohen Monumenten. Auf diesem neuen, noch undurchforschten Boden tritt Hr. Steub allerdings etwas leise und behutsam auf. Nur ein Problem, eine Ansicht legt er vor und erwartet erst von der Zeit vollständigere Lösung, wozu er indessen provisorisch und ganz im Geiste der etruskischen Argumentation (pag. 150—156) einige Präludien gibt. Schon die Neugierde, wie es Hr. Steub anstelle, um zu beweisen, daß der tirolische Bach Pfluw und der griechische Berg Olympus auf pelasgisch gleichmäßig Buluva, Flains oberhalb Brixen und Olynth im macedonischen Erzdistrict aber Bulunisa heißen, soll wißbegierige Leute allein schon bewegen, den kurzen Anhang zur Diatribe ganz und aufmerksam durchzulesen. Wie die Romanen und Germanen ihrerseits die räto-pelasgischen, so zersetzten und verwandelten andererseits die Hellenen die thrako-pelasgischen Namen, und vielleicht ließe sich aus diesem gemeinschaftlich geführten Verwandlungsproceß die in der neuesten Zeit noch, wie man weiß und täglich sieht, zwischen Griechen und Deutschen so warm und innig hervortretende Bruderliebe erklären.

Klima und Pflanzenwelt in der Zeit.

(Von C. Fraas. 1847.)

Ein Buch oder auch nur einen Artikel zu schreiben über Dinge, die weder den Ruhm, noch den Vortheil, noch die Zukunft und den Credit des eigenen Volkes berühren, darf man in den sogenannten praktischen Ländern, in Frankreich und England selten wagen, wenn einer nicht will, daß das Buch ungelesen bleibe, der Artikel aber mit beleidigender Geringschätzung überschlagen werde. Die französische Presse, die weiland so oft und so beredt über Syrien und über den Libanon zu berichten wußte, ist seit Mehemed Ali's Niederlage und seit der schmachvollen Preisgebung des christlichen Maronitenvolkes durch die Julidynastie über diesen Theil des Orients plötzlich stumm geworden. Von Ländern, wo er nichts zu sagen hat, oder wo er Schande und Beleidigung erdulden mußte, ohne daß er sich rächen kann, schweigt der Franzose still, und wie frostig John Bull das Thun und Schaffen der Leute behandelt, bei denen es nichts zu verdienen gibt, weiß man ohnehin.

Wesentlich verschieden ist in diesem Punct deutsche Praxis. Sei Drang, Geschäft und Lärm im eigenen Hause noch so betäubend und die Sorge, alten Credit, neue Ordnung und verrottete Wirthschaft herzustellen, noch so heiß, der Deutsche hat noch immer Lust und Augenblicke übrig, um über eine Variante

in Buddha's Sutra-Vinaja-Abhidharma pitaka Congreß zu halten und nebenher umständlich zu berathen, ob der Satz „das Dritte ist im Außersichsein das Ansichsein oder das Beisichsein, und Geist ist, was in seinem Außersichsein nicht aufhört Potenz zu sein" wirklicher Ausdruck deutscher Philosophie unserer Tage sei.

Das Menschenfreundliche, das Schmiegsame, das christlich Versöhnliche und gleichsam Universelle ist dem deutschen Volkscharakter so unaustilgbar eingeätzt, daß es selbst der Unbild und Mißhandlung widersteht. Feget uns immer die Taschen leer und werfet uns mit Fußtritten in Athen zur Thür hinaus, wir zürnen dennoch nicht und blicken freundlichst zum Fenster hinein mit derselben Liebe und mit demselben Schmerz.

Zwei Dinge, sagte der Mann, vor dem Europa schwieg, seien nöthig zu langem Leben und zu kräftigem Bestand, bon estomac et mauvais coeur. Daß uns von diesen beiden Glückseligkeitsfactoren letzterer fehle, ist überall anerkannt und wir fragen nur, ob vor allen Völkerschaften des Erdkreises die germanische nicht vorzugsweise die Race des Evangeliums sei? Ein keckes, ein freies Wort, geschweige eine resolute That, war in Deutschland wenigstens früher — und viele glauben, es sei auch jetzt noch so — das mißliebigste und störendste aller Dinge. Geduld und Schweigen und nur auf hohen Befehl Gedanken haben, war die große deutsche Politik. „Wie man rüsten soll?" fragte Walmoden, als der Feind schon gegen die Weser zog. „Mit Vermeidung alles dessen, was Aufsehen erregen kann", lautete der gnädige Bescheid des weisen Lenkers Rudlof von Hannover. Oder sagen deutsche Staatsmänner nicht etwa heute noch, ein einiges großes Deutschland im Herzen Europa's wäre für die Nachbarstaaten eine zu drückende Uebermacht und störte die allgemeine Harmonie? Aus Rücksicht für Nachbars Ruhe und für allgemeine Harmonie soll das eigene Vaterland ohnmächtig und

verachtet sein! Während andere selbstsüchtig ihre Sache mehren und täglich weiter greifen, denken wir, ob nicht bald Sparta auferstehe und Ki-Yng sich taufen lasse. Allerdings cultivirt man auch jenseits des Rheinstromes Demuth und Friedensliebe im großen Styl; man versäumt aber im Land der Du-Châtel und der Drouillards keine Gelegenheit, den Lohn seiner Enthaltsamkeit hienieden einzuernten.

Was hat aber — denkt der Leser — die Eingangs genannte Pflanzenwelt des Hrn. Dr. Fraas mit Ki-Yng, mit Sparta's Auferstehung und mit germanischer Geduld und Universalbedenklichkeit zu thun? Und doch ist der Zusammenhang ein innerlicher und lebendiger, weil Hr. Fraas die Hauptthesis seiner Schrift einem Lande entlehnt, welches der Deutsche hundert peinlicher Erfahrungen und fortwährender Undankbarkeit ungeachtet unmöglich vergessen will. Darüber zu klagen stünde nicht jedem gut, da mancher seine eigene That verdammen müßte. Ja sogar der Seitenblick auf christliche Philosophie und auf die Polypragmosyne des deutschen Volkscharakters ist noch heute keine Ungerechtigkeit und soll eher Lob als Tadel sein.

Ohne dieses Präambulum von einem Buch über Griechenland zu reden, schien uns in gegenwärtiger Zeit und beim frisch erwachten Betrieb der eigenen deutschen Sache nicht erlaubt.

Daß aber gerade ein Laie in der Pflanzenkunde eine botanische Schrift zu besprechen wagt, hat auch seinen guten Grund. Hr. Dr. Fraas hat die griechische Pflanzenwelt demselben Processe unterworfen, den man früherhin zu nicht geringem Aergerniß des philhellenischen Publicums über das neugriechische Volk verhängt und durchgefochten hat. Beide Arbeiten sind geistesverwandt und in ihren Folgesätzen von gleicher Wichtigkeit. Die eine wie die andere stützt sich auf dasselbe Princip langsamer, aber rastlos und organisch fortschreitender Bewegung, Verwandlung und Zer-

setzung aller physischen und moralischen Existenzen unseres irdischen Wohnplatzes. Nur hat Hr. Dr. Fraas ein weniger verhaßtes Thema gewählt und hat deswegen Niemandes Zorn zu befürchten, wenn er die „himmelanstrebenden Erlen und Buchen", wenn er die „wuchtigen Kornellen und die schlanken Eschen" der Iliade verschwinden und die schattenvollen Hochwälder Altgriechenlands durch das Gestrüpp des Wüstenklima verscheuchen und tödten läßt. Oder wo wäre der strenge Grammatikus, der den weltlichen Arm zu Hülfe rufen und den Dr. Fraas als Feind der guten Ordnung verschreien möchte, weil er die Nässe und Schatten liebenden Pflanzen des Theophrast, weil er den Ehrenpreis, die blaue Glockenblume mit rundem Blatt, den Lavendel-Speik und den Frühlingsschmuck unserer Wiesen — die fette, gelbe, kelchlose Dotterblume (Caltha palustris), wenn er sogar die melancholische Herbstzeitlose mit ihrem blaurothen Farbenspiel und das dunkle Grün des Viburnum Lantana in Hellas nicht mehr gefunden hat? Wald, Blume, Bach und Kräuterwiese gibt man willig preis, nur die Menschen, ihre Städte, ihre Dörfer und ihre Sprache nicht. Sagte und bewies man aber den Deutschen, daß außer der alten Pflanzenwelt auch das alte Volk verschwunden sei, — daß die Jetzt-Griechen in Dörfern wohnen, welche Glogova, Kamenz, Krakova, Bukowina, Strutz und Kukuruza heißen, — daß diese Namen nicht homerisch seien und überdies noch der größere Theil der Bewohner Griechenlands nicht einmal das corrupte Neugriechisch redet, war es Verrath an der Wissenschaft, neuerungssüchtige Grübelei und sich selbst überstürzende Gelehrsamkeit ohne wahren Grund.

Jedoch man beschwert sich nicht über Eigensinn und Härte der Kritik. Das Widerliche, das Monströse und Kühlende dieser Slavenlehre rechtfertigte wenigstens Anfangs nicht nur Unglauben und Widerspruch der Gegner; sogar Bosheit und Leiden-

schaft darf man den Leuten in solchen Fällen nicht übel nehmen. Es war eine neue Idee, eine Störung im alten Schlendrian, ja ein wesentlicher Schritt vorwärts in der historischen Wissenschaft. Oder wäre es etwa zu viel Rühmens, wenn man den deutschen Literaten gelegenheitlich ins Gedächtniß riefe, daß beim Ausbruch der griechischen Empörung in Europa wohl allerlei Notize über morgenländische Palastscenen und dogmatische Faseleien von Byzanz im Umlauf waren, das Schicksal der Länder zwischen der Donau und dem Cap Matapan aber von der Völkerwanderung bis auf die letzte Zeit herab völlig unbekannt gewesen und vorzüglich durch unsere Mühe in den Kreis europäischer Erkenntniß hereingekommen ist?

Nach so viel Unglimpf, Arbeit, Kampf und Wanderschaft wird man es einem doch gönnen, wenn er am Ende den Gewinn zusammenzählt, seine Rechte wahrt und sich kraftvoller Bundesgenossen freut, die, ohne es selbst zu wollen, seinem Argument als Stütze dienen. Die literarische Feindschaft, in der man so lange und mit so vielen zum Theil ausgezeichneten Literaten leben mußte, war nicht das geringste Uebel dieser byzantinischen Häresie. Zeit, bessere Erfahrung, vermehrte Einsicht und vielleicht auch gegenseitige Ermüdung haben indessen, wo nicht den Frieden gänzlich hergestellt, doch wenigstens dem Aergerniß offener Befehdung ein Ziel gesetzt. Beiderseits machte man Zugeständnisse in Nebendingen und schwieg über die Hauptpuncte, die keine Nachgiebigkeit gestatten, lieber gänzlich still.

Weil Kirche, Hof und Kanzlei des jungen Königreichs griechisch reden, meint das Abendland, die ganze Volksmasse von Hellas, besonders die Viehzucht und Ackerbau treibende Classe gehöre auch diesem Sprachstamme an. Nichts ist aber irrthümlicher als diese Vorstellung. Gerade die untern Schichten dieser Bevölkerung, der sogenannte große Haufe versteht die Sprache

der Kirche, des Hofes und der Verwaltung nur im kleineren Theile des Landes und bedarf des Dolmetschers, um zu wissen, was man glauben, thun und bezahlen soll. Von den neunhunderttausend Bewohnern Griechenlands redet nahezu die Hälfte das barbarisch Albanische und das Wlachische als Muttersprache. Die Ironie des Schicksals ist so grausam, daß gerade die gefeiertsten Landstriche, Attika, Böotien, der Isthmus und die kleinen Inseln der Nachbarschaft, überhaupt der „producirende", arbeitsame und rüstige Theil der hellenischen Bevölkerung Albano-Wlachen sind. Selbst die Altbürger von Athen, obgleich aus allen Theilen der Levante zusammengekehrt, reden noch heute nicht alle griechisch und die Albanesen von Athen sind noch immer, was ihre Ahnen im fünfzehnten Jahrhundert waren. Alle aber, sagt Hr. Fraas, lachten den Herold aus, der sie am Tag der Thronbesteigung des Königs mit „Hellenen" haranguirte und von der Größe ihrer Ahnen sprach.

Das Urtheil des Herrn Dr. Fraas über neugriechische Zustände ist nur ein zufälliges, daher unparteiisch und von großer Wichtigkeit. Um die Streitfrage selbst, wie sie in Deutschland seit bald zwanzig Jahren verhandelt wird, hat sich Hr. Fraas nie gekümmert. Ogyges oder Plaputas ist ihm einerlei; er hat es nur mit der fetten Kräuterwiese, mit dem Buschwerk und mit dem hochwipfligen Schattenwald des Theophrast, mit dem ausgelaugten Hellas unserer Tage, mit dem eingewanderten Kermesbaum und mit dem Rosmarin zu thun. Die „speerliefernde Kornelle" aber ist ohne Ehrgeiz und die Hyazinthe buhlet nicht um Macht. Das Griechisch fertig redend erzählt der Verfasser von „Klima und Pflanzenwelt" einfach, was er auf vieljährigen und allseitigen Wanderungen im Lande selbst gehört und gesehen habe.

Die Lehre von der Wandelbarkeit des Erdklima ist weder

neu noch unbesprochen. Mehr als einmal hat man Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie sie in den bekanntesten Ländern rund um das Mittelmeer einerseits bis an den Indus und andererseits bis ans baltische Meer vor Alters angegeben sind, mit ihrem gegenwärtigen Bestand verglichen und das selbst von den conservativsten Geistern nicht mehr bestrittene Resultat herausgebracht: es herrsche in Ländern, wo es früher jugendlich blühte und strotzte, ein ärmliches fremdes Pflanzenleben ohne Kraft, und in Gegenden, die einst mit dichtem Wald und fetten Triften, mit reichen Kornfeldern, mit zahlreicher Bevölkerung, mit großen Städten und feiner Gesittung prangten, sei jetzt die Wüste eingezogen und der Verfall jeder guten Kunst.

Europa von Sicilien bis zum cimbrischen Chersones und von Gades bis an den Hellespont war noch in der historischen Zeit ein einziger, zusammenhängender Dunkelwald mit einer von der Gegenwart verschiedenen Thier- und Pflanzenwelt, die mit Schatten und Feuchtigkeit zugleich verschwunden ist. Einst waren die ausgedorrten Hochebenen Kleinasiens, die Euphratwüste, und das baum- und wasserlose Iran voll lustiger Paradiese, wie es Hagion-Oros und Kolchis noch heute sind. Wer jetzt das kahle Cypern sieht, das Kalkeiland mit seinen Glutweinen und seiner Baum- und Wassernoth, der wird mit Befremden lesen, daß die zu üppig strotzende und fast unbesiegbare Waldvegetation die größte Calamität der alten Insulaner war. Wer auf Cypern den Boden von Holz befreite, ward nach Strabo sein gesetzlicher Eigenthümer. Selbst in den jetzt ewig regenlosen Wüstengebirgen des tropischen Afrika hat man neuerlich erst die Wirkungen lang anhaltender und starker ehemaliger Regengüsse erkannt. Und wenn sogar Aegypten heute viel lufttrockener und heißer als vor dreitausend Jahren ist, und wenn in Folge des Verschwindens atmosphärischer Feuchtigkeit die ehemals durch Oberägypten

häufige Sykomore und Akazie verkümmert oder gar bis in das Delta zurückgewichen, Oelbaum und Weinstock aber bis auf die neuesten Recolonisationsversuche gänzlich ausgewandert sind, so ist es nur die nothwendige Folge des ersten Satzes. Vergeblich sucht der fremde Wanderer im heutigen Aegypten die Lotosstaude, und der Baumwollenfellah des Mehemed Ali hat den Platz der Lotos bauenden Sumpfbewohner der Pharaonen eingenommen.

Nicht im Aufzählen dieser Erscheinungen selbst und in den Berichten alter und neuer Zeit, sondern in der Angabe der Ursache und des letzten Grundes dieser Phänomene liegt das Verdienstliche der Schrift, über welche hier Bericht erstattet wird. Leitete man früher die Verwandlungen in Klima, Thier- und Pflanzenwelt aus plötzlichen Katastrophen der Erdrinde her, so erklärt Hr. Fraas nach dem Vorgang berühmter Geologen alles auf ordentlichem Wege stätiger, noch heute fortwirkender, aber erst in großen Zeiträumen meßbarer Naturkräfte ohne Revolution. Ein langsames, aber anhaltend fortschreitendes Verwandeln im Erdklima ist der Grundgedanke, welchen der Verfasser nicht aus Büchern anderer Leute, sondern aus der Natur der von ihm beobachteten Pflanzen selbst festzustellen sucht.

Boden und Klima sind die beiden Grundbedingungen alles Pflanzenlebens; die Hauptrolle aber will Hr. Fraas der neuern Chemie zum Trotz auf die letztere Grundbedingung mit ihren beiden Factoren „Wärme und Feuchtigkeit“ übertragen. Nicht der Boden, sagt Hr. Fraas, sondern das Klima hat die Pflanzenarten hervorgebracht. An Beweisen zu Gunsten dieser Thesis aus dem Reichthum eigener Beobachtung fehlt es natürlich nicht. Eine Bemerkung jedoch genügt, um dem Leser zu zeigen, was in Griechenland zu lernen ist, wenn man sein Augenmerk weniger auf die Intriguen des Kyrios Kolettis und des Kyrios Papari-

gopulos, als auf die Natur des Bodens und auf die Sitte seiner Bewohner richtet. Welcher Leser kennt nicht den Löwenzahn, die gemeine Frühlingsblume mit gelbem Strahlenkopf auf röhrigem hohlen Schaft? Zu Theophrasts Zeiten (300 v. Chr.) begann der Löwenzahn wegen größerer Feuchtigkeit der Atmosphäre Griechenlands erst im Winter und Frühling seine langdauernde Blüthezeit, während er jetzt bei trockener gewordenem Klima schon im Oktober, aber zuerst ohne Blätter blüht und als neue Art (Leontodon gymnanthum) bei den Pflanzenkundigen eingeschrieben ist. Dieses Leontodon gymnanthum von heute, sagt Hr. Fraas, war vor zweitausend Jahren die *ἀφάκη* des Theophrast oder das Leontodon taraxacum unserer Wiesenflur. Und diese Verwandlung habe nicht der Boden, sondern das neue Klima hervorgebracht.

Die Pflanze, beinahe eben so unstät und beweglich wie der Mensch, wandert, weggetragen oder vom Klima angelockt, beständig fort und zwar von Süd nach Nord, bis sie die klimatischen Bedingungen des Lebens nicht mehr findet und daher verkrüppelt oder völlig stirbt. Zu dem Satze aber: daß alle Culturpflanzen Europa's, wo nicht gar alle Pflanzengattungen überhaupt Eine Heimat haben und wie das Menschengeschlecht vom Paradiese ausgegangen seien, will sich Hr. Fraas nicht verstehen. Da wo der Kirschbaum wild wächst, können der Oelbaum und die Palme so wenig als andererseits die Haselnußstaude neben der Pistazie zu Hause sein. Damit aber die Feige und die Olive aus ihrer Urheimat im westlichen Asien, in Syrien und Griechenland nach Italien und Südfrankreich wandern konnten, mußte zuerst das Klima der letztgenannten Länder durch die fortschreitende Cultur verwandelt, d. i. wärmer und trockener als in der Urzeit sein. Wärmer und trockener aber wird ein Land, wenn der Wald verschwindet; Walddickicht und Wassersprudel aber weichen nur der menschlichen Cultur.

Langes Bewohntsein von einem civilisirten Volke, sagt Herr Fraas, nützt die Länder ab, verzehrt das Mark des Bodens und führt ihn der Verödung zu. Die Wahrheit dieses Satzes durch vergleichende Schilderung der heutigen Naturzustände der Landschaften Iran, Mesopotamien und Palästina mit sämmtlichen Küstenstrichen ums Mittelmeer nachzuweisen, wäre ebenso anziehend als lehrreich, wenn wir unsern Bericht dieses Mal nicht ausschließlich auf Griechenland beschränken müßten.

Am Rheinstrom, wo jetzt die Mandel blüht und weiche Sitte herrscht, erfror zu Plinius' Zeiten die Wintersaat. Wenn nun Hr. Fraas die Rheinlande jetzt für milder und wärmer hält als zu Trajans Zeiten, wird ihm gottseliger Eifer diesen Fortschritt wenigstens noch vergeben, da in warmen und fruchtbaren Gegenden auch die Andacht wärmer und der Weg nach Trier bequemer ist.

Schlimmer ist es schon, wenn er die Bäume nicht alle von Haus aus im Paradies wachsen läßt und vielmehr jeder Gattung ihre exclusive Heimat zuerkennt. Aber völlig unerträglich, fürchten wir, ist der aus dem Pflanzenstudium abgezogene Satz: die cultivirte Erde müsse viel, ja viel älter sein, als man gewöhnlich glaubt. Was wir über Veränderung der Erdoberfläche sowie über Verschwinden ganzer Vegetationscharaktere in Wald, Wiese und Flur historisch wissen, sagt Hr. Fraas, gehe nur etwa auf dreitausend Jahre zurück, während Aegyptisch Theben erwiesenermaßen schon vor achttausend Jahren die erhabensten Denkmäler der Baukunst schuf. Das Schicksal der Pflanzen in diesen verlorenen Aeonen ist natürlich unbekannt.

Bis hieher könnten jedoch streng praktische Beurtheiler noch immer mit gutem Rechte sagen, Hrn. Dr. Fraas „Klima und Pflanzenwelt in der Zeit" sei zwar ein unterhaltendes und gelehrtes Buch und führe auf vielerlei neue Gedanken; eigentlich nützlich aber,

wie man es jetzt verlangt, für Minderung europäisch-häuslicher Noth und bürgerlicher Uebelstände, sowie für Mehrung der Einsicht in Staatsdingen und für Hebung der Sittlichkeit sei es nicht, und folglich dürfe auch sein Lob nur kurz und bescheiden sein. Diesem Vorwurfe, scheint es, wollte der Verfasser durch den inhaltsvollen Satz begegnen: „die physische Umgestaltung eines Landes verwandle nicht bloß das Thier- und Pflanzenreich, es stecke auch die auf dem verwandelten Boden sich staatlich niederlassenden Menschengeschlechter an, selbst wenn sie einen noch wenig verdorbenen, einfachen Naturzustand als Ausstattung in die neuen Sitze bringen.“ Das gibt der Sache schon eine andere Färbung und zieht die größten Interessen unserer Epoche, den Staatshaushalt und die Politik ins Spiel. Die Sentenz: daß langes civilisirtes Bewohntsein den Boden an und für sich ausnütze, dehnt der Verfasser noch weiter aus, und glaubt, der civilisirte Mensch sei sogar im Stande, die ihn umgebende Natur selbst so eingreifend zu verändern und zu verunstalten, daß sie ihm später die nöthigen Mittel zur Erreichung höherer, geistiger und physischer Würde völlig versagt und ihn in jenes Extrem physikalischer Hindernisse versetzt, welches dem Extrem der uranfänglichen Obergewalt der Natur gerade entgegengesetzt und unbesieglich ist. Einfach ausgedrückt will der Verfasser sagen, es gebe einen Grad physischer Bodenermattung, welcher irreparabel ist und die Last einer geistig kräftigen Bewohnerschaft dem Lande unerträglich macht.

Hr. Dr. Fraas, wie man sieht, hat Gedanken und meint, wenn es mit obiger Thesis seine Richtigkeit habe, werde man sich in Europa nicht länger abmühen, die schon tausende von Jahren mit allen Plagen der Civilisation und Cultur heimgesuchten Stammländer europäischer Nationen wieder in den Kreis höherer Volksentwicklung hereinzuziehen, d. h. ihre Völker aus

sich selbst zu regeneriren oder mit neu dorthin verpflanzten Stämmen überspannte Hoffnungen zu wecken und romanhafte, von der Natur selbst versagte Resultate hervorzubringen. Wenn der Leser etwa nicht merken sollte, auf welches neueuropäische Phantasiegebilde es hier abgesehen sei, so dient ihm die angefügte Frage des Verfassers als Commentar. Seitdem man ernstlich von der Rückkehr hellenischen Völkerlebens, selbst von germanischer Colonisation Kleinasiens spricht und Fortschritt der Cultur und Industrie vom längst wüsten Numidierlande bis zum ewig fruchtbaren Aegypten auf allen Lippen ist, seitdem, sagte Hr. Fraas, ist ihm oft der Gedanke gekommen, ob es denn auch so rasch möglich sei, durch einen gemüthlichen Beschluß diplomatischer Conferenzen das zu bewirken, was gegen den Gang der Natur anzustoßen scheint, oder mit andern Worten, Elemente zur unabhängigen staatlichen Existenz, ja zu Fortschritt und höherer Lebensthätigkeit da hervorzubringen oder vorhanden zu wähnen, wo sie längst schon erloschen sind. Einem solchen neugeschaffenen Staate oder einer solchen kleinasiatischen Colonie die nothwendigsten Bedingungen geselligen Fortschrittes, als da sind günstiges Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, Wasser und Brennkraft als Pathengeschenk einzubinden, meint der Verfasser, sei viel weniger leicht, als man gewöhnlich glaubt. Dazu kämen noch gewisse andere sehr schätzbare Imponderabilien, z. B. Kraft, Muth, Arbeitslust, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Religion und Hingebung für erhabene Ideen, die man natürlich auch ex decreto den Colonisten mitzugeben habe.

Wenn solche Fragen und Bedenken Vielen schon in ihrer allgemeinen Form anstößig und verdächtig sind, müssen sie in näherer Beziehung auf das junge Hellas doppelt lästig sein. Die obligaten und wohlgemeinten Posaunenstöße der Zeitschriften über die Fortschritte, welche die Cultur, die Industrie und der Handel

Neugriechenlands seit Wiederherstellung hellenischer Freiheit mache, gehen seit zwei Olympiaden regelmäßig fort; man liest von Schiffen, welche gebaut, von Gegenden, welche entsumpft werden, von Culturen wüsten Landes und von Straßen durch alle Theile des Königreichs; Oelpressen werden verbessert, Glas wird geblasen, Meerschaum gegraben, Färbereien werden eingerichtet und selbst die alten Schachte angegangen, die letzten Reste herzugeben, um neuhellenischer Blüthe und neuhellenischem Credit aufzuhelfen. Hr. Fraas gibt so wenig, als wir selbst, der Vermuthung Raum, diese Angaben seien dem größten Theile nach — wo nicht geradezu erdichtet — doch in kunstreicher Toilette patriotisch aufgeputzt und angemalt, um alte Sympathien wachzuhalten und wo möglich neue und reiche Liebhaber anzulocken. Hr. Fraas nimmt alles, was man schreibt, um so gläubiger als wahr und richtig an, da nebenher berichtet wird vom Lichten der Wälder bis in die rhätischen Alpen herauf zu Gunsten der Stadt Athen, vom ungestörten Wetteifer der Waaren einführenden Nationen, von Weizen aus Rußland, vom griechischen Schiffsbau zu Triest und Odessa, von Leder aus der Türkei, Malthefer Stahl- und Schnittwaaren, Tabak aus Saloniki, ja selbst Glas aus Oesterreich.

Daß man jetzt Glas in Hellas blase, will er noch glauben, es fehle ja weder an Sand zur ersten Erfindung, noch auch seit Prometheus, hellenischen Angedenkens, an Feuer dazu. Aber wo in Hellas wäre das Holz? Wer Schiffe baut, meint Herr Fraas, sieht sich vor allem nach Holz um, desgleichen wer Eisen gewinnt, Glas schmilzt, Häuser baut, Zucker siedet, Kalk brennt, kurz, wer Fabriken errichtet, braucht Holz und oft noch mehr Wasserkraft, bewegendes Wasser und Dampf! Aber eben diese beiden Elemente irdischer Glückseligkeit, Holz und Wasser, woran das alte Hellas so überreich gesegnet war und welche Deutschland noch ohne Gefahr verschwenden kann, sind in den ent-

scheidendsten Gegenden Neugriechenlands abgeschwendet und ausgetrocknet.

Oelbaum- und Knopperneichenpflanzungen mit etwas Kermes und Strandföhren ausgenommen, hat das junge Hellas in leicht zugänglichen Landstrichen heute keinen Wald. Erst in einer Höhe von dreitausend Fuß bilden Edeltannen und zahme Kastanien jene massenhaften Baumpflanzungen, die man in Mitteleuropa Wälder nennt. Mit dem Vordringen des Wüstenklima ward die breitwipfelige Pinie, die Schwarzföhre, die Tanne und der hohe Wachholder in kühlere, luftigere Höhen gedrängt, zogen die meisten Eichenarten der alten Welt in verstümmelten, von so vielen Angriffen der Cultur und Zerstörung gebliebenen Resten in die schattigen Schluchten der Hochgebirge hinauf, wo noch reiche Quellen sprudeln und die Lüfte feuchter sind. Dahin zogen die Steineiche, die filzblättrige und breitblättrige Eiche, der Haselstrauch, die zahme Kastanie in großen Schaaren, die Mannaesche, die spärliche Ulme, die häufige Hopfenbuche und die eßbare Eichel der Arkadier, die mythische Frucht der ersten Geschlechter, denen „Malvengemüse und Asphodill noch köstliches Labsal war.“ Nach Theophrast wuchsen in der Ebene Griechenlands die Kornelle, die Eiche, die Hopfenbuche, die Stechpalme, die Esche und der Ahorn, welche jetzt alle in die Gebirge hinaufgezogen sind. Dagegen hat sich die knoppernliefernde Aegilops — der Baum mit dem „geradesten, plattesten und höchsten Stamme“ — aus den unbebauten Gegenden des Theophrast verkrüppelt und hülfesuchend in bebaute Gegenden hereingeflüchtet. Völlig verschwunden aber und in nördlichere Länder ausgewandert sind die in Althellas häufigen Arten der zartblättrigen gemeinen Linde, der Taxbaum, dieser Zögling schattiger und feuchter Vorberge, von dem man jetzt nur noch selten meist buschartige Exemplare auf den höchsten Bergen findet; ferner die Hainbuche, die Buche und

die Erle des Homer, und mit wenigen Ausnahmen die „speerliefernde Kornelle“ und die hohe Esche der alten Zeit.

Wenn nun aber aus den Niederungen Griechenlands, aus den Vorbergen und leicht zugänglichen Orten die genannten Nadel- und Laubholzbäume alle ausgewandert oder verschwunden sind, so ist doch sicher eine andere Pflanze auf die verlassene Stelle nachgerückt oder haben sich früher beengte Gattungen freier ausgedehnt? In die verlassene Stelle hochstämmiger Waldbäume sind dicht- und hartblättrige, filzbedeckte, dorn- und stachelreiche Gesträuche, kurzes Unterholz und immergrünes, schönblühendes Gebüsch, der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo und Andrachne), die Myrte, der Oleander, die Pistazie, die Kermeseiche, der Rosmarin, der Thymian — die Flora der Trockenberge mit dem Johannisbrodbaum, mit der Acacia, der Celtis australis und dem grauen Oleaster nachgerückt. Hochwälder alter Art sind in Griechenland nur geblieben in Orten, wo der Mensch nicht ist, oder wohin er mit seinen Bedürfnissen und seinem Verwüstungstrieb nicht leicht gelangen kann. Solche Gegenden sind noch im hochgebirgigen Theil von Aetolien und Ostakarnanien, in Phthiotis, im mittlern Euböa, am Cyllene und Taygeton. Aber was nützen diese Holzreichthümer im schwer zugänglichen Gebirge, wenn Forstcultur und ökonomische Benützung selbst für albanesische Bergbewohner unmöglich ist und Bauholz von Triest in Athen heute noch wohlfeiler als vom Tannenwalde des nur eine Stunde entfernten Parnes zu stehen kommt?

In Südfrankreich hat die lange Culturzeit dieselbe Holzverwüstung herbeigeführt, mit denselben Folgen und mit derselben Noth wie in Griechenland. Das gallische Volk ist aber vor dem Kampfe wider die Natur selbst und wider das drohende Wüstenklima, seine Wärme, seine Trockenheit und seine Gußregen nicht zurückgewichen, und die dürren Halden der kreidereichen Provence,

sagen die Acten, seien wieder angeflogen, und die Wolke, die jetzt ohne Labsal vorüberzieht oder zerstörend niederrauscht, werde im Lande der Troubadours bald wieder segenträufelnd und heimisch über schattenvollem Bergwald hängen.

Warum macht man den Versuch nicht auch in Griechenland? Man hat ihn schon gemacht, und zwar früher, als sie in Frankreich an künstliche Bepflanzung der nackten Berge dachten. Schon vor zwölf Jahren dachte die deutsche Verwaltung an Forstculturen im ebenen, zugänglichen Lande des jungen Hellas, an Erzeugung von Hochwald mit Turnus, Hell- und Dunkelschlag, wie es bei den Deutschen selber Sitte ist. „Der hellenischen Idee", sagt Hr. Fraas, „mußten ja Eichen für Dryaden und Quellen für Nymphen gegeben werden." Während die Versuche künstlichen Waldanfluges in Languedoc gelungen sein sollen, sind sie in Griechenland überall ohne Erfolg geblieben. Ebene und Vorberge sind noch kahl ausgebrannt wie zuvor, und die Staatsweisheit, auf den Waldschöpfungsact verzichtend, beschränkte ihre Sorge klüglich auf Rettung und Erhaltung dessen, was noch vom alten Reichthum übrig war. Allein selbst gegen dieses weise und wohlthätige Streben der obersten Gewalt legte Natur und Sitte des griechischen Volkes Verwahrung ein. Forstwald und Griechen, wie sie heute sind, können nebeneinander nicht bestehen. Wo denn, sagt Hr. Fraas, sollte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen, wenn nicht mehr Ziegenhirten die Berge durchziehen sollten? Woher frisches Weidegras auf den nackten Bergen, dürfte man sie nicht mehr durch Abbrennen des Gestrüpps mit Asche düngen? Die Bäume selbst, wie in der Fabelzeit, sind in Hellas auch heute feudalistisch unterthan. Der Gerber will die Wurzelrinde der Kermeseiche; dem Harzsammler gehört die Strandföhre, deren Anplätzen und Harzgewinnung der Staat bereits als Forstrentenquelle eingeschrieben

hat, des Theerschwelens nicht zu gedenken! Das von den Ziegen übrig gelassene Gestrüpp spricht der Kalkbrenner, der Köhler die Steineiche, der Faßbinder die Kastanie, der Schafhirt den jungen Aufschlag auf Hochgebirgsebenen an, und die einzigen Wälder auf den Gebirgskuppen sind von Leuten bewohnt, deren geringstes Verbrechen wäre, wenn ihr Hohn bloß die Forstgesetze träfe. — Wie will man Kakobunioten, Zigeuner, Klephten und nomadisirende Wlachen, d. i. die Hellenen von 1820, an Norm und Waldmaß des Occidents gewöhnen? Oder sind dieses etwa die Elemente des „klugen, ackerbauenden Hellenenvolkes", von dem Strabo spricht? Laubwälder, sagen die Kanzleibeamten, schlagen aus den Wurzeln nach, und was der Krieg verwüstet hat, wird der Friede wieder bringen. Aber Hr. Fraas läßt uns auch diesen Trost nicht gelten und schreibt die Verödung des griechischen Wald- und Wiesenschmuckes weniger dem Kriege als den Gewerben und der Industrie der alten Aera zu. Hr. Fraas glaubt sich sogar berechtigt, die Thesis aufzustellen: „die einmal zerstörte Waldvegetation eines größern Landes, die in ihrer Gesammtheit ebenso wie einzelne Wälder nur in geschlossenem Stande, gedeiht, läßt sich ökonomisch nicht wieder herstellen, wenn dieses Land, wie Hellas, von ebenso verletzter und entholzter Nachbarschaft umgeben ist." Mit der Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation werde das Klima, vorzüglich in Beziehung auf atmosphärische Feuchtigkeit, so verändert, daß der geographische Bezirk der Florconstituenten völlig aus seinen Grenzen verrückt wird; einige Pflanzen wandern aus, neue wandern ein, viele suchen das Gebirge; Wasserpflanzen verschwinden, nur Strandpflanzen bleiben treu, weil sie leicht dem vor- oder zurücktretenden Meere folgen. Wie heiß der Sirocco aus den kahlen, wald- und wasserlosen Wüsten Syriens oder Nordafrika's herüberwehe, hat mancher Deutsche auf hellenischem Boden nur zu oft em-

pfunden; und läge nicht das Meer dazwischen — glaubt der Verfasser — so würde sich Neugriechenland von der Wüste Nordafrika's weit weniger unterscheiden, als es seine Entfernung vermuthen ließe.

Nur der Unverstand kann es dem Verfasser übel nehmen, wenn er den romanhaften Phantasiegebilden des philhellenischen Abendlandes wenigstens in der Vegetation die trockene und ungeschminkte Wahrheit entgegenstellt. Was nützt da bemänteln, täuschen, träumen, falscher Sinn? Thöricht und unglücklich ist allemal jener Mensch, der früher handelt, als er einsieht und erkennt.

Nachdem Hr. Fraas den Forderungen der Wahrheit und der langen Erfahrung genug gethan, regt sich am Ende doch wieder das Mitleiden für das alte, schöne Hellas unserer Jugendzeit. Trotz aller naturhistorischen Gegengründe, trotz aller systematischen Folgerichtigkeit hat er die Hoffnung „gründlicher Restauration" der Wälder Neugriechenlands zu seinem und unserem Troste doch nicht gänzlich aufgegeben. Er rechnet — ob mit Ernst weiß man nicht — auf die Hülfe des Mittelmeeres, das die nach Hellas segelnden Wolkenzüge mit Wasserdünsten schwängern und die Steppenvegetation aus Attika verdrängen soll. In der Zwischenzeit mahnt er freundlich auf das Gegengeschenk, mit welchem Vorsehung und Natur die verschwundene Pflanzenkraft in Griechenland ersetzen und gleichsam vergüten will. „Hatten die alten Hellenen hohe Stämme zu Schiffsbauholz und mancherlei Gewerken, so hat der Neugrieche Braunkohlen aus Kumi, streift er Kermesbeeren ab, sammelt er Avignonbeeren auf den Bergen, pflanzt er Knopperneichen und Korinthen mit viel Glück, hat er jetzt besseres Oel und genießt er selbst Datteln und Hesperidenfrüchte, deren die Alten nur mit Sehnsucht gedachten; und wenn der Grieche heute nicht mehr Stierhekatomben feiern kann, so ist doch Hammelsbraten und Zicklein auch ein Fest."

In so weit bringt Hr. Fraas weder die Griechen selbst noch ihre Schirmvögte im Abendlande durch gar zu grelle Farben in Beschämung und Verlegenheit. Eine staatliche Existenz und selbst eine angemessene Art materieller Glückseligkeit hält er auch im bodenverwandelten Hellas für möglich und erreichbar. Nur daß die Bewohner „ausgebrauchter" Länder im Wettkampfe der Civilisation erfolgreich mit solchen Völkern ringen könnten, deren Natur noch unverletzt oder weniger verarmt ist; — daß man ferner eine solche verschwundene Natur wieder zurückrufen könne, wie man es nicht nur in Ländern „transacter Herrlichkeit", sondern auch in unserer eigenen Heimat seit Jahren in Waldsachen versucht und mit Millionen dafür kämpft — das glaubt der Verfasser nicht und hält deswegen alle Regenerationsversuche dieser Art für verlorene Mühe und für um so schädlicher, als sie den wahren Standpunct verrücken, auf welchem man, statt Unmögliches zu bezielen, eigentlich das Bestehende fördern müsse.

Diese selbständige, gesunde, aus unbewölktem Gemüth hervorbrechende Art, menschliche Dinge richtig anzusehen und zu behandeln, ist es eben, was zugleich mit klugem Seitenblicke auf näher Liegendes und Aehnliches dem Buch des Hrn. Fraas bedeutenden Werth verleiht. Der Verfasser steht mit seiner Thesis freilich nicht allein; sein stärkster Bundesgenosse aber ist die Zeit und die That, die den Irrthum allein widerlegen und bezwingen kann. Die bis an das Ende der Schrift gleichmäßig strömende Wärme des Styls geht auf den Leser selbst über, und unserer Meinung nach zeigt es einen guten Tact, wenn der Verfasser über die hellenische Pflanzenrevolution die Zukunft Europa's und das deutsche Vaterland nicht vergißt. Wie der siegreiche Consul das riesige Karthago in Flammen sah, dachte er an die Tiberstadt und an ihr verborgenes Geschick:

ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρὴ
καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο!

So geben Baumschlag und Wiesenflor der Germanen dem wasserlosen Ilissus gegenüber melancholische Gedanken. Wie mag es von heute an in zweitausend Jahren im hochcultivirten Deutschland beschaffen sein, da man schon seit einem Säculum im Lande, welches Cäsar und Tacitus als ein wolkentrübes, undurchdringliches Waldgehege schildern, über Abnahme der Buchen- und Eichenwälder, der Zirbelkiefer und des empfindlichen Taxbaumes, über den verminderten Holzwuchs überhaupt bedenklich wird, und nebenher künstliche Wiesen- und Waldanlagen und künstliche Bewässerung ständige Artikel in den Schriften der Waldbeschirmer sind? Wird auch für uns die Zeit kommen, in welcher Alpenflora und milchige Sommertrift, wie in Griechenland, vor dem nachrückenden Steppenklima um mehrere tausend Fuß in die Höhe flüchten, und statt der Frucht der Haselstaude und der Süßkirsche, wie heute in Südmorea neben der goldenen Pomeranze auch der Mastixstrauch, die Terebinthe, und neben Ziergewächsen aus Afrika und Australien sogar die Dattelpalme von Babylon gedeihen soll? Solche Fragen sind nicht müssig. Sorgen und Gedanken ziemen dem Verständigen; ruhig und zufrieden ist nur der Thor.

Das Wildbad.

(Juli 1856.)

Also den 21. Juni um vier Uhr Nachmittags ist in Begleitung des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Würtemberg die Kaiserin Wittwe von Rußland mit ihrem zahlreichen und glänzenden Hofstaat zum Gebrauch der gesundheitspendenden Thermen in Wildbad eingetroffen.

Wäre ein Wesen höherer Art, um die Hütten der Sterblichen zu besuchen, vom Olymp herabgestiegen, Neugierde und Erwartung könnten nicht gespannter, Achtung und ehrfurchtsvolles Entgegenkommen nicht heißer sein, als sie es in diesem feierlichen, für die Gegenwart wie für die Zukunft des kleinen Städtchens bedeutungsvollen Moment gewesen sind. Die Neuheit des Gegenstandes und die den Menschen angeborne Begierde irdische Größen anzuschauen, hatten alle Gemüther erfaßt, kein Fenster, kein Plätzchen, wo die Czarin vorüber fuhr, blieb im engen Oertchen menschenleer; Triumphpforten, Blumenkränze, Laubgeflechte und Guirlanden von Jasmin, Maienbäume und junge Tannen zwischen hellgrünen Birken mit silberweißer Rinde schmückten, wie zu München am Fronleichnamstag, Häuser und Straßen des Städtchens, und von den Dächern — am schönsten und geschmackvollsten vom Klumpp-Hôtel — flaggten klug und patriotisch die russischen Tricolor- und die schwarzrothen Fahnen des Königreichs Würtemberg. Hôtel Belle-vue aber, ein dem

Grafen Dillen gehöriger Neubau mit Balcon und Säulenthor — auf einer sanften, baumgrünen Schwellung am Rand des Städtchens — ward durch verdoppelte Sorgfalt als czarische Baderesidenz mit kaiserlicher Pracht ausgerüstet. Die königlichen Gärten von Berg und Rosenstein hatten sich zum Theil ihres Blumenflores entkleidet und ihr tropisches Pflanzengrün dem geheimnißvollen Dunkel des kühlen Schwarzwaldes anvertraut, damit der Uebergang von den lustigen Cypressenhainen Oliveto's in die schweigsamen Nadelwaldungen um Wildbad nicht gar zu fühlbar sei.

Am Tage nach der Ankunft besah die Kaiserin (zu mehrerer Bequemlichkeit des schaulustigen Publicums) in einer halbgedeckten niedern Rollchaise sitzend den festlich geschmückten Ort, und bei eintretendem Nachtdunkel warf die hausbreite, bodenflache, an beiden Enden links und rechts mit gedeckten Säulenhallen, mit Schattenpavillons, mit Alabastervasen, mit Marmorbildern und mit immergrünem Buschwerk sinnvoll geschmückte Enzüberbrückung, die die beiden Klumpp-Hôtels verbindet, Gruß und Willkomm des Besitzers in Brillantfeuer auf die Fensterscheiben des kaiserlichen Gastes hinüber. Wenige oder Niemand von den Gegenwärtigen hatte die Czarin je gesehen, aber die ätherisch verklärten und irdischer Fülle völlig baren Umrisse der erhabenen Fürstin konnte sich Jedermann erklären. Die Sehnsucht nach dem verlornen Lebensgefährten, dem mächtigsten, schönsten, stolzesten und glücklichsten Mcnn des Jahrhunderts, hat das Lebenselement verzehrt und in der ausgesengten Hülle, wie bei der Narcissuskranken Echo der Verwandlungen des Ovidius, nur den klangvollen Silberton der Stimme zurückgelassen,

sonus est, qui vivit in illa.

Die Sebastopoler Verdrießlichkeit und der Friede von Paris — das konnte der Czarin überall nicht entgehen — haben in

Stellung und Gesinnung der Deutschen den Russen gegenüber nichts geändert, und wenn es nöthig wäre, von neuem bewiesen, daß wir in unsern Gefühlen nicht bloß wesentlich galant, sondern in Sicherung unseres Vortheils nebenher auch gute politische Rechenmeister sind.

Für den Augenblick ist das kleine Wildbad mit vornehmen, reichen und hochgestellten Russen überfüllt und träufelt ein ausgiebiger und äußerst fruchtbarer Regen moskowitischer Goldimperialen auf das bescheidene, wohlgesittete und vom Luxus der Großbäder noch nicht angehauchte Waldstädtchen nieder. Mit ihrem Soldatenleben, wie man weiß, mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Golde haben die Russen nie gekargt, und haben es eben deswegen in der Welt so weit gebracht. Selbst dem Ermüdeten gönnt moskowitische Hast zum Heil des Ganzen keine Ruhe und es ist, gleichsam wie ein ambulantes Hauptquartier, mit der kranken Kaiserin auch eine Kanzlei hiehergekommen. Graf Orloff, der Friedensheld von Paris, weilte einige Tage hier, Graf Nesselrode und Prinz Peter von Oldenburg sollen kommen; selbst Graf Morny ist angesagt, und inzwischen nimmt die berühmte Fürstin Lieven die leere Stelle ein. Neben dem alten Herzog von Sachsen-Altenburg wohnt in der Bel-etage bei Klumpp der Fürst Michael Woronzoff, weiland Gouverneur von Süd-Rußland und Schamils langjähriger Widerpart im Kaukasus. Wer sollte beim Anblick dieses gefeierten Mannes mit dem schlanken Wuchs, mit den geistreichen, feingeschnittenen, mehr an die Themse als an die Wolga mahnenden Gesichtslinien und dem funkelnden, selbst im hohen Alter noch nicht erloschenen Augenblitz nicht an das Jahr 1814, an die Nachtscenen von Pethiviers, an die Feenpracht von Alupka und an das Kampfgewühl mit dem stolzen Fürsten der Tschetschenzen denken?

Wollte ich Ihnen die volle Rang- und Namensliste aller

russischen und deutschen Prinzen, Fürsten, Feldherrn, Diplomaten, hochgebornen Invaliden und kriegverstümmelten aristokratischen Größen senden, welche der Czarin zu huldigen und die heilende Gottheit der Thermen anzuflehen gegenwärtig in diesem lieblich einsamen Waldthale versammelt sind, wahrhaft, Sie könnten bei all Ihrer Deferenz für irdische Größe am Ende doch um den Raum verlegen sein.

Aber was ist Wildbad? Welche Titel hat dieser bisher so selten genannte und in den höhern Regionen so viel als völlig unbekannte Ort, um plötzlich den politischen Olymp in seinen Bereich zu bannen und die eifersüchtigen Blicke der halben Welt auf sich zu lenken? Die meisten Ihrer Leser würden um eine genügende Antwort auf diese Fragen verlegen sein und mögen deswegen auch einen noch so leichten und matten, aber an Ort und Stelle selbst gezeichneten Umriß willkommen heißen.

Wildbad, ein Städtchen von wenig mehr als zweitausend Einwohnern und kaum über zweihundert Hausnummern, liegt in einer engen, schattigen, von Südwest nach Nordost streichenden Waldschlucht der alten Silva Hercynia, und mitten durch das romantisch gewundene, oberhalb mit Nadelwald, unten mit Laubholz und saphirgrünen Kräuterwiesen schwellig eingerahmte, beinahe sohlenlose Thal rauscht schlängelnd und mit Gemurmel die durchsichtige silberhelle Enz. Das Bett des Waldbaches ist zwar steinig und hat raschen Fall; die Wellenströmung ist aber dennoch voll, bergfrisch, forellenreich, innerhalb des Städtchens und in der nahen Baumallee mit röthlichem Quaderstein schön eingeufert und trägt in der Form schmaler Holzflöße durch tiefeingerissene, waldeinsame Schluchten den Reichthum des Landes zuerst in den Neckar und dann massig angeschwollen auf dem gewaltigen Rheinstrom in das an Gold reiche, aber an Bauholz arme Niederland hinab.

Das größte Kleinod aber und der geheimnißvolle Talisman, dessen Zauber selbst bis an den Polarkreis reicht und wie Hüons Wunderhorn die Großen der Erde fesselt, sind die am Fuße der wald- und wiesenreichen Thalwand mitten im Städtchen aus dem Felsengrunde hervorbrechenden heißen Quellen, deren Sprudel, wenn sich die vielgerühmte Wunderkraft auch dieses Mal bewährte, zu nicht geringer Beschämung nebenbuhlerischer Wassernymphen im Heilungsproceß der lästigsten und allgemeinsten Uebel des menschlichen Leibes künftighin als letzte Instanz gelten wird.

Von den Mirakeln, welche die Wildbad-Thermen bisher im Stillen gewirkt haben und die Niemand leugnen kann, wollen wir, obgleich wahrhaft Auffallendes und Großartiges zu berichten wäre, doch nichts sagen; eben so wenig soll aber auch von den Bestandtheilen der heilenden Flüssigkeit und von der Art und von der Ursache ihrer Wirksamkeit geredet werden, weil man von ersteren nur Einfaches und Gewöhnliches, von den letzteren aber nach Versicherung der verständigen Aerzte des Städtchens soviel als gar nichts weiß, und der Mensch hier, wie überall, seine Glaubensätze und seine Wissenschaft nur aus der Erfahrung abstrahirt.

Aber warum hat Wildbad, wenn seine warmen Quellen zu den wirksamsten Deutschlands gehören und sogar mit Gastein um den Preis concurriren, unter den gepriesenen Cur- und Mode-Heilorten der fashionablen Welt bis in die neueste Zeit herab doch nur in den nächst liegenden Landschaften des Schwarzwaldes zur Geltung sich zu bringen vermocht? Man kannte bisher im Allgemeinen weder den Ort, noch seine Kraft, noch seine Gelegenheit, und Niemand darf sich wundern, wenn die Welt nach dem Unbekannten kein Verlangen trägt. Ein deutsches Sibirien, dachte man sich, eisig kalt, wenigstens dreitausend Fuß

über dem Mittelmeere, zwischen himmelhohen, öden, traurigen Bergwänden eingekeilt, von der Sonne kaum begrüßt, von aller Cultur und menschlich-bequemer Lebensweise entfernt und unheimlich bei grober Kost und halbverfaultem Holzgezimmer, wie etwa St. Moriz im Engadin, müsse dieses Wildbad sein. Selbst die Zugänge konnten in der Vorstellung der Fernwohnenden nur pfadlos, ungebahnt und halsbrecherisch mit Mühe und Gefahr über loses Steingerölle und kluftige Brüche zu den im finstern Tannenwald winterlich versteckten Quellen führen. Um einen solchen Preis die Gesundheit zu erkaufen, kann sich nicht Jedermann entschließen, besonders wenn man das köstliche Gut näher und comfortabler zu finden glaubt. Wie grundfalsch und wie weit von der Wahrheit entfernt übrigens diese bis auf die letzte Zeit herab im größten Theile Deutschlands noch herrschende Vorstellung sei, wäre eigentlich schon aus dem kurz vorher Gesagten klar. Um aber die Sache recht kräftig zu machen, und alles Einreden, besonders was die Zugänge in das Heilbad selbst betrifft, vorweg abzuschneiden, muß hier auch noch von den würtembergischen Verkehrsmitteln und Wegbeständen einiges gemeldet werden.

Die Entfernung von Stuttgart nach Wildbad wird auf dreizehn und eine halbe Poststunden angegeben, die man entweder direct über Böblingen und Calw mit dem Eilwagen, oder in einer Bogenlinie über Ludwigsburg und Bietigheim bis zur Station Mühlacker auf der Eisenbahn und von dort über Pforzheim und die Neuenbürger Tiefschlucht ebenfalls mit dem Eilwagen in etwas weniger als sechs Zeitstunden zurücklegen kann. Aus Furcht vor Landstraßen und Eilwagen überhaupt und in der Voraussetzung, die Qual werde um etwas kürzer sein, haben wir den letzten Weg genommen und — nebenher gesagt — auf dieser kurzen Strecke eine höchst angenehme Enttäuschung

erfahren. Man will andere nicht verkleinern und Niemandem etwas schlechtes nachsagen, der Wahrheit aber muß man Zeugniß geben und eingestehen, daß in Würtemberg die Landstraßen so vortrefflich und die Eilwägen gegen alle deutsche Sitte so kunstvoll und erquickend gebaut und eingerichtet sind, daß uns nach der schlotterigen Bewegung des Schienenwegs die sechsstündige Landfahrt ein wahres Labsal schien und wir am Ende nur bedauerten, daß der Weg nicht länger war. Die großartigen, bald wildromantischen, bald lieblich sanften Scenerien des Schwarzwaldes mit seinen Thalrissen, Klüften, seinem Wasserreichthum, seinen kalten, reinen Quellen und seinen warmgrünen Matten sind aus Auerbachs Novellen Jedermann bekannt; aber eines der reizendsten und das Gemüth tief ergreifenden Landschaftsbilder, die man in Deutschland jetzt noch findet, muß der Hochwald zwischen Neuenbürg und Pforzheim sein. So mächtig und gesund strotzen im dichten Baumgedränge die Föhren-, Tannen-, Fichten- und Pinienstämme, und so malerisch schön mischt sich die seltene Eiche, die Buche, die Birke, der Ahorn und die Linde in das Farbenspiel! Durch die bunte Waldpracht blickt die Abendsonne und tief unten in der geheimnißvollen Schlucht wälzt die Enz ihre Fluth.

Um Wildbad, nur sechs Stunden von der Enzquelle, mildert sich der Ernst und die Großartigkeit des Landschaftscharakters und auf den grünen, zu beiden Seiten des Waldbaches matt und wellig aufsteigenden, coulissenartig hintereinander geschobenen und größere Fernsicht verschließenden Thalhalden sieht man außer den grünen Wiesenmatten überall nur kleine, gartenmäßig eingepferchte und mit Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln bestellte Ackerparzellen, weil es für edlere Getreidearten mehr an Terrain und gedehnten Strecken, als an milder Sommerluft gebricht. Wer sich aber dessen ungeachtet die Lage des niedlich kleinen

Heilorts winterlich rauh und sibirisch denkt, dem wollen wir nur sagen, daß dicht ober dem Bad-Hôtel auf der Höhe des Terrassengartens sechs zahme Kastanienbäumchen stehen, die ungefähr zu gleicher Zeit mit den Kastanienwäldern am milden Treisamstrand vollkommen reife und vollkommen süße Früchte bringen.

Der Thalgrund des Städtchens selbst erhebt sich nur eintausend dreihundertdreiunddreißig Fuß über die Meeresfläche und ist folglich kaum fühlbar rauher, als das rebenumgürtete Stuttgart am Nesenbach und daher von ganz gleicher Milde mit dem warmquelligen Plombières. Die Höhe der zu beiden Seiten des Städtchens in Form muldig eingebrochener Rundkuppen sanft ansteigenden Waldhügel — Berge sind es nicht — beträgt ebenfalls nicht mehr als zwölfhundert bis fünfzehnhundert Fuß, und im Badeorte selbst gönnt die naturwarme Erddecke dem Schnee auch keinen langen Aufenthalt.

Wie die Quellenfassung, die Badeanstalt und die gastliche Unterkunft in Wildbad früher beschaffen war, gehört nicht zur Sache. Heute ist alles neu und mit einer Pracht eingerichtet, wie sie in diesem waldstillen und abgelegenen Thale gewiß Niemand sucht. Ueber den Thermen selbst hat man in der jüngsten Zeit (1841) auf Staatskosten aus röthlichem, schön behauenem Sandstein und ganz im maurischen Styl einen weitläufigen, das Quellenrevier umschließenden Palast erbaut, dessen kunstreiche Fensterbogen, galerieumschlungene Plattform, elegante Corridore, hohe, säulengestützte und durch Glaskuppeln von oben magisch erleuchtete Bad-Bassins man selbst in Prusa und Damaskus preisen würde. Mit diesem röthlichen Serai der Thermen eng verbunden und gleichsam unter Einem Dache prangt mit der Fronte dem Platz zugekehrt das königliche Bad-Hôtel, wo der fremde Gast seine volle Bequemlichkeit, geräumige Cursäle —

ohne Roulette, einen gedeckten Säulengang und, wenn er es begehrt, sogar lambris dorés und eines Fürsten würdige Gelasse findet. Im schönsten Wetteifer mit dieser landesherrlichen Bestellung bieten das vielgerühmte Klumpp'sche Doppel-Hôtel zum Bären und das neue Belle-vue, welches für diese Saison die Czarin allein bewohnt, alles was an Comfort und Eleganz von fremder Behäbigkeit zu verlangen ist. Und wenn man den Tisch bei Klumpp an Feinheit, Reichthum und Geschmack nicht selten über eine Königsküche stellt, so hat man nicht etwa die eigene Meinung ausgesprochen, sondern nur das Urtheil competenter Autoritäten wiederholt. Daß es aber neben diesem soliden Luxus auch an Gelegenheiten minderer Art nicht gebricht, ja Ueberfluß vorhanden ist, braucht man nicht zu sagen. Genug, wenn man versichert, daß in Wildbald jede Ranges- und jede Vermögensstufe ihre Stellung und ihre Rechnung findet.

Ueber die Erbauung einer Eisenbahn von Belgrad nach Salonik*).

(1861.)

Bericht durch Hrn. Dr. Johann Georg v. Hahn, k. k. Consul für das östliche Griechenland. Wien, mit Schriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1860. Mit einem Vorwort des Einsenders über das gegenwärtige Verhältniß des Türkenthums zur Christenheit.

Seit der Schlacht bei Nikopolis im Jahr 1396 schwärmt der christliche Occident mit That und Wort für die Vertreibung der Türken aus Europa, und heute, vierhundertvierundsechzig Jahre nach dem ersten mißlungenen Versuch, dem schwärmerischen Gedanken thatsächlichen Ausdruck zu geben, sind die Türken noch immer da, und denken, wie es scheint, allen Expulsionsprojecten der Christenheit zum Trotz, vorerst noch länger zu bleiben, wo sie seit bald fünfhundert Jahren sind. In der That, für wenigstens ein Menschenalter hinaus ist die Herrschaft der Osmanli am Bosporus durch den neuesten christlich-türkischen Finanzact garantirt, und vielleicht auf dreimal so lange bannt sie, zu nicht

*) „Dienstag 8. Januar (1861). Helltrübe, 11° Kälte gen acht Uhr früh. Noch keine Sonne, Bäume und Sträucher noch immer candirt bei stiller Luft. Letzte allgemeine Revision des Belgrad-Hahn-Artikels mit stylistischen Abrundungen und Correcturen vieler Stellen. Endlich mit Begleitschreiben nach Augsburg abgelaufen, wahrscheinlich der letzte Artikel für die Allgemeine Zeitung." Aus dem Tagebuch Fallmerayers. — Er war es!

D. H.

geringer Beschämung der christlichen Sympathie, das Gesetz politischer Nothwendigkeit auf ihrem Sitze fest.

An wiederholten Versuchen, sich dieser politischen Nothwendigkeit zu entziehen, hat es bis auf die neueste Zeit herab nicht gefehlt. Die Versuche waren aber alle, selbst der letzte und größte, durch die eigene Schuld des intervenirenden Abendlandes wirkungslos, traurig und häufig sogar für diejenigen selbst verderblich, denen man angeblich helfen wollte.

Auf das große Falliment des letzten Versuches hin sind die abendländischen Schiedsrichter der menschlichen Dinge von der bislang im Einklang mit der öffentlichen Meinung befolgten Politik endlich abgesprungen, und haben, in der melancholischen Ueberzeugung, der allgemeine Friede könne nur durch Lebensfristung des türkischen Reiches erhalten, ihre gegenseitige Eifersucht, ihr Handelsneid, ihr Ländergeiz nur durch Fortbestand des status quo des Orients eingeschränkt und gezügelt werden, Abd-ül-Medschid Chan I. als legitimen Imperator des byzantinischen Reiches in ihr Consortium aufgenommen und seinen Länderbesitz unter das öffentliche Recht gestellt.

Die Lostrennung jedoch und die quasi-selbständige Constituirung einzelner Randstücke des großen türkischen Staatencomplexes scheinen mit dem großen politischen Heilmittel nicht unverträglich, aber den Glauben, eines der losgetrennten oder noch loszutrennenden Randstücke vermöge als Großmacht das Imperium des Orients zu übernehmen und kräftig zu behaupten, haben die Gewaltigen des Abendlandes auf die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre hin wieder aufgegeben.

Zum Dank für das freundliche Entgegenkommen der christlichen Potentaten hat sich der Fürst der Gläubigen verpflichtet, zwischen seinen mohammedanischen und seinen christlichen Unterthanen vollständige Rechtsgleichheit herzustellen und sein Regiment

überhaupt für die Zukunft so einzurichten, daß die beiden antipathischen Volkselemente seines Reiches friedlich nebeinander leben und gedeihen können.

Was die Hohe Pforte in diesem Sinne bis jetzt ausgerichtet hat, ist nicht bloß unbedeutend und zweifelhaft, es hat sogar den Anschein, der neue politische Verträglichkeitstalisman werde das Schicksal aller vorangegangenen Pacificationsversuche theilen und das Uebel, statt es auszurotten, schlimmer und tiefer einfressend machen, als es vorher je gewesen ist. Der gute Wille hat dem türkischen Staatsoberhaupt nicht gefehlt, es fehlt ihm aber die Macht, weil von den beiden sich feindlich gegenüberstehenden Volksracen keine unter der Bedingung gleicher Rechte ein friedliches Nebeneinander will, und dabei der gegenseitige Haß so unversöhnlich ist, daß er sich, wie die Dinge jetzt stehen, nur mit völliger Ausrottung des Gegners stillen läßt. Die Christen, als der unterdrückte Theil, gehen an Rachsucht und an Begehrlichkeit noch weit über die Islambekenner hinaus, welch letztere, im Besitz alles Reichthums und aller Macht, von keiner Veränderung etwas hören wollen, und nur bei unverrücktem Fortbestand der Dinge, wie sie heute sind, Friede und Duldung zugestehen. Die einheimischen Christen dagegen verlangen ihrerseits nicht bloß das Recht, Grundbesitz zu erwerben, sie verlangen die vollständige und entschädigungslose Expropriation, ja selbst das allgemeine Massacre der mohammedanischen Mitbewohner, wozu sie eben neuerlich nicht zu ihrem Vortheil im Libanon den Anfang machten. Weil es aber den einheimischen Christen, um das Vertilgungswerk selber zu verrichten, an Kraft und kriegerischem Muth gebricht, soll das Abendland, wie ein anderer Ritter von la Mancha, als „deshacedor de todos los agravios“ mit Heeresmacht herbeieilen, um die Execution zu vollziehen, und sie ohne alles eigene Verdienst an die Stelle ihrer Dränger setzen.

Politische Phantasien dieses Gehaltes sind keiner ernsthaften Erörterung würdig, und wir fragen nur: welche Macht der Erde etwa stark genug wäre, zwanzig Millionen eingeborner, heimatberechtigter Bewohner eines Staates außer Besitz zu stellen oder gar abzuschlachten?

Aecht tatarische Vollbluttürken gibt es, selbst mit Inbegriff der früher eingewanderten Seldschuken, keine zwei Millionen im ganzen Reich, und der große Bevölkerungsstock, besonders in der asiatischen Türkei, sind eingeborne ehemalige Christen, die aus Ekel vor der byzantinischen Hoftheologie zum Islam übergetreten sind und heute der christlich gebliebenen Minorität ihrer Blutsverwandten Besitz und Gewalt überlassen sollen.

Die Kenntniß dieses Umstandes ist in der Politik des Orients entscheidend, aber in Europa leider weniger beachtet, als man meinen sollte.

Lindern wir immer mit barmherzigem Sinn das selbstverschuldete syrische Elend, nur soll der wahre Thatbestand zu allgemeiner Kunde gelangen, um endlich einmal aus den ewigen Illusionen heraus und auf den rechten Weg zu kommen. Jetzt sind aber die europäischen Gemüther zu aufgeregt und die christlichen Gefühle über die neuesten Vorgänge in Syrien zu empört, als daß es Jemand wagen dürfte, auch an den Mohammedanern etwas Gutes anzurühmen, oder von dem geringen moralischen und politischen Werth unserer leidenden Glaubensbrüder im Orient und von den endlosen Verlegenheiten, Lasten und Bedrängnissen, die dem Abendland ihre Muthlosigkeit, ihre Prätensionen und ihre Schwäche bereiten, auch nur ein leises Wort zu reden.

Wir beugen uns vor der öffentlichen Meinung und vor dem beleidigten religiösen Gefühl des Occidents, nur wünschen wir, die Christen des vierten Jahrhunderts hätten das Talent gehabt, neben dem Homusion des Aegypters Athanasius auch noch den

theologischen Gedanken des Diaconus Arius zu erfassen, und durch das Erfassen und Dulden dieses berechtigten und nicht auszutilgenden theologischen Gedankens die Entstehung des Islam zu verhindern und gleichsam unmöglich zu machen.

Nun aber der Islam durch die Doppelschuld der morgenländischen Christenheit am Rande von Europa sitzt und bis heute, aus Gründen die wir alle kennen, weder durch die Gewalt der Waffen, noch durch diplomatische Noten und beschworene Friedensverträge, noch selbst durch octroyirte Seraiphilanthropie abgethan, gezähmt und beseitigt werden konnte, so bleibt dem christlichen Occident nichts übrig, als sich in die traurige Nothwendigkeit zu fügen und sich mit dem Erbfeind friedlich zu vertragen, so gut es möglich ist. Besser wäre es freilich, wenn die Christen von Byzanz entweder die Thore Europa's besser gehütet und die wilden Asiaten niemals über den Hellespont herübergelassen hätten, oder, wenn sie jetzt stark genug wären, das Unglück eigenkräftig wieder gut machten. Ein solches Heldenwerk trauen sich aber die Beklagenswerthen selbst nicht zu.

Was soll nun geschehen? Wie soll der mörderische Hader der beiden feindlichen Brüder im Libanon zur Versöhnung und das türkische Reich selbst mit dem christlichen Occident fruchtbar und bleibend zur Harmonie gelangen?

Dieses Ziel ist nur auf einem Wege — durch die Umwandlung der Gemüther im Orient zu erreichen.

Ἔκστρεψον ὡς τάχιστα τοὺς σαυτοῦ τρόπους,
καὶ μάνθαν' ἐλθὼν ἂν ἐγὼ παραινέσω —

„Aendere gleich deine Sitten, geh hin und lerne, was ich dir anrathe," sagt Strepsiades in den Wolken des Aristophanes.

Wir glauben indessen einen besseren Rath zu geben, als der geistvolle Spötter von Athen. Denn zur Verwandlung, wie wir

sie vorschlagen, bedarf es keiner positiven Thätigkeit oder Kraftanstrengung der christlichen Gewaltträger, keiner Katechesen glaubenseifriger Dogmatiker; es braucht nur ein Nichthindern, ein Geschehenlassen, mit einem Wort — ein uncontrolirtes, volles und friedliches Ineinanderfließen der christlichen Cultur und Lebenspraxis mit der mohammedanischen, den ungestörten Contact der materiellen Interessen, den Reiz gegenseitigen Gewinnes, erhöhter Lebensbequemlichkeit und verbesserten irdischen Daseins — Güter und Motive, gegen welche selbst der Fanatismus und die hochmüthige Ignoranz der Derwische aller Länder und Zeiten in die Länge nichts vermag.

Dieses friedliche, befruchtende und ausgleichende Ineinanderfließen der beiden feindlichen Civilisationen ist aber nur möglich, wenn Völker und Potentaten der Christenheit es über sich vermögen, erstens, die Legitimität des türkischen Besitztitels und die Gleichberechtigung des Islam mit dem Evangelium auch praktisch anzuerkennen, und zweitens, statt die morgenländischen Christen zur Rebellion aufzuhetzen, sie vielmehr zu belehren, daß ihre Befähigung und ihre Ansprüche auf das Uebergewicht im Orient durch die Schuld ihrer Vorvordern, wie durch ihre eigene Unzulänglichkeit auf immer verwirkt und verloren seien, und daß sie sich als geborne Unterthanen der jeweilig am Bosporus sitzenden Centralgewalt mit der Sicherheit der Person, des Eigenthums und der freien Bewegung zu begnügen haben. Erst wenn die Europäer aufhören, die Bekenner des Islam dogmatisch zu beunruhigen und politisch zu bedrohen, werden diese letzteren ihren Sinn der wohlthätigen Einwirkung der Gesittung, der Humanität, der Friedenskünste und der materiellen Wohlfahrt nicht länger verschließen. Werden aber diese beiden Bedingungen als zu idyllisch und zu romanhaft von der Hand gewiesen, so ist es ein Zeichen, daß man das Rechte nicht will, und daß

es mit den warmen Versicherungen von Gerechtigkeit und uneigennützigem Wohlwollen den Türken gegenüber nicht voller Ernst sei.

Wir setzen das Bessere voraus, und fürchten auch keinen Widerspruch, wenn wir behaupten: durch Mehrung der Verbindungswege, durch Hebung des Handels, durch Erleichterung des persönlichen Verkehrs, durch Anlegung von Canälen und Eisenbahnen, und besonders durch Gewährung von Geldanleihen, werden die Dinge im Orient nach und nach eine andere Gestalt annehmen, werde der natürliche Geselligkeitstrieb der Völker und der gegenseitige Vortheil das weiland gefürchtete, jetzt von der unwiderstehlichen Superiorität der christlichen Heeresmacht gründlich überzeugte, am Scheideweg großer Entschlüsse stehende und in Zukunft als Grundlage des europäischen Gleichgewichts dienende Türkenreich ohne Mühe und Sorge der Gewaltigen und der Diplomaten langsam zwar, aber sicher und, so weit es die asiatische Natur erlaubt, vollständig in den Kreis des humanen Europäismus herüberziehen.

Als ein besonders wirksames Instrument der Civilisation und als einer der sichersten Wege, das schroffe, exclusive und feindselige Wesen der Völker zu gegenseitiger Annäherung und Freundlichkeit auszuglätten und die blinden Vorurtheile wegzuräumen, hat sich, wie man weiß, die Eisenbahn herausgestellt. Im Verständniß dieser beglückenden Theorie sind aber die beiden Chalifate von Alt-Rom und von Neu-Rom noch am weitesten zurückgeblieben, da man, um von ersterm nichts zu sagen, in den türkischen Staaten außer der Bahn von Alexandria über Kairo nach Suez nach langer Zögerung und im flagranten Widerspruch mit dem alterstarrten Osmanlithum nur erst die kurzen Strecken von Smyrna bis nach Aidin und von Rassowa bis Kustendsche mit Schienen zu belegen wagte.

Leitender Gedanke des ganzen von Europäern zu construirenden türkischen Bahnnetzes wird, neben der Flüssigmachung der verborgenen Reichthümer Vorderasiens, immer die möglichst schnelle und möglichst bequeme Verbindung zwischen Ostindien und England sein. Zu diesem Zweck hält Hr. v. Hahn nach sorgfältigster Berechnung der Distanzen von Alexandria nach Triest, Genua und Marseille unter allen europäischen Busenhäfen den von Salonik für die natürlich gegebene Scale des anglo-indischen Verkehrs, wenn Salonik durch eine lückenfreie Eisenbahn mit Calais-Ostende verbunden wird. Die Entfernung von Salonik nach Alexandria stellt sich nur auf sechshundertsiebzig Seemeilen, während die von Triest eintausendzweihundert, von Genua eintausenddreihundert und von Marseille gar eintausenddreihundertachtzig beträgt*). Wenn daher zwei Dampfer, die den gewöhnlichen Weg von zehn Seemeilen per Stunde zurücklegen, gleichzeitig von Alexandria absegeln, so geht der eine in dem Augenblick bei Salonik vor Anker, wo der andere noch siebenhundertzehn Seemeilen bis Marseille zu machen, also bei günstigem Wetter noch einundsiebzig Zeitstunden auf der See zu schwimmen hat. Stünde nun Salonik mit Calais-Ostende durch einen Schienenweg in Verbindung, so könnte die Locomotive im Verhältniß von zwölf Wegstunden in einer Zeitstunde den ganzen auf beiläufig sechshundertsiebzig Stunden berechneten Raum von Salonik über Belgrad und Wien an das Aermelmeer bei Calais in sechsundfünfzig Zeitstunden durchlaufen, und folglich die ostindische Post, allen Aufenthalt eingerechnet, in derselben Zeit nach London bringen, in welcher jener zweite Dampfer bei günstigem Wetter erst Marseille erreicht.

*) Die Seemeile ist der vierte Theil einer deutschen Meile, d. i. eine halbe Wegstunde. In der Schiffersprache sind Seemeile und Knoten synonym.

Um die ganze Fahrzeit von Marseille über den Pas de Calais nach London wäre also, von Alexandria aus gerechnet, die Saloniker Linie kürzer als die Linie von Marseille.

An diese große Zeitersparniß hat unter allen Europäern Hr. v. Hahn als einer der ersten gedacht, und hiezu den einfachsten und natürlichsten Weg angedeutet. Die Bahnstrecke von Calais über Passau und Wien an das linke Donauufer Belgrad gegenüber wird bekanntlich in Zeit von weniger als drei Jahren lückenfrei dem Verkehr übergeben sein. Daß aber die Entfernung von Belgrad nach Salonik nur einhundertsechsundfünfzig Wegstunden betrage, und dieser Zwischenraum für Anlegung eines Schienenwegs von der Natur vorzüglich begünstigt sei, hat man bei der mangelhaften Kunde der politisch-geographischen Zustände der europäischen Türkei bisher nicht gewußt, und auch nicht wissen können. Es herrschte nämlich bei den westländischen Geographen bis auf die neueste Zeit herab die Vorstellung, es streiche quer durch den illyrischen Continent von der Küste des adriatischen Meeres ostwärts bis zum Pontus Euxinus eine Centralalpenkette, eine Art Hindukusch voll unwegsamer Steilseiten, tiefer Schluchten und Alpensteige, die höchstens für Saumrosse den Durchgang möglich machen.

Gegen das Dasein einer westöstlichen Centralalpenkette zwischen der Adria und dem schwarzen Meer hat Amy-Boué in seinem vortrefflichen Werk „La Turquie d'Europe" bereits vor zwanzig Jahren protestirt, und zugleich von der Existenz eines Fahrwegs von Belgrad nach Salonik erzählt. Bei der Gleichgültigkeit aber, deren sich in Europa alle Werke und Studien über das illyrische Dreieck erfreuen, blieb auch das geographische Novum Amy-Boué's gänzlich unbeachtet. Erst Kiepert ließ, auf diese von Jedermann vernachlässigte Notiz hin, in seinem großen

Kartenwerk über die europäische Türkei neuerlichst den Mythus eines westöstlichen Queralpenstocks in Illyricum endlich fallen. Doch zur Angabe der wahren Bodengestalt des alten Dardaniens, wo nach der allgemeinen Vorstellung die „chaine Moesique“ vorüberstreichen sollte, fehlten auch Kiepert die Mittel, und es blieb eine Landstrecke im Süden von Serbien um das Quellgebiet der Morawa und des Wardar, gegen zwanzig Stunden lang und breit und folglich von etwa hundert Quadratmeilen Flächeninhalt, auch auf der Kiepert'schen Karte noch terra incognita.

Das volle Verständniß oder vielmehr den geometrischen Ausweis über die Terrainform dieses noch unbekannten Theils der europäischen Türkei, sowie über die Wirklichkeit einer fahrbaren von Nord nach Süd, von Belgrad nach Salonik streichenden Naturrinne hat uns Hr. v. Hahn gebracht, und mit dieser Probe ist zugleich die Möglichkeit eines Schienenwegs von Belgrad nach Salonik gegeben. Diesen schöpferischen Gedanken, zwischen Europa, Aegypten und Ostindien die kürzeste Verbindungslinie mittelst einer Dampfbahn durch Illyricum herzustellen, nährt und pflegt Hr. v. Hahn mit der wärmsten Eifersucht, und hat, wie aus dem Reisebericht an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hervorleuchtet, die Verwirklichung desselben zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

In Gesellschaft competenter Begleiter hat Hr. v. Hahn die künftige längs den cascadenlosen Rinnsalen der Morawa und des Wardar durch Serbien und Macedonien laufende Bahnstrecke in einem Dreispänner befahren, und den Boden im Allgemeinen überall so flach und plan gefunden, daß eine Locomotive während der ganzen hundertsechsundfünfzig Stunden langen Strecke nur siebenzehn eine halbe Wegstunden Fluß-Défilés zu

passiren hätte. Diese Fluß-Défilés fallen auf das Quellenland der nordwärts fließenden Morawa und des in entgegengesetzter Richtung südwärts rinnenden Wardar zu nicht ganz gleichen Theilen. Hindernisse dieser Art werden beim heutigen Stande der Technik nicht mehr in Rechnung gebracht, besonders wenn die Linie in ihrer ganzen Ausdehnung von Belgrad nach Salonik über keine einzige Höhe führt, und selbst die den Fluß und die Fahrstraße einengenden Terrainschwellungen sich kaum dreihundert Fuß über das Thal-Niveau erheben.

Die Wasserscheide zwischen Donau und Mittelmeer fällt in die Mitte zwischen den Ortschaften Wranja in Serbien und Kumanowa in Macedonien. In diese Gegend verlegen die vor-Kiepert'schen Karten den vorbezeichneten alpinen Gebirgszug, der den albanesischen Alpenknoten mit der Balkankette verbinden soll. Statt dieses alpinen Gebirgszugs hat aber Hr. v. Hahn als Wasserscheide eine sumpfige Niederung, eine in der Richtung von Nord nach Süd streichende, und von niederen Höhenzügen begrenzte Thalmulde gefunden, in welcher kein Zeichen darauf hindeutet, daß die aus der Ost- und Westwand der Mulde in die Ebene hereinfließenden Wasser in entgegengesetzten Richtungen als Morawa nordwärts in die Donau, und als Wardar südwärts in den Meerbusen von Salonik auseinander rinnen.

Von dem Puncte, wo die Morawa in die Donau mündet, stromaufwärts bis Kumanowa, beträgt die Entfernung gegen siebenzig türkische Reitstunden und diese ganze Strecke rechnet Hr. v. Hahn zu den von der Natur begünstigtsten Bahnlinien im südlichen Europa. Die eigentlichen Schwierigkeiten sollen erst zwischen Kumanowa und Salonik beginnen. Wo aber diese Schwierigkeiten eigentlich seien, und worin sie bestehen, ist aus dem bis jetzt gedruckten Abschnitt des Reiseberichts nicht ganz

deutlich zu erfahren, weil der Antragsteller weder in gerader Linie längs dem Wardarfluß noch auf dem Fahrweg über Istib, sondern auf Umwegen über Uskup (Skopia) vom vielbesagten Kumanowa nach Salonik gekommen ist. Aber auch in dieser Richtung mußte Hr. v. Hahn nur bei einer, wie man ihm sagte, leicht zu umgehenden Paßhöhe, und dann ein zweites Mal bei der breiten Wardarfurt vom Wagen steigen, so daß die Ausführbarkeit eines Schienenwegs von Belgrad nach Salonik im Princip vollständig erwiesen ist, die nächste und bequemste Richtung der Linie aber auf der zweitenWeghälfte durch kundige Ingenieure erst noch auszumitteln und vorzuzeichnen wäre.

Die Wichtigkeit des Unternehmens und die gesegneten Folgen, welche durch Belebung dieser Hauptarterien des Welthandels für Deutschland im Allgemeinen und für Oesterreich insbesondere erwachsen müßten, braucht man nicht erst mit Worten hervorzuheben. Wien müßte in kurzer Zeit zur Größe und zum Rang einer Welthandelsstadt emporsteigen, und selbst für die möglicher Weise zu verlierende Adria-Passage wäre durch diese neue Einrichtung das vollgültigste Supplement gefunden. Und doch wird bei der Langsamkeit der abendländischen Geister, bei der Gewohnheitsliebe und der dem Menschen angeborenen Abneigung selbst gegen vortheilhafte Neuerungen, aller Hemmnißlosigkeit von Seite des Terrains wie der Politik ungeachtet, die Verwirklichung des Hahn'schen Gedankens noch lange auf sich warten lassen.

Eben weil das Project nützlich und leicht durchführbar, aber neu und aus dem Kopf eines Deutschen hervorgegangen ist, wird man es zur eigenen Beruhigung vorerst überall für ein Spiel erhitzter Phantasie, für eine niemals zu verwirklichende Chimäre erklären, und nur um so hartnäckiger auf der alten

Bahn verharren. Hr. v. Hahn ist aber vollkommen überzeugt, der Gedanke, wenn einmal in die Oeffentlichkeit geschleudert, werde sich nach und nach der Gemüther bemächtigen, werde gedeihen und wachsen, und sich noch bei Lebzeiten des ersten Urhebers und Antragstellers zur That gestalten, zumal die Kosten des ganzen Unternehmens sich näher an zwanzig als an dreißig Millionen Gulden stellen würden.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

14

